Jena und Leipzig.

Novelle in zwei Theilen

von

A. v. Sternberg.

Erster Theil.

Berlin, 1844.

Buchhandlung des Berliner Lesecabinets.

Erster Theil.

Andreas.

In einem tiefen Forste stand ein junger Mann an den Stamm einer Eiche gelehnt und blickte in müßiger Ruhe dem Spiele des Mondlichts zu, wie es mit den Wolken kämpfte und bald blitzend durch die Gipfel der Bäume funkelte, bald in einem bleichen Schimmer verschwamm, der sich hinter den grauen Nebelschleier verbarg. Nebenher rauschte es im Forste, der Nachtwind, der die Ebene durchstrich, fing sich in das Gitter der Baumzweige und stöhnte in wehklagenden Lauten wie ein gefangenes Thier. Aus der Tiefe des Forstes kamen Töne, die schauerlich und fast wie menschliche Rufe klangen; dann lös'te sich das Schrillen und Rauschen in ein Gesäusel auf, das

in den Gipfeln erstarb und eine minutenlange Stille folgte dann, bis ein erneuerter Windstoß denselben Tonwirrwarr wieder hervorrief. Den jungen Mann, den Flinte und Jagdtasche als Jäger bekundeten, schien dies in seinen Träumereien nicht zu kümmern, er stand unbeweglich, so heftig manchesmal auch die Krone des ehrwürdigen Stammes, an dem er lehnte, erschüttert wurde; endlich wandte er sich lebhaft, warf seine Jagdtasche mit einem raschen Stoß auf den Rücken und begann seine Wanderung. Der Pfad war im Mondlichte kaum kennbar, dennoch traf ihn das geübte und scharfe Auge des Wanderers und öfters die nächtlichen Zweige des niedrigern Gebüsches auseinander schlagend sah man seine kräftige jugendliche Gestalt aus dem Dunkel hervortauchend und dann wieder darin verschwinden. Das melancholische Spiel der Töne hörte auf, je näher die Schritte des Eilenden dem Waldesaus-

gang kamen, dagegen hörte man das Brausen des Sturmes, der die weite Haidefläche ungehindert durchsauf'te, die sich jetzt dem Blicke öffnete, im blassen Lichte sich bis zur Unendlichkeit ausdehnend. Das Dorf und der kleine Edelhof, beide in geringer Entfernung von einander am Ufer eines ziemlich bedeutenden Baches liegend, waren im flimmernden Scheine nicht sichtbar und erst nach einer halben Stunde rüstigen Gehens tauchten die Lichter der Wohnungen, denen er zustrebte, dem Jäger auf. Er überschritt eine zierliche aber schon durch Alter baufällig gewordene Brücke, und befand sich in der Umgebung eines herrschaftlichen Parks, der zu dem Edelhofe gehörte. Die Gänge bestanden in beschornen Taxuswänden, verwahrlos't und von Zeit und Muthwillen beschädigt gleich der Brücke; ein ähnliches Schicksal war einigen Sandsteinbildsäulen bereitet worden, die ihre verstümmelten Gliedmaßen, gleich-

sam in der Einsamkeit der Nacht klagend, in die Lüfte streckten. Der junge Jäger bog einen kleinen Seitenweg ein, von wo er die Façade des Wohnhauses übersehen konnte, und hier zeigten sich ihm drei erleuchtete Fenster, die mit ihren Vorhängen von rothen Stoffen einen Gegensatz gegen das bläuliche Mondlicht, das die Mauern kalt beglänzte, machten. „Sie sind noch wach!“ murmelte der junge Mann, indem er weiter schritt.

Am Ausgang des Parks wurden die Häuser des Dorfes sichtbar. Die eine große Straße, die hindurchführte, war so stille und erstorben, daß man die späte Stunde leicht daraus wahrnahm; nur in einem Hause, das etwas stattlicher, und im Geschmack einer Dienstwohnung bei einer herrschaftlichen Besitzung hergerichtet war, schimmerte Licht und auf die Thür dieses Hauses schritt der Jäger jetzt zu. Sein Klopfen an der Gitterthür des kleinen Gärtchens, welches das Haus

umgab, wurde sogleich gehört, eine Magd erschien, öffnete und schloß hinter dem Eintretenden zu. „Gieb mir die Schlüssel, Hanna; sagte der Jüngling, es kann sein, daß ich noch ausgehe.“ Die Alte händigte ihm das Geforderte ein.

Im Zimmer, in das er jetzt trat, saß eine alte Frau im Lehnstuhle, die bei dem Klang der Schritte im Vorgemach ihre Brille ablegte, das Buch bei Seite schob und zugleich an einen Stuhl rückte, der ihr nahe stand. „Nun, Andreas,“ sagte sie, „du bist diesmal lange ausgeblieben.“

„Du hast doch nicht auf mich gewartet, Mutter?“

Die Alte nickte begütigend mit dem Kopfe, dann gab sie Hanna den Befehl, das warm gestellte Nachtessen von der Kaminplatte herabzuheben. Es wurde auf den Tisch gesetzt, der junge Mann genoß nur wenig. Während er aß, sprach seine Mutter nichts, sie blickte nur von Zeit zu Zeit verstohlen auf ihn hin und diese verstohle-

nen Blicke zeigten eine Fülle von Zärtlichkeit und Mutterſorge. Nur in etwas wurde ſie aufgeregt, als Hanna die Jagdflinte ergriff, um ſie ſammt der Taſche in das Zimmer des „jungen Herrn“ zu tragen. „Sei vorſichtig, Hanna!“ rief ſie. „Noch neulich hat wieder ein Unglücksfall mit der Flinte in den Zeitungen geſtanden.“

Der Sohn ſtand auf, nahm das Gewehr der Magd ab und trug es ſelbſt fort. Als er wieder in die Stube trat, hielt er ein Päckchen Papiere und einige Bücher unterm Arm. Er legte ſie auf den Tiſch, breitete ſie aus, indem er dabei das Tiſchtuch und die Schüſſel bei Seite ſchob, und ſagte dann: „Haſt Du die Quittung gefunden, Mutter?“

„Nein, mein Sohn,“ entgegnete die Alte. „Ich meine immer, daß ich daraus eine Düte gedreht habe, um neulich die Räucherkerzchen, die ich der Amtmännin ſchickte, hineinzulegen.“

„Du hättest mit einer Quittung vorsichtiger sein sollen, Mutter.“

„Da hast du Recht, liebes Kind; allein mir fehlte gerade ein Papier und da lag das gelbliche unscheinbare Blatt gerade da; wenn es weißes Papier gewesen wäre, hätte ich es nicht genommen.“

„Es schadet nichts,“ sagte der Sohn; „der Mann wird so ehrlich sein, und was er schon erhalten hat, nicht zum zweitenmale fordern.“ Die Alte nickte bejahend und fing an, die Maschen ihres Strumpfes zu zählen. Gleicherzeit summirte der Sohn eine Ziffernreihe und trug sie in eines der Bücher. Die Stille im Zimmer wurde nur von Zeit zu Zeit durch ein lautes Gähnen der Alten unterbrochen, dem sie einen kleinen musikalischen Schluß jedesmal beifügte, gleichsam um das Gähnen zu maskiren. Der Sohn blickte auf und sagte dann mit sanfter Stimme: „Du solltest zu Bette gehen, Mutter.“

„Das werde ich auch; jetzt da du da bist, will ich nicht eine Minute länger zögern. Rufe einmal die Hanna.“

„Hanna ist zu Bette, Mutter,“ entgegnete der Sohn. „Kann ich dir nicht die Hülfe leisten, die du brauchst?“

Dies war es, was die Alte wünschte. Seit drei Jahren, wo Mutter und Sohn so zusammenlebten, war sie gewohnt, von ihrem Sohne alle Dienstleistungen hinzunehmen, selbst die nicht ausgeschlossen, die eigentlich nur einer weiblichen Hand zustanden. Es war dies ein heimlicher und eigentlich nicht recht von ihr selbst gebilligter Zuwachs ihrer Mutterfreuden. Deshalb mußte Andreas gleichsam jeden Tag aufs neue sich seine Pflichten erobern und er that es immer in der besten Weise, denn er wußte, wie bitter es die alte Frau empfand, einmal nicht von ihrem Sohne sondern von Hanna zu Bette gebracht worden zu

sein. Er brachte ihr also jetzt auch ihr Nachthäubchen herbei, ein wollenes Jäckchen und ein besonders weiches und warmes Umschlagetuch. Diese Gegenstände nahm die Alte mit einem trocknen Ernste und ohne Dank in Empfang, denn es sollte den Anschein haben, als wäre sie noch böse auf Hanna, daß sie ihrem Sohne Dienste überließe, die ihr zu verrichten zukamen. Die Brille wurde mit einigem Geräusch ins Futteral gestoßen und dieses in den ihm bestimmten Winkel auf der Fensterbank geschoben. Der Sohn, ohne die Mutter aus dem Lehnsessel heraus zu bemühen, zog ihr geschickt die wollene Jacke an, band ihr das Tuch um, in der Weise, wie er wußte, daß die Mutter es liebte und endlich als der Obertheil des Körpers mit dem nöthigen Schlummerapparat versehen war, kniete er nieder und zog der Alten die Strümpfe aus, wobei er sorgfältig die beiden Strumpfbänder, die in Sticke-

rei und Einfassung noch Spuren ehemaligen Glanzes an sich trugen, zusammenschlug und mit einem Bändchen umwickelte. Alles dies geschah, ohne daß ein Wort dabei gesprochen wurde; endlich sagte die Alte: „Du wirst doch auch gleich zu Bette gehen, wenn ich schlafe?“

Bei dieser Frage sah Andreas auf. Sein jugendliches, fast noch knabenhaftes Antlitz mit den dunkelen frischen glänzenden Augen, war lebhaft geröthet, vielleicht weil er sich gebückt gehalten, vielleicht aber auch, weil die Frage der Mutter gewisse Gefühle von Schaam nnd Verwirrung in ihm rege machte. Er antwortete aber fest: „Ich hatte die Absicht, noch auf wenige Augenblicke aufs Schloß zu gehen; versteht sich, wenn ich erst werde die Rechnungen durchgesehen haben.“

„So spät noch aufs Schloß?“ entgegnete die Mutter.

„Es ist erst zehn Uhr, und als ich vorüberging, sah ich noch Licht im Saale.“

„Das ist mir nicht lieb,“ sagte die Alte. „Du weißt, daß ich dir verboten habe, aufs Schloß zu gehen, Andreas. Was machst du eigentlich da, und wie kommt es nur, daß die Damen oben noch so spät Besuche, und zwar Männer-Besuche empfangen?“

„Mich sehen sie nicht als einen Besuch, sondern als das erwartete Erscheinen eines Bekannten an. Auch bleiben die Damen nicht lange; sie gehen vielleicht schon am Ende dieser Woche fort.“

„Nun so gehe denn, und mache meine Empfehlung der Frau Obristlieutenantin.“

Bei diesen Worten schloß ihr Sohn, vielleicht im Dank für die ertheilte Erlaubniß, zärtlicher wie sonst die Alte in seine kräftigen Arme, und trug sie leicht, wie er ein Kind getragen haben würde, in das Bett und senkte sie dort in die

Fülle der Kissen ein, indem er zugleich einen Kuß auf die ehrwürdige Stirn seiner Mutter drückte. Dann zog er die Vorhänge des Bettes zu, schloß vorsichtig die Laden des kleinen Zimmers und während in leisen murmelnden Tönen das Gebet der Mutter hinter den geschlossenen Vorhängen vorquoll, schlich er auf den Zehen aus dem Gemache. Am Tische angelangt nahm er, statt weiter zu arbeiten, die Papiere zusammen, stellte das Tintefaß vorsichtig an seinen Platz, und verschwand, indem er das Licht mitnahm. In seinem Zimmer änderte er seinen Anzug, glättete sein gelocktes Haar und zugleich das blonde Bärtchen, das erst vor Kurzem angefangen hatte, seine Lippen zu beschatten, und so ausgestattet schlich er sich aus dem Hause, mit dem Schlüsselbund, das er Hannen abgenommen, das Gitter öffnend. Der Weg zum Edelhofe war bald zurückgelegt, die drei erleuchteten Fenster schimmerten noch in unverän-

dertem Glanze. Am Eingange des Parks kam unserm Wanderer ein Bedienter entgegen, der ihn zu suchen ging und ihm sagte, die Damen erwarteten den jungen Herrn schon lange im Saale.

Andreas hörte mit Freude die Botschaft, er beschleunigte seinen Schritt und bald stand er in einem kleinen, sehr hell erleuchteten Salon, in welchem drei Frauen auf dem Sopha saßen, die bei seinem Eintritt aufsprangen und ihm entgegengingen. Ein alter Herr, der beim Kamin sich die Füße wärmte, wandte kaum den Blick von einem Zeitungsblatt, in welchem er eifrig studirte, um den Gast zu begrüßen.

„Nun, André, sind Sie bis jetzt auf der Jagd gewesen?“ fragte eine schlankgewachsene Dame, die von der Mutter unseres Helden als Obristlieutenantin bezeichnet wurde; die beiden anderen Frauen, von denen eine etwas jünger,

die andere etwas älter als die Sprechende zu sein schienen, sahen zu dieser Frage mit muntern Blicken den Jünglig an, der eine Entschuldigung vorbrachte.

„Nichts geschossen, und dabei doch so lange im Forste umher gestreift?“ rief die Fragende, indem sie drohend ihren Finger emporhob. „Mein Freund, Sie scheinen auf schlimme Fährte gerathen zu sein.“

„Aber Delphine, welche Thorheiten!“ sagte die ältere Dame. „Hier in dieser Einsamkeit soll unser Freund verdorben werden? Wahrlich, es fände sich Niemand, außer wir müßten denn die Verführerinnen sein.“

„Heiße ich nicht Armide?“ rief die jüngste der drei Schönen lebhaft,“ und ist dies nicht mein Schloß? Sind dies nicht meine Gärten, Armiden's Zaubergärten? und ihr wollt noch daran zweifeln, daß ich verführen kann?“

„Ich sehe mein Unrecht ein,“ sagte Elise, „und bitte Dich um Verzeihung, meine Theure.“

„Die Dir gewährt sein soll. Aber sollen wir nun nicht zu unserer Parthie eilen. Ich brenne vor Begierde, André die Bälle zurückzugeben, die er mir gestern raubte.“

„So kommt!“ rief Delphine. Alle faßten sich an und diese drei flüchtigen schlanken, jugendlichen Gestalten, in ihren weißen Gewändern, flogen mehr, als daß sie liefen in das Billardzimmer, dessen Thüren geöffnet standen. Andreas folgte ihnen. Die Frauen ergriffen die Stöcke, Andreas ordnete die Bälle, Scherz, Lachen und Geplauder herrschte munter durch einander. Dann stellte man sich und die Parthie begann. Armide und Andreas zuerst, dann Elise und Andreas, dann Delphine und Andreas. „Wir wollen ihn matt machen!“ riefen die drei jungen Frauen, wie aus einem Munde, „er soll es erfahren, was es heißt,

mit drei erbitterten Feindinnen zugleich zu thun zu haben.“

„Ich werde mich zu wehren wissen,“ sagte Andreas kurz und trocken.

„Unser »beau« ist übler Laune heute,“ zischelte Delphine Elisen zu, die beide als Zuschauerinnen auf einem kleinen Ecksopha Platz genommen hatten.

„Wie hübsch er ist,“ sagte die Erstere noch leiser. „Es ist nicht möglich, besser gewachsen zu sein. Sieh diese Stellung dort. Findest du nicht etwas von den Linien des Antinous? Ich sehe schöne Männer so gern Billard spielen, weil bei keiner Gelegenheit so sehr die edlen Formen hervortreten.“

Die Nachbarin erwiederte hierauf nichts. Sie hatte ihre Lorgnette vor's Auge geschoben, angeblich um den Gang des Spiels zu beobachten, allein die Richtung der Gläser war bedeutend

von dem Schauplatze des Spiels ab und dem Spieler zugewendet.

„Ah Triumph! Armide hat endlich einmal einen glücklichen Stoß vollbracht!“ rief Delphine.

„Hab' ich?“ entgegnete die Triumphirende. „Und wer war es, der mich heute Mittag für gänzlich unfähig zu gewinnen erklärte? der behauptete, ich hätte eine schwache Hand?“

„Bravo! wieder ein siegreicher Stoß!“ rief Elise von ihrem Platze aufspringend. Andreas sah finster aus und manövrirte zusehends immer schlechter. Armide gewann die Parthie. Ein Diener, der den Thee servirte, brachte ihr eine dampfende Tasse, mit dieser zog sie sich auf den Ecksopha zurück, ihren Platz der Freundin abtretend. Das Spiel ging weiter. Andreas sprach nichts, denn er war ganz bei seinen Bällen beschäftigt. Delphine verlor, Elise gleichfalls. „Ach,“ rief die letztere unmuthig, „ich merke nun, unser Gast hat

Dich gewinnen lassen, Armide, lediglich aus Galanterie.“

„Durchaus nicht, sondern weil ich besser spiele als ihr. Gestehen sie, Herr André.“

Andreas machte eine etwas ungeschickte bejahende Verbeugung.

„Ach, das ist himmelschreiend! Diesen Schimpf ertragen wir nicht!“ riefen die beiden Beleidigten zugleich aus. „Ich bestehe auf noch eine Parthie!“ „Und ich auch!“ setzte Elise hinzu. Es war weit über Mitternacht, als das Billardspiel endlich einen Schluß fand. Mit dem letzten Stabe, der aus der ermüdeten Hand der Damen glitt, fand Andreas seine gute Laune wieder. Während des Spiels hatten ihn Gedanken eigner Art zerstreut und mißlaunig gemacht. Die Worte der Mutter: „Du weißt, daß ich dir eigentlich verboten habe, auf's Schloß zu gehen“ schwebte ihm, er wußte selbst nicht weshalb, fortwährend vor. Sie

hatte ihm dies schon oft gesagt, allein niemals eine solche Wirkung damit hervorgebracht. Heute aber war er besonders gestimmt, die einsame Stunde im Walde mochte das ihrige dazu beigetragen haben, kurz die drei schönen Frauen erschienen ihm heute zum erstenmal in einem andern Lichte, wie gewöhnlich. Ihr Frohsinn, die Leichtigkeit, mit der sie mit ihm verkehrten, störten ihn, und ihr Geflüster unter einander hatte etwas Aufregendes für seine sonst so sorglose Natur. Dies war auch der Grund, weshalb er die erste Parthie verlor, denn Galanterie war nicht die Tugend, in der er sich auszeichnete. Seine unerfahrene Jugend war im Umgang mit Frauen bis jetzt noch nicht um die Breite eines Zolles von dem Geleis ihrer eigenthümlichen Schroffheit und Sprödigkeit gewichen, und der Gedanke seinen Ruf als geschickter Billardspieler zu verlieren,

war ihm peinigender als die Befürchtung in den Augen der Frauen als unhöflich zu erscheinen.

Das Souper wurde aufgetragen und man setzte sich an einen sehr hell beleuchteten und mit Silber und Crystall bedeckten Tisch, der zur Seite des Kamins gerückt wurde, dessen belebende Flamme noch einen behaglichen Reiz mehr der kleinen Gesellschaft verlieh. Wir haben dem Leser noch nicht verrathen, wer diese drei Damen mit ihrem ältlichen Herrn sind; allein es verräth sich von selbst, daß sie, ihre Verhältnisse in der großen Welt mochten nun sein, welche sie wollten, wohl nie so heiter und in so ungebundener Laune sich bewegten, als hier im Saale des kleinen halbverfallenen und abgelegenen Edelhofes, umgeben von einer kühlen Herbstnacht draußen und innen von Wärme, Licht, Frohsinn und ausgesuchten Leckerbissen. Die drei Frauen bildeten die eine Hälfte der runden Tafel, ihnen gegenüber nah-

men die zwei Herren Platz; diese Anordnung hatte Armide vorgeschlagen, weil man so keine Miene, kein Lächeln des hübschen Jägers verlor, auf dessen Bestürmung durch Neckereien aller Art es abgesehen war. Man kann nicht sagen, daß eigentlich eine Unterhaltung herrschte, darauf schien auch der Eigensinn der drei Schönen nicht auszugehen, es waren nur Späßchen, die den Anzug, die Gewohnheiten, den Ton der Stimme und die Redeweise ihres jungen Gastes betrafen. Sie spielten mit ihm wie mit einer Puppe und hatten auch dessen gar kein Hehl. Armide tadelte die Art, wie er sein Halstuch gebunden habe, Elise legte ihm ein auserlesenes Stück Pastete auf den Teller und Delphine erlaubte sich Bemerkungen über den Bart und die Augenbrauen unseres Helden. Wenn diese Scherze eine gewisse Höhe erreichten, verfehlten sie nie eine lebhafte Röthe auf Wangen und Stirn des Jüng-

lings hervorzurufen, und dies war denn der Moment, wo die drei Frauen sich lachend und triumphirend anblickten und auf kurze Zeit ihr armes Opfer in Ruhe ließen.

Der alte Herr, der von einer besonders zubereiteten Sauce unmäßig genoß, warf einen mitleidigen Blick auf seinen Nachbar und sagte trokken: „Sie müssen den Weibern antworten, sie müssen sich's nicht gefallen lassen. Man muß ihnen derb kommen, damit sie Einen verstehen. So machte ich's in meiner Jugend.“

Weder André noch die Frauen antworteten auf diesen Rath und der Alte fuhr fort: „Es ist kaum zu glauben, wie die Weiber mich trillten. Es gab da keine Schelmerei, die nicht an mir probirt wurde. So zum Beispiel hatte ich sehr schöne Zähne und die nichtswürdigen Versucherinnen wußten es so anzustellen, daß ich über jede Albernheit lachte, später als ich meine Zähne

verlor, störte mich Niemand mehr, ernsthaft und würdevoll zu sein.“ Als der alte Herr dieses gesagt hatte, fiel er wieder über die Sauce-Terrine her und brachte eine große Menge Champignons in den Mund, der früher so schöne Zähne gehabt haben sollte.

„Es ist nicht genug,“ sagte Armide, „daß Sie ihrem Nachbar sagen, er solle uns für unsern Muthwillen bestrafen, Sie müssen ihm auch angeben, auf welche Weise er dies thun soll.“

„Nichts leichter als das,“ entgegnete der Alte. „Ich will ihm erzählen, wie ich mich später, als ich etwas mehr Erfahrung hatte, rächte. Wahrlich, ich bezahlte mit Wucher. In unserm Kreise lebte eine junge hübsche, äußerst muthwillige Frau, die aber dabei einen untadelhaften Ruf hatte. Sie war die, die mich am ärgsten neckte; nie konnte ich es meinem Plagegeiste Recht machen, jede kleine Gaucherie, jeden Sprachfehler,

und wer zum Teufel kann das Französische immer richtig aussprechen, bemerkte sie, und machte ihn zum Gegenstand ihrer Spöttereien. Ich klagte meine Noth einem alten Praktikus und der gab mir folgendes Mittelchen an. Zum Behuf der »tableaux«, die damals eben Mode wurden, gab es oft dunkle Zimmer. Die ganze Gesellschaft saß bei einander und plötzlich deckte egyptische Finsterniß die Versammluug. Dies waren köstliche Momente. Ich weiß nicht, ob die »tableaux« irgend Jemandem Spaß machten, aber das weiß ich, die Zwischenakte, wo das Licht verschwand, waren einzig der Grund, warum manche Zuschauer eine große Liebe für die Kunst affektirten. Ich saß dicht hinter meinem Plagegeiste, der zur Seite einen schönen Offizier hatte, von dem man behaupten wollte, er sei der Spröden nicht gleichgültig. Als es nun finster wurde, beuge ich mich nach vorn und indem ich auf meine

eigene Hand unzählige Küsse drücke, bringe ich ein verdächtiges liebkosendes Geräusch hervor, vollkommen geeignet die nächsten Nachbarn nicht im Zweifel über die Weise zu lassen, wie der Offizier und mein Plagegeist die Minuten der Verfinsterung benutzen. Das Beste war, daß wie nun Licht kam, beide Unschuldigen sich von einer Flammenröthe übergossen zeigten, so daß alles sehen konnte, was Augen hatte, und meine Schöne ihren Ruf verlor, den sie später nie wieder vollständig zurückerhalten hat, so sehr sie sich auch Mühe gab."

"Ach, das war aber schlecht gehandelt," bemerkte Armide.

"Im Kriege gilt jede List," entgegnete der Alte, "und in einem Kriege befand ich mich. Jetzt würde ich allerdings nicht so handeln und würde froh sein, wenn sich ein hübsches Kind fände, das mich necken wollte." Der alte Herr zog bei dieser Be-

merkung seine blonde Perrücke etwas tiefer in die Stirn und warf unter den Locken hervor einen schalkhaften Blick auf die drei Frauen, da dieser aber keine Beachtung fand, stürzte er sich wieder auf die Sauce-Schüssel.

„Der Ruf einer Frau wird mir stets heilig sein," sagte Andreas.

„Sie wissen noch gar nicht, worin er besteht, „mein junger Herr," entgegnete sein Nachbar. „Wenn Sie es wüßten, glauben Sie mir, die Weiber würden Sie alsobald in Ruhe lassen."

Andreas wurde roth, er wußte nicht warum; die Frauen sahen ihn aufmerksam, aber diesmal verstohlen an; der alte Herr lachte. Man stand auf; es war Ein Uhr. Als der junge Jäger seinen Rückweg antrat, war der Mond schon im Untergehen und warf nur noch einen trüben Glanz über die Ebene. Die Gebüsche des Parks rauschten geheimnißvoll und als er über die Brücke

schritt, flog ein leichter Schauder über seinen Nacken. Er dachte daran, wie er vor zwei Jahren zurück, wo er noch nicht die Bekanntschaft auf dem Edelhofe gemacht, so ganz andern Sinnes in dieser Einsamkeit umhergestreift, wie ihm der Lichtschein aus dem Häuschen seiner Mutter immer der liebste Stern gewesen, dem er nachgeschaut und wie jetzt die drei rothen Fenster des Schlosses das kleine Lichtchen weit überglänzten. Die Worte, die er heute gehört, die Mienen, die er zu deuten versuchte, waren ihm mißfällig, er beschloß, dem Wunsche seiner Mutter Folge zu leisten und diesen den letzten Besuch auf dem Schloß sein zu lassen.

Dem obigen Vorsatze getreu, blieb Andreas mehre Tage zu Hause, sich eifrig mit der Zusammenstellung der Rechnungen beschäftigend und nur zwischendurch, meistens am frühen Morgen wo Alles noch schlief,

streifte er mit der Flinte im Forst umher. Die Alte war erfreut, ihren Sohn immer bei sich zu haben; sie saßen an einem Tische, er hatte seine Bücher und Papiere ausgebreitet und sie rückte, um ihm Platz zu machen, mit ihrem Körbchen, in dem die Garnknäule lagen, behutsam weiter, und alles, was sie an Gespräch mit dem arbeitenden Sohn sich erlaubte, war hier und da eine Bitte, mit dem Dintenfasse vorsichtig zu sein und die Feder nicht auszuspritzen. Dagegen gingen ihre stummen Blicke oft zu ihm herüber, und ruhten auf dem ihr so lieben Gesichte. Sie achtete es nicht, daß darüber manches mal eine Masche fiel, die sie nachher mit großer Mühe wieder auffangen mußte. Von den Damen im Schlosse war nicht die Rede. So verging eine Woche. Als am Sonntag Abend Andreas eben beschäftigt war, Licht anzuschlagen, trat in die dunkle Stube ein langer Mann, der ziemlich barsch hereinrief, ob

der junge Herr nicht zu Hause wäre. Andreas erkannte den Jäger vom Schlosse und errieth auch sogleich den Grund von dessen Kommen. Er führte ihn hinaus und nahm die Einladung an, noch heute Abend hinauszukommen. „Also die Damen sind noch nicht abgereist?“ sagte die Mutter, „ich glaubte, sie wären schon längst fort.“

„Der Graf ist angekommen,“ entgegnete der Sohn.

„Ei, so darfst Du nicht zögern hinzugehen,“ rief die Alte lebhaft. „Der Graf kann uns sehr nützlich sein. Er kennt die vornehmen Herren bei Hofe und weiß am besten Bescheid bei den jetzigen verwirrten Zeiten. Kleide Dich hübsch, mein Sohn; nimm das Licht mit, ich bleibe recht gern im Dunkeln.“

Andreas entfernte sich mit dem Lichte und trat mit klopfendem Herzen in seine kleine Stube, wo er seine Uniform auspackte und zum ersten-

mal, seit er hier in der Einsamkeit wohnte, eine lange und schwierige Toilette machte. Seine Gedanken waren jetzt allein darauf gerichtet, daß die Uniform glatt anpasse und daß kein Knopf, keine Schnalle eine andere als die ihr angewiesene Stelle annehme. Roth von der Anstrengung des Zusammenschnürens bückte er sich nieder, um seinen Stiefeln noch mehr Glätte zu verleihen und dann erhob er sich wieder und bürstete das glänzende Haar von der Stirne weg, so daß es glatt anlag dem Contour der Wangen. Die schwarzen Sammetaufschläge des blauen Collets waren schwer von jedem Stäubchen rein zu halten und viel Verdruß erregten ihm seine Hände, denn sie erschienen ihm heute größer und röther wie gewöhnlich und wie oft hatten ihm die Damen gesagt, daß er durchaus keine schönen Hände habe. Endlich war der Anzug vollendet und er trat zu der Mutter wieder ein, die unterdessen im Dun-

keln über das künftige Glück ihres Lieblings gegrübelt und phantasirt hatte. Er küßte sie, indem er leise ihr ins Ohr murmelte: „Heute, Mutter, mußt Du schon von Hanna Dich ins Bett bringen lassen.“ Sie gab ihm einen Schlag auf die rothen Wangen, und sagte: „Nun, geh' nur, und morgen erzähle mir hübsch, wie Du's gefunden.“

Als Andreas durch das Dorf ging, sah man „dem jungen Offizier“ nach. Er grüßte militairisch die alte Wirthschafterin des Schulzen, indem er lächelnd die Hand an die Mütze brachte. Wie er die Parkthür öffnete, sah er, daß nicht drei, sondern sechs Fenster im Schlosse erleuchtet waren. Dies war eine wesentliche Veränderung und machte, daß er unruhig wurde. Im Hofe stand ein Reisewagen, und ein Mohr in Livrée rauchte aus einer langen türkischen Pfeife, indem er in unverschämtem Gleichmuth kaum so viel Platz machte, damit Andreas zur Thüre ein-

schreiten konnte. Das Vorgemach, das sonst immer dunkel war, hatte eine Lampe erhalten, und ein kleiner Koffer stand halb ausgepackt auf dem Tische. Ein seidener Schlafrock und ein Paar gestickte Pantoffeln waren Gegenstände, die sich besonders bemerkbar machten. Andreas trat in das Gesellschaftszimmer und fand nur die zwei Damen auf dem Sopha, die wie gewöhnlich eine von der andern abgewendet Bücher in der Hand hielten und zu lesen schienen. Sie erhoben ein Geschrei, als der Eintretende sie begrüßte, den sie anfangs gar nicht erkannten. Es war Elise und Delphine. Nicht lange, so kam Armide am Arm ihres Mannes, des Grafen, der in einen dunkeln einfachen Ueberrock geknöpft war und hohe Stiefel mit Sporen trug. Andreas wurde ihm vorgestellt und der Graf sagte ihm einige freundliche Worte. Nach diesen Begrüßungen blieb der junge Jäger so ziemlich allein und unbeachtet. Die Da-

men waren in ihrem Betragen verändert; sei es, daß die neue Erscheinung des Grafen sie in Anspruch nahm, sei es, daß ihnen die Unterbrechung der gewohnten Stille beschwerlich fiel, kurz sie waren zerstreut und liefen bei jeder Gelegenheit im Zimmer umher. Die Parthie Billard kam ebenfalls nicht zu Stande, so daß Andreas schon seine Mütze in der Hand hatte, um sich fortzuschleichen, als die Anstalten zur Abendmahlzeit ihn gezwungen bleiben hießen. Bei Tische erhielt er seinen Platz wieder neben dem alten Herrn, allein diesmal waren die Blicke nicht auf ihn gerichtet; alles hörte dem Grafen zu, der von der Hauptstadt erzählte und die neuesten Nachrichten über das Vorrücken der feindlichen Heere mittheilte. Es gab Geschichten von vorgefallenen Schlachten, von Siegen und Niederlagen, von Ordensvertheilungen, von den Plänen der Heerführer und Generäle und alles dieses interessirte

die Damen höchlich und sie thaten beständig Fragen nach ihnen befreundeten Familien, welche bei der Verwirrung und dem theilweisen Umsturz der Zeitverhältnisse betheiligt waren. Betäubt und verwirrt kam Andreas nach Hause. Die stille Nachtgegend, die er durchschritt, das im tiefen Schlaf schon begrabene Dorf, erschien ihm wie im Traume. Noch im Bette ging die bewegte Welt in seinem Gehirn um und trieb das Blut schneller durch seine Adern. Gegen den Grafen gehalten kam er sich so unbedeutend und verachtungswürdig vor. Das dunkle Gesicht dieses Herrn, seine laute Sprache, die keine andern Worte auftauchen ließ, der schwarze dichte Bart auf Lippe und Wange und der ganz eigne scharfe und schnelle Blick der Augen, mit denen er über die lächelnden Gesichter der Damen hinglitt, erschienen ihm so männlich und so herrlich. Er konnte sich denken, wie Soldaten und Fürsten

einen solchen Mann liebten, wie die Erstern seinen Befehlen gehorchten und die Andern ihn gern um Rath fragten. Als die Mutter ihn fragte, entgegnete er, daß er noch keine Zeit gefunden, den Grafen zu sprechen, daß er aber nächstens sich ihm nähern wollte. Nach einigen Tagen wiederholte er seinen Besuch. Jetzt schien es, daß man sich etwas mehr beruhigt habe. Der Graf und der alte Herr saßen bei einer Parthie Schach und die Damen saßen nach alter Weise beisammen mit ihrer Arbeit beschäftigt.

„Es ist schön, daß Sie kommen," sagte Armide. „Setzen Sie sich zu uns."

„Da ist ja Euer Billardspieler!" setzte der Graf hinzu, indem er mit einem flüchtigen Gruß vom Schachbrette wegsah. Der Mohr brachte ihm eine neue Pfeife, und nahm die leergerauchte wieder fort. Die Damen sahen von ihrer Arbeit auf und beobachteten die Prozedur des An-

rauchens. „Rauchen Sie auch?“ fragte Elise Andreas.

„O ja. Wenn ich in den Wald gehe, nehme ich die Pfeife mit.“

„Ich bitte Dich,“ rief Armide, „bringe ihn nur nicht auf den Gedanken, daß er hier rauchen dürfe. Eine dampfende Pfeife ist wahrlich schon genug. Andreas darf nicht rauchen.“

Der Graf bemerkte: „es scheint, daß Ihr Euren jungen Billardspieler sehr kurz haltet.“ „Ja, und er ist so gehorsam,“ sagte Armide. „Er hat noch keine eurer bösen Sitten angenommen. Ich will nur wünschen, daß es immer so bleibt.“

„Das heißt,“ rief der Graf lachend, „Ihr wünschet, daß es recht bald anders werde. Wer Euch Weiber nicht kennte!“ Der alte Herr lächelte und sagte: „Ja wohl, gerade so ging es mir ja auch, als ich jung war.“ Sie spielten weiter. Als die Parthie beendet war, erhob sich der Graf und

fragte Andreas über sein Jagdgewehr; es kam das Gespräch auf Doppelflinten und der Graf nahm den Jüngling mit in sein Zimmer, um ihm einige kostbar ausgelegte Gewehre zu zeigen. Er hatte Freude über Andreas' verständige Bemerkungen und beide waren lange beschäftigt, eine französische Pracht-Flinte, die der Graf kürzlich gekauft, in allen ihren Theilen gründlich zu betrachten. Andreas bat, daß er eine kleine Zeichnung von dem Schlosse machen dürfe, und sogleich rückte der Graf ein Tischchen am Fenster zurecht, und gab Bleistift und Papier und setzte die Lampe hin, indem er selbst hinter dem Stuhle blieb und dem Zeichnenden über die Schulter blickte, erklärend und angebend. Indem trat Armide herein, die nach dem Grunde des langen Verweilens der beiden Herren forschte. Ihr Mann ging ihr entgegen und nachdem er ihr erklärt hatte, was sie wissen wollte, führte er sie an den

Gewehrschrank, um auch ihr die Schätze zu zeigen. Dieser Gegenstand interessirte sie jedoch wenig, der Graf umfing sie, und indem er sie schalt, raubte er ihr einen Kuß. Die Schrankthür verdeckte das Kanapee halb, auf dem beide sich niederließen und sehr ungenirt mit einander plauderten. Sein Lachen und ihre Worte erstarben bald gänzlich und der arme Andreas, der fortwährend sein Flintenschloß zeichnete, hörte nichts als den Hauch der Küsse, ein Geräusch, das ihm das Blut in die Wangen lockte und ihn verstohlene Blicke thun ließ in die dunkle Tiefe des Zimmers. Endlich schien man sich zu erinnern, daß er gegenwärtig war, der Graf stand auf und indem er die Schrankthür schloß, sagte er: „Also Dich interessirt mein Arsenal des Todes nicht? Das thut mir leid, mein Kind.“

Armide antwortete nicht, sie rauschte aus dem Zimmer hinaus und der Graf rief ihr lachend

nach: „Nehmen Sie sich in Acht, meine Schöne! Nicht so eilig, edle Dame!“ — Er schloß die Thür und trat wieder hinter den Stuhl des Zeichners. „Ach, was haben Sie gemacht,“ sagte er, „das taugt nichts; es sind ja lauter krumme und zitternde Striche. Haben Sie denn keine feste Hand, junger Mensch?“

„Die Zeichnung genügt mir,“ entgegnete Andreas. „Ich werde sie schon zu Hause vervollständigen.“ „Gut,“ sagte der Graf; „ich geb' Ihnen die Flinte mit. Ich bin überzeugt, daß Sie sie mir schon vor jedem Schaden behüten werden.“

Andreas schlich sich diesmal ohne Abschied fort. Er war noch so verwirrt, daß er den wohlbekannten Ausgang des Parks verfehlte und auf die Wiese gerieth, wo er unter den Bäumen des Baches einen Fußpfad aufsuchte, der zur Brücke führte. An einem Weidenstamme blieb er stehen,

knöpfte seine Weste auf und ließ die kalte Nachtluft seine warme Brust kühlen. Seine Blicke hafteten unverwandt auf den erleuchteten Fenstern. Er wußte sich seinen Zustand nicht zu deuten, es war eben so viel Kummer als Freude dabei. Ein Gefühl, als sollte er weinen, drängte an dem Herzen und er wußte doch nicht, was es war, was ihn so stimmte. Am liebsten wäre er jetzt gleich umgekehrt, um zu sehen, was Armide mache. Es gereute ihn, so ohne Abschied weggegangen zu sein, und dennoch kehrte er nicht um.

Der Aberglaube des Dorfes bezeichnete diese Stelle am Flusse, wo drei alte vermorschte Weidenstämme sich dunkel erhoben, als eine, wo es zu Zeiten nicht geheuer sei. Andreas dachte in diesem Moment nicht daran, dennoch überlief es ihn kalt, als er im Dämmerlicht in geringer Entfernung eine tiefgebeugte, in Tücher gehüllte Gestalt daherschleichen sah. Die Erscheinung zit-

terte wie ein Nebel und glitt auf die Flußseite hinüber, wo die Gebüsche dichter wurden. Er rief sie an, doch keine Antwort erfolgte, er wiederholte seinen Ruf und jetzt erst ward ein seufzender Ton hörbar, an dem er seine Mutter zu erkennen glaubte. Er stürzte wie besinnungslos dem Flusse zu, doch die Gebüsche verbargen keinen lebenden Gegenstand. Auf dem gegenseitigen Ufer flog das Nachtgeflügel auf und zog krächzend dem Walde zu.

Als Andreas nach Hause kam, brannte das Licht im Zimmer der Mutter noch. Sie hatte sich Thee bereiten lassen, weil ihr unwohl geworden. Jetzt aber schlief sie und der Sohn weckte sie nicht.

Der Graf war abgereist und die drei Damen befanden sich wieder allein; doch war auch ihre Abreise festgesetzt. Das Schloß sollte bald gänz-

lich leer werden. Die Damen hatten unſern jungen Jäger aufgefordert, die letzten Tage recht oft zu kommen; ſie waren wieder ſo freundlich gegen ihn, wie ſie es früher geweſen, aber Andreas konnte nicht mehr in dieſen Ton einſtimmen. Er war ſtumm, einſilbig, er nahm die kleinen Neckereien, die man mit ihm anſtellte, übel auf. Die Damen entſchuldigten ihn und meinten, daß die Krankheit ſeiner Mutter hieran ſchuld ſei. Endlich erſchien der letzte Abend. Andreas ging nur auf eine Stunde hin, denn die Mutter war kränker und mochte ihn nicht miſſen. Als er anlangte, fand er nur die zwei Damen. Armide ließ ihn zu ſich bitten. Sie war erſchöpft von den Anſtalten zur Reiſe und lag auf dem Sopha.

„Nun, mein Freund,“ ſagte ſie, indem ſie ihm die Hand reichte, „mein Mann hat für Sie beſtens geſorgt. Sie kommen in die Hauptſtadt; wir werden uns alſo nicht auf immer trennen.“

Andreas drückte seine Lippen auf ihre Hand. Sie blickte ihm freundlich und lächelnd ins Auge. „Setzen Sie sich," sagte sie, und rückte etwas weiter. Andreas nahm auf den Polstern Platz; seine Hand streifte unwillentlich an den kleinen Fuß der Gräfin, der in feiner Hülle von durchbrochener Seide und ohne Schuh auf dem rothen Atlas lag.

„Wie gefällt Ihnen der Graf?" fragte sie.

„So gut," entgegnete er, „daß ich ihn mir in Allem zum Muster nehmen möchte."

„Thun Sie das, Sie werden wohl dabei fahren. Auch Sie gefallen ihm. Er hat mir tausend schöne Dinge gesagt, die er mit Ihnen vorhat. Nur in Einem folgen Sie ihm nicht, lieber Andreas, in seiner leichtfertigen Behandlung der Frauen. Er hat, wie alle Männer heutzutage, unglaublich schlechte Grundsätze. Sein Geschick ist hierin mit ihm übel verfahren, indem

er ihn schon als Knaben in die Gesellschaft einer ausgelassenen Soldateska brachte und die Kaserne ist's, die ihn so verwüstet hat. Sie sind siebzehn Jahr, Andreas?"

„Ja, Gräfin."

„Und ein alter ehrlicher Oberförster hat Sie erzogen. Nachher bekamen Sie ein kleines Amt in dieser Gegend, wo Sie als guter Sohn noch so viel erübrigten, daß Sie Ihre Mutter unterstützten. Wenige unserer jungen Leute haben von solchem Glück zu sagen. Hätte ich einen Sohn, er müßte auf dieselbe Weise erzogen werden. Nun sagen Sie mir, wie hat Ihnen unser hiesiges einsames Zusammenleben behagt?"

„Ich möchte, daß es ewig dauerte," rief Andreas.

„Ewig? Nein, mein Freund — nicht ewig. Das ist ein entsetzliches Wort. Unser Leben hat

nur Reiz in der Abwechselung. Welche von uns drei Frauen hat Ihnen am besten gefallen?"

Andreas blickte die schöne Frau an und eine hohe Röthe bedeckte seine Wangen; sein Blick war feucht und schimmernd, und er wandte ihn zum erstenmal nicht schnell wieder weg. "Sie können offen sprechen," sagte sie, "ich nehme Ihnen es nicht übel, wenn ich's nicht bin, aber freuen würde es mich, wenn ich es wäre. Ich bin fast zehn Jahr älter wie sie, das giebt mir ein Recht, ziemlich ohne Zwang mir Ihr Vertrauen zu erbitten." Andreas ergriff ihre Hand und zog sie an sich; sie richtete sich von ihren Polstern auf und küßte ihn. Wie sie sich wieder zurückbeugen wollte, schlang er heftig seinen Arm um ihren Nacken und sein Muth war jetzt eben so kühn, als seine Schüchternheit früher unbesiegbar schien.

"Andreas!" rief die Gräfin ernst. "Wir wol-

len vernünftig sein, und uns den Abschied nicht unnütz schwer machen. Ich weiß jetzt, daß Sie mir gut sind, das genügt mir.“

Andreas war auf die Kniee gesunken und drückte seine heißen Wangen auf den Arm der Gräfin. Sie zog ihn nochmal zu sich hinauf und ihre Lippen trennten sich nicht von den seinigen; dann hielt sie ihn etwas entfernt, um ihm in die Augen zu blicken. Sie lächelte mit so zärtlichem Feuer, daß er völlig außer sich mit einer wilden Gluth an ihren Busen stürzte, und den seidenen Flor wegriß, der seine Küsse verhinderte, die weiche Fülle gierig zu genießen.

„Still, ich höre Jemand kommen,“ flüsterte sie ihn wegdrängend. „Entferne Dich jetzt, doch um eine Stunde darfst Du wieder kommen. Ich werde Dich erwarten; wähle den kleinen Eingang dem Flusse zu, er soll offen stehen. Geh,

geh! jetzt ist es eilf, um zwölf Uhr, wenn Alles im Hause schläft, erwarte ich Dich. Geh! —"

Andreas entfernte sich wie betäubt. Er nahm schnell von den Andern Abschied und die Krankheit seiner Mutter diente zur Entschuldigung, daß er so eilig und in so großer Aufregung wegging. Draußen eilte er durch die Hecken, die der Herbst schon zu entlauben anfing. Seine Sinne waren so in Aufruhr, daß, als er an das Bett der Mutter trat, ein fieberhaftes Zittern ihn befiel und die Mutter mit schwacher Stimme fragte: „Was ist Dir, Deine Hand brennt?" Er wollte sich zu ihr herabbeugen, sie zu küssen, allein die gebückte Stellung machte, daß sein Herzklopfen ihm den Athem versetzte. Er wurde plötzlich bleich wie der Tod und mußte sich entfernen, um im Vorzimmer durch Auf- und Abgehen Ruhe zu erringen. Der Arzt kam und er mußte sich zusammennehmen, um dessen Anordnungen

genau zu fassen und zu behalten. „Entfernen Sie sich nicht die Nacht über von Ihrer Mutter,“ sagte der ältliche Mann, „es steht übel mit ihr; die sorgsamste Pflege ist äußerst nöthig.“

Andreas versprach es, und der Arzt ging. Jetzt saß er am Bette der Mutter, die Medikamentflaschen ordnete er und stellte sie nach der Reihe, wie ihr Gebrauch anbefohlen war. Seine Taschenuhr, er meinte, daß sie richtiger ginge wie die alte hölzerne Wanduhr, lag vor ihm auf dem Tische. Er hatte die Fensterladen geschlossen, es war tiefe Stille im Zimmer, nur der leise, auf dem Sand bestreuten Boden knisternde Schritt der alten Hanna wurde hörbar, sie bereitete sich im Vorzimmer ihr Lager. Die Lampe war verdeckt und warf einen Lichtkreis auf den Tisch, nur groß genug, um das Zifferblatt der Uhr zu beleuchten. Andreas hatte sich im Lehnstuhl zurückgelehnt, und seine Augenbrauen fest

zusammengezogen, die Lippen zusammengepreßt, sah er in das bleiche Antlitz der Mutter. Dieser scharfe und wilde Ausdruck ging mehr und mehr in weiche Ruhe über, je nachdem der Kampf in seinem Innern nachließ. Er hob die Hände, preßte sie vor Stirn und Augen und richtete sie dann mit einer langsamen Geberde zum Himmel. Sein Blick war glänzend und rein, er sprach ein Gebet, er flehte den Himmel, ihm die Mutter zu erhalten, die er so grenzenlos liebte. Mit dem Ausdruck der ehrerbietigen Zärtlichkeit, sah er jetzt die Schlummernde an, und rückte leise den Vorhang, um einen noch immer zu hellen Schein des Lichts zu entfernen. Er bückte sich an das Hauptkissen hin, um auf den Athem zu lauschen und als er sich aufrichtete, streiften seine Lippen die magere welke Hand, die auf der Decke lag. Sie erwachte, sah ihn an, erfaßte seine Hand, drückte sie leise und sie in der ihrigen ge-

Ex bibl. anim. Berp.

schlossen, so schlummerte sie wieder ein. Er stützte sein Haupt auf die andere Hand und verfiel in Sinnen. Der reine befriedigte Ausdruck seiner Züge verschwand, seiner Phantasie mußte ein anderes Bild vorschweben, denn sein Auge glänzte und seine Wangen färbten sich höher. Er blickte nach der Uhr, es war halb zwölf. „Ich bin der nichtswürdigste Mensch, wenn ich diese Stelle verlasse," sagte er sich selbst; „die Hölle hätte kein schwärzeres Ungeheuer, wenn ich der Verführung wiche!"

Er blickte auf die Uhr; es waren fünf Minuten weiter vergangen. Die Phantasie warf ihre Feuerbrände in sein Herz. Die Stille der Nacht diente dazu, jeden verführerischen Reiz für Auge und Ohr bis ins Kleinste auszumahlen. Er sah die Schultern, er sah den Busen, er sah das zärtliche auffordernde Auge; und seine Hand — ruhte in der kalten Hand der Mutter. Er

zog sie leise fort, denn die Zeit war gekommen, wo die Medizin genommen werden mußte. Als es geschehen war, suchte die Kranke wieder seine Hand zu fassen, er gab sie ihr nicht; sie murmelte nur die Worte: „verlasse mich nicht,“ und schlummerte ein.

Es war dreiviertel auf Zwölf. Andreas zitterte; er erhob sich halb aus dem Sessel und fiel dann wieder zurück. Er machte sich zu thun mit der Medikamentflasche, aber immer heftete sich sein Auge auf das Zifferblatt der Uhr; er verdeckte sie, indem er ein Tuch darauf legte, er nahm ein Buch und versuchte zu lesen, allein seine klopfenden Pulse gestatteten es nicht; leise hob er das Tuch von der Uhr, wie man furchtsam das Gebüsch, hinter dem eine Schlange sich verkroch, wegbiegt. Es fehlten nur noch fünf Minuten. So viel hatte er nöthig, um den Gang zu machen, so rasch, wie er zu schreiten pflegte.

Er stand auf, schob den Tisch leise bei Seite und blieb im Zimmer stehen. Es war still, die Dorfuhr schlug zwölf; er griff nach der Mütze. „Ich will ihr nur sagen, daß ich nicht kommen kann.“ Er ging leise hinaus; unhörbar öffnete und schloß er wieder die Thür; draußen blieb er stehen und lehnte sein Ohr an das Fenster der Krankenstube. Es war ihm, als hörte er Geräusch darinnen, die rufende Stimme der Mutter — dann war's wieder, als hätte nur das nahe Nußbaumgesträuch im Winde gerauscht. Nun eilte er dahin; ein feiner Regen fiel, er spürte ihn nicht. Das Schloß lag dunkel in der Nacht da; kein einziges Fenster erleuchtet. „Sie erwartet mich nicht eher,“ sagte er freudig; „ich kann also gleich umkehren.“ Er kam an die Thür, sie war angelehnt, er stieg die ungewohnte kleine Stiege hinauf, Niemand zeigte sich. Oben wieder eine angelehnte Thür, durch die ein Lichtschein fiel. Er öffnete, es war

still, dann das Knistern eines seidenen Shawls, dicht neben ihm richtete sich die Gräfin auf. Das Feuer im Kamin leuchtete in Kohlen und warf seinen rothen Schein auf den Teppich und das Ruhebett.

„So spät, Nachtwandler!“ sagte sie.

Er stand vor ihr, unfähig eines Wortes. Seine Jugend und Unerfahrenheit, das wilde Durcheinander seiner Gefühle, die alle noch die üppige Schärfe der unabgenützten Kraft hatten, taumelten durch seine Sinne und brachten ihn einer Ohnmacht nahe. Sie faßte ihn um die Taille, nahm ihren Shawl, trocknete seine Schultern und zuletzt sein Haar und seine Wangen.

„Ich beschwöre Sie, Gräfin,“ sagte er, „lassen Sie mich fort, meine Mutter liegt im Sterben.“ Sie sah ihn an und lächelte: „Sie sind ein Kind; Ihre Mutter wird nicht sterben.“

„Ich versprach, an ihrem Bette zu wachen.“

„So gehen Sie. Nur dieser Abschiedskuß.“ — — Andreas ging nicht.

Es war lange nach Ein Uhr, als Andreas ins Dorf zurückkehrte. Er nahte sich, wie ein Verurtheilter sich der Gerichtsstätte nähert. Der Regen, der jetzt in Strömen fiel, benetzte seine nackte Brust, denn sein Rock war aufgeknöpft, sein Halstuch gelöst. Als er in die Hausthür treten wollte, öffnete sie sich und die alte Hanna trat hervor. Sie fuhr mit einem Schrei zurück, als sie ihn erblickte. „Jesus! Sie sind's, junger Herr!“ rief sie. „Ihre Mutter hat unaufhörlich nach Ihnen verlangt.“ Andreas wollte an der Alten vorüber ins Haus dringen, allein sie hielt ihn auf. „Jetzt nicht,“ sagte sie mit dumpfem unheimlichen Tone, „jetzt nicht; Ihre Mutter verlangt nicht mehr nach Ihnen. Als Sie nicht kamen, ist sie gegangen.“ Der arme Jüng-

ling hörte nichts mehr; er stürzte ohnmächtig auf der Schwelle der Hausthür nieder.

Es liegt in der Weise, wie wir einen Todten seiner Ruhestätte übergeben, sehr vieles, was den Charakter und den Grad der Liebe der Hinterbleibenden näher bezeichnet, als es die Worte, und selbst oft die zärtlichsten, vermögen. Der Sohn ließ sich's nicht nehmen, das kleine Häubchen selbst um die Schläfen und die eingesunkenen Wangen der theuren Todten zu befestigen. Er knüpfte sorgsam die blaßblauen Bänder unter dem Kinne zusammen, und strich das wenige graue Haar leise und vorsichtig unter die Haube hin, dann legte er seine Hände auf die geschlossenen Augen und ließ sie lange darauf ruhen. Das Zimmer ordnete er und sammelte die Gegenstände des täglichen Gebrauchs, wie die Brille, das Körbchen mit dem Strickzeug, um sie als theure Angedenken zu bewahren. Er klagte nicht, noch

weniger weinte er, aber ansehen konnte man's ihm, daß an seinem jungen Herzen der erste wahrhaft bittere Schmerz nagte. Er brachte eine Nacht auf dem Grabe der Mutter zu; es war die letzte Nacht, die er im Orte verlebte; den Morgen darauf wanderte er aus, nachdem die nöthigen Verfügungen über das kleine Besitzthum getroffen waren und Hanna eine andere Stelle gefunden hatte.

Die Freunde.

Es war der Vorabend vor dem Tage der Schlacht bei Jena. Die Anzeichen, daß es zur Schlacht kommen werde, waren fast untrüglich, desto mehr mußte es auffallen, daß ein Duell angezeigt wurde, in welchem zwei Offiziere sich hatten betreffen lassen. Sie waren verhaftet worden und der Wache habende Offizier stattete eben dem Obrist über diesen Vorfall Rapport ab.

„Die Namen der Schuldigen?“ fragte der Obrist.

„Franz von Selbitz und Andreas Walt,“ erwiederte der Lieutenant.

„Und was der Grund ihres Streits?“

„Nach der Ansicht unseres Corps,“ entgegnete

der junge Offizier, „trägt Franz von Selbitz die Schuld.“

„Er ist ein braver Offizier,“ fiel der Obrist schnell ein.

„Das ist er, allein seine scharfe Zunge hat ihm schon manche Feinde zugezogen. Die letzte Zeit ließ er nicht ab mit allen Waffen des Spottes und Hohns Andreas Walt zu verfolgen. So oft wir uns auch ins Mittel legten und Versöhnung zu stiften suchten, so wenig wollte es uns gelingen. Nach der Meinung unseres Corps konnte Andreas Walt nicht anders handeln, wie er gethan.“

„Gleichwohl müssen beide hart gestraft werden,“ rief der Obrist. „Sie haben es gewagt, ihr Leben, das ihr Vaterland in diesem Augenblick von ihnen zu fordern im Begriff ist, bei einer Privatsache aufs Spiel zu setzen. Die Ehre

unserer Armee setzt auf ein solches Vergehen den Tod.“

Der junge Offizier wagte hier kein Wort entgegenzusetzen. Er schwieg und sah mit düsterm Blicke zu Boden.

Das Kriegsgericht bestätigte den Spruch des Obristen; doch in Betreff der eben waltenden Umstände verschob man die Vollziehung des Urtheils auf einen Monat hinaus. Dadurch stellte man den Schuldigen die Gelegenheit offen, ihr verwirktes Leben an dem Altar des Vaterlandes zu opfern. Beide Jünglinge wünschten und hofften auch nichts anderes.

Der Tag der Schlacht brach an. Die eisernen Würfel fielen und der Genius der Geschichte zeichnete einen der blutigsten Kämpfe in sein Buch. Zwei Jünglinge wurden von den mörderischen Kugeln dicht neben einander hingeworfen. Einige Soldaten, die in die Nähe kamen, riefen im Vor-

beieilen Einer zu dem Andern: „Sieh doch, die Feinde, da liegen sie neben einander! wahrhaftig so vertraulich als hätten sie sich nie unter einander gebissen.“ Diese Worte hörte der Eine der Verwundeten, und er strengte sich an von seinem Nachbar, der still da lag, sich wegzuwenden. Er konnte es nur mit den größten Schmerzen thun, und ein Schrei entwand sich seiner Brust. Dieser Schrei erweckte den Andern aus seiner Ohnmacht; er raffte sich auf, blieb auf den Knieen liegen und sah lange und mit einem Blick, in welchem sich eine wunderbare Bewegung der Seele malte, jenem Sterbenden ins blasse Antlitz. Dann rief er leise: „Walt!“ Als er keine Antwort vernahm, statt dessen nur ein leises Röcheln, erhob er sich und schaute mit wilden Blicken um sich. Er winkte einigen flüchtigen Soldaten, sie achteten dessen nicht, jetzt raffte er sich auf und rief, indem er ihnen eine Börse zuwarf. Doch sie ließen das Gold

liegen und flohen. Mit dem Aufbieten seiner letzten Kräfte hob er den sterbenden Kameraden vom Boden und schleppte ihn mühsam in ein nahes Gebüsch. Hier verband er, selber blutend, die Wunden des Andern. Endlich gelang es ihm, Leute anzurufen, die ihn und den Halbtodten nach Weimar, in das Haus eines Bürgers brachten.

Als Andreas aus dem bewußtlosen Zustand erwachte, sah er sich in einem Bette liegend; vor ihm saß eine Frau, in ein einfaches graues Gewand gehüllt, mit einem blassen feinen Antlitze, in welchem zwei dunkle Augen in Mitleid und Rührung glänzten. Sie legte eine ihrer magern kleinen Hände leise auf die schwerathmende Brust des Kranken und sagte leise: „Jesus Christus, zieh wieder ein in dieses schwache, fast zertrümmerte Haus und mache seine Wände wieder haltbar, richte seine Stützen neu auf!“ — Als sie

diese Worte gesprochen, ging sie leise aus dem Zimmer.

Andreas wußte jetzt deutlich, daß er dem Tode gleichsam schon verfallen gewesen, aber jetzt wieder gerettet worden; sein erstes bewußtes Gefühl war Dank; dann legte sich wieder Schlummer auf seine Augenlider. Er wollte gegen ihn kämpfen, weil er fürchtete, es sei der Tod, dann aber war die Müdigkeit eine so süße, daß er sie nicht hätte verscheuchen mögen, auch selbst wenn sie abwärts in die ewigen Schatten geführt hätte. Hier und da riß die Wolkendecke dieses tiefen Schlummers und er sah zwischendurch die Gestalt der grauen Dame, wie sie im Zimmer auf- und abwandelnd ihr blasses Gesicht ihm zugewendet hielt. Er begrüßte in ihr seinen Schutzgeist, denn es kam ihm nicht in den Sinn zu glauben, daß ein sterbliches Wesen um ihn beschäftigt sei,

so wundersam hielten die brütenden Phantasieen seinen Geist umfangen.

Am fünften Tage, als er sich der Gesundheit näherte, hörte er Nachts an der geschlossenen Fensterlade, in deren Nähe sein Bett stand, dreimal leise pochen und eine Stimme rief: „Kamerad, ein sterbender Waffenbruder wünscht Sie zu sprechen. Können Sie sich auf den Beinen erhalten, so begeben Sie sich in das dritte Haus von hier links in die kleine Gasse einbiegend. Gott und das Vaterland wird's Ihnen vergelten.“

Diese Worte hörend und mit beiden Füßen aus dem Bette springen, war das Werk eines Augenblicks. In den Offiziersmantel gehüllt, das Haupt verbunden, vom Fieber geschüttelt, schlich sich Andreas aus dem Zimmer, entkam ungesehen über den Hausflur und über die dunkle, durch Munitionswagen und durch das Gepäck der Flüchtlinge bedeckte Straße in das bezeichnete Haus.

Er bestieg eine Mansardentreppe und trat in eine Dachkammer ein, in deren einem Winkel auf einem ärmlichen Lager ein Verwundeter lag. Tiefe Stille herrschte im Zimmer. Am Fenster saß eine gebückte Gestalt und schrieb beim Scheine eines Lichtstümpchens. Sie blickte auf und rief: „Wer ist da?“ Andreas nannte seinen Namen, der Mann stand auf, flüsterte dem Kranken ein paar Worte ins Ohr und dieser rief: „Lassen Sie mich! Lassen Sie mich! — Ich will nicht leben! Wenn diese Aufregung mich tödtet, desto besser. Nur ein paar Minuten mit ihm allein; das ist alles, was ich verlange.“ Der ältliche Mann schüttelte das Haupt, legte seine Papiere zusammen und entfernte sich. Andreas hatte Franzens Stimme erkannt und unschlüssig, was er thun solle, ob gehen, ob bleiben, stand er an der Thür. „Andreas Walt!“ rief der Kranke.

„Hier bin ich,“ entgegnete Andreas, ohne nä-

her zu treten; erst als Jener ihm die Hand entgegenstreckte, nahm er an dem Bette Platz. Franz riß das Papier weg, das den Schein des Lichts verdeckte, und dieser fiel jetzt auf das Antlitz und die Gestalt des Sitzenden. Franz sah ihn lange an; er wandte selbst dann nicht das Auge weg, als der unmuthige und fast drohende Blick seines Genossen ihn traf. „Was kann ich für Sie thun, Herr von Selbitz?“ fragte er endlich kalt.

„Ich bin ein Sterbender,“ sagte Franz matt.

Andreas erwiederte hierauf nichts und eine lange Pause herrschte zwischen beiden. Plötzlich riß Franz die Hand Walt's an sich, bedeckte sie mit Küssen und Thränen und rief: „Kannst Du mir verzeihen, Andreas?“ —

„O — Kamerad!“ rief Andreas und zog, blutroth im Gesicht, seine Hand weg. Jener aber rief, sich aufrichtend: „Wenn diese Nacht meine

letzte iſt, ſo ſollſt Du's wiſſen, Andreas, daß ich Dich liebe.“

„Sie ſprechen im Fieber.“

„Nein, Andreas! bei Gott und ſeiner ewigen Gnade, ich rede die Wahrheit. Sei nun ſtolz und kalt, wenn Du den Muth haſt, nachdem ich mich vor Dir gedemüthigt. Ja, Andreas, nur eine glühende, von der Welt, von mir ſelbſt unverſtandene Liebe hat mich ſo handeln laſſen, wie ich gehandelt. Wiſſe, daß in mir ein anderes Herz lebt, wie Du's ſonſt wohl gefunden. Ich quälte Dich, ich beleidigte — blos weil ich Dich liebte. Ich konnt's nicht ertragen, daß Du mich kalt behandelteſt und keinen Unterſchied zwiſchen mir und andern machteſt. Ja, ich wollte Dich lieber tödten, als Dich kalt mir gegenüber ſehen.“

„Ich begreife dies nicht —“

„Höre, Andreas! Als ich Dich zum erſtenmal ſah, als Du in mein Zimmer trateſt, ich

saß allein und in Unmuth versenkt auf meinem Bette; ein Streifen Morgenlicht glitt durch den zerrissenen grünen Vorhang und fiel auf Dein Gesicht, auf einen Theil Deiner Brust und verlor sich an Deiner linken Schulter — da rief es in mir: Dieser ist Dein! Er ist Dein Bruder, Dein Freund! Du sollst fürder nicht ohne ihn leben! — Wie Du näher kamst, sah ich Dir deutlich an, daß Du es übel nahmst, daß ich nicht höflich aufstand, Dich zu grüßen, wie die andern Offiziere es mit dem neuen Kameraden gethan, daß ich statt dessen mit dem Kopfe nickte. Allein weil ich nicht Dir um den Hals fallen durfte und Dich küssen, war mir alles andere gemein und widrig und ich blieb sitzen und sagte: Wollen Sie nicht Platz hier neben mir nehmen; ich kann die Komplimente mancher Leute nicht leiden. So war denn der Ton zwischen uns gleich festgestellt; Du warst kalt und förmlich, ich spot-

tend und nachläſſig. Als mir die andern ſpäter ſagten: Das iſt ein hübſcher Menſch, der Walt, entgegnete ich: o ein unerträglicher! Nie ſah ich einen ernſthaftern Geſellen; er iſt nur dazu nütze, daß man ſich an ihm reibt und ihn dadurch zwingt, ſich und Andere zu beleben! Dies erfuhrſt Du wieder und nun ſtand ich als Dein entſchiedener Widerſacher da. O hätteſt Du ahnen können, daß, während ich Dich öffentlich anfeindete und durch Spott reizte, ich heimlich Nachts an die Thür Deines Zimmers ſchlich, um Deine Athemzüge zu belauſchen, daß Träume mich quälten, Du könneſt plötzlich ſterben und ich Dich grauſam verlieren. Welch einer Thorheit der Liebe erlag ich, während ich allgemein als Dein ohne Grund erbitterter Feind, ſelbſt von anerkannten Raufbolden geſcholten wurde. Zeige mir noch ein Herz wie das meine, Andreas. Als ich zuletzt in meinem Wahnſinn mich

immer schlimmer peinigte, rief ich: Es muß ein Ende haben, entweder seine Kugel tödte mich, oder die meinige ihn. Sterbend will ich ihm dann meine Liebe bekennen. Der Tod wird uns vereinen, da das Leben es nicht gekonnt. Du weißt nun alles; vergieb mir, wenn Du kannst."

Er wand sich auf seinem Lager unter Schmerzen; Andreas kniete neben ihm und rief mit bewegter Stimme: "Herr von Selbitz, das alles klingt sehr seltsam. Sein Sie versichert, daß ich keine Ahnung von dem hatte, was Sie mir jetzt sagen."

"O, nenne mich Du", rief Franz. "Thue es, ich werde ja sterben."

"Den Arzt will ich rufen."

"Nein; bleibe Du bei mir; sei Du mein Arzt. Sieh, Andreas, ich geh' aus diesem Leben, ohne daß ich dessen gepriesene Entzückungen gekostet habe. Ich bin zwanzig Jahr alt geworden, und

nie ist Weiberliebe mir nah gekommen. Gott öffnete meinen Busen nur der Freundschaft. Du bist mein Alles, mein Leben, meine Liebe! Jetzt, da ich auf der Schwelle des Grabes die unnatürliche Larve wegwerfen, da ich Dich mit dem Arm der Liebe umfassen darf — jetzt geh' ich befriedigt heim."

Andreas fühlte von dem erregten Herzen des Sterbenden einen warmen Quell zu dem seinigen strömen; es entfloh der Argwohn und er rief, sich zu ihm neigend: "So grüße ich Dich denn als meinen Freund und Bruder!"

"Im Tod und Leben!" flüsterte Franz.

Er fiel zurück und lag in Erstarrung. Andreas schaffte Hülfe herbei; er vergaß seinen eigenen gefahrvollen Zustand, und lebte nur für den dessen Seele er eben als ein unerwartetes Geschenk erhalten. Die kleine Dachstube beherbergte jetzt die Freunde. Der Todesengel stand abwechselnd

bald an dem einen, bald an dem andern Lager; er rührte an ihre Stirnen, doch ließ er den starr machenden Finger nicht bis zu der warmen Brust hinabgleiten. Sie genasen beide, langsam zwar und manchen Rückfällen unterworfen, doch bei der Annäherung des Frühlings durften sie schon das Zimmer verlassen.

Die Einsamkeit der gemeinsamen Stube, die Winterabende bei der dürftigen Lampe, wo beide zusammenrückten, der Eine dem Andern vorlesend, oder Franz seine Guitarre hervorbrachte und Lieder sang mit einer Stimme, die Andreas, als in dieser Brust wohnend, nicht für möglich gehalten hätte, knüpften das Bündniß jener Nacht immer fester. Aber auch das Glück begünstigte sie. Der Prinz, der Chef ihres Regiments, jedes Mittel ergreifend, eine Disciplinarstrafe, wo dem Versehen ein ehrenhafter Grund vorwaltete, auszulöschen, nahm die Berichte, die ihm über das

Wohlverhalten und die Tapferkeit der Freunde in der Schlacht gegeben wurden, zur Veranlassung, um für sie Begnadigung auszuwirken. Die Kameraden begrüßten sie freudig wieder in ihrer Mitte. Es war öfter die Rede, wie jene beiden, anfangs so erbitterten Feinde, jetzt fast schwärmerisch sich liebende Freunde geworden. Am öftersten mußte Franz hierüber Bemerkungen anhören und Fragen beantworten. „Ihr habt mich nicht verstanden, und werdet mich nie verstehen," sagte er einst unwillig zu den ihn zur Rede Stellenden. „Gebt nur einmal zu, daß es eine anders gestalteten Natur giebt, als wie Ihr's so gewöhnlich auf der Heerstraße findet."

„Also willst Du edler und besser sein, als wir?" fragte Einer.

„Nein, aber anders, lieber Bruder. Ich habe mich nicht selbst geschaffen. Es ist in meiner Brust, in meinem Herzen etwas, das beständig

zu dem „nein!“ sagt, wozu Ihr „ja!“ Aber damit ist nicht gesagt, daß mein „nein!“ das Bessere und Klügere ist. Im Gegentheil, Ihr habt Recht, und wie Ihr seht, giebt die Welt Euch Beifall, und tadelt mich, oder lacht mich aus. Ich aber geh' meine Straße.“

„So bist Du ein Sonderling.“

„So etwas wird's wohl am Ende sein“, antwortete der junge Offizier und wandte lachend den Inquisitoren den Rücken.

Eines Abends kam er, wo er wußte, daß Andreas allein auf seiner Stube saß; er faßte des Freundes Hand, und hielt sie, wie er zu thun pflegte, lange in der seinigen, dann sagte er: „Andreas, möchtest Du Napoleon sein?“ Als Jener ihn befremdet ansah, setzte er schnell hinzu: „Das heißt, möchtest Du die Welt erobern und zu Deinen Füßen strecken? Ist der Ehrgeiz je in Deiner Seele erwacht?“ — „Nein,“ entgegnete

Andreas. „In der meinigen wohl,“ rief Franz schnell. „Ich hatte schon frühzeitig Träume, in denen ich nach einem verbotenen Ruhm strebte. Ich nenne ihn verboten, weil alle Größe, sie mag heißen, wie sie will, dem Menschen verboten ist. Die Götter, die so groß sind, sind zugleich so neidisch. Wir dürfen ihnen nicht gleichen. Ich möchte wie ein Knecht dienen, ich würde willig und freudig Arbeiten verrichten, von denen der niedrigste Handlanger sich ekelnd wegwendete, wenn ich nur um eines Zolles Höhe dem Himmel näher käme. Aber warum gerade dem Himmel? auch Laster, Schande, Verbrechen, wenn nur darin eine Größe liegt, wäre mir willkommen.“

„Du entsetzest mich, Franz,“ rief Andreas. „Wärest Du im Stande, ein Verbrechen zu begehen?“

„Warum nicht, mein Junge? Thut dieser

Heros, den wir alle bewundern, indem wir ihn mit Zähnekirschen und Wuth betrachten, thut er etwas anderes? Geht er nicht seine feurige Straße, jeder Tugend Hohn sprechend? Empfangen wir nicht aus seiner Hand Gesetze, deren Befolgung zu andern Zeiten uns zu den niedrigsten, von der Menschheit verfolgten Verbrechern machen würden? Sieh uns selbst! Wir sind geschlagen; ein siegreiches Heer, eine stolze und kräftige Jugend hat ihm weichen müssen, der Weg zu den Heiligthümern unseres Vaterlandes steht ihm offen. Gebeugten Nackens stehen wir und er schreitet mit flatternder Imperatortoga an uns vorüber, kaum unsere schaamgerötheten Wangen eines Blicks würdigend; wir hassen ihn, wie der Gedemüthigte, Verletzte, Getretene nur hassen kann, und dennoch lodert immer wieder die Flamme der Bewunderung aus dem vermorschten Steingeklüft des zertrümmerten Hauses empor,

und erleuchtet sein Bild. O laß es mich Dir gestehen, nur Dir allein, ich bete ihn an, ihn, den Feind, den Verderber meines Vaterlandes! Verstehst Du mich? Ich bete ihn an.“

Franz warf sich auf den Tisch, verhüllte sein Antlitz und zuckte fieberisch. Als er wieder aufblickte, war sein Antlitz bleich wie der Tod. Andreas schloß ihn in seine Arme und sagte mit weicher Stimme: „Du wirst von dieser Krankheit genesen, mein Bruder.“

„Es ist keine Krankheit,“ flüsterte Franz, das Haupt schüttelnd, „es ist recht eigentlich der gesunde Kern meines Wesens. Ich verstehe mich, mein Wollen und Verlangen oft selbst nicht. Noch lange ehe ich Dich kennen lernte, ehe die Liebe zu Dir mich ganz erfüllte, wurde ich von einer Unruhe und Qual gepeinigt, die keiner der abgefallenen Geister schlimmer empfinden kann. Ich las die Lebensbeschreibung der Heiligen und

glaubte in ihnen zu finden, wie sie nur durch die Sünde groß geworden. An meiner Seele nagte etwas mit scharfem Zahn, und ließ sich durch nichts beschwichtigen. Alles, was die Welt Sünde und Verbrechen nennt, durchdachte ich und fand darin einen geheimen Reiz. Die Frevelthat Kain's verfolgte ich so weit, daß ich in einer Nacht aufstand, ans Bett meines jüngern Bruders schlich, und meine Hand um seine Kehle pressend, immer fester sie zusammenschnürte, bis sich die Vorboten des Todeskrampfes bei dem Knaben einstellten."

"Entsetzlich!" rief Andreas.

"Ja, sage mir, welch ein Gelüste war nun dies? Ich liebte ja meinen Bruder, ich konnte ja unmöglich seinen Tod wollen! Es war aber, daß ich mich in Kain's Seele versetzen wollte, als er die That ausübte, auf der ein sechstausendjähriger Fluch haftet."

„So könntest Du auch Dein Liebstes, Theuerstes verletzen?“ fragte Andreas.

„Freilich wohl,“ entgegnete Franz düster. „Nimm Dich in Acht, mir einmal untreu zu werden. Bei mir ist die Freundschaft Liebe, das mußt Du wissen; und ich habe Dich mir durch die tiefste Demüthigung, zu der sich ein Mann einem Manne gegenüber herablassen kann, erkauft.“

Er stand schnell auf und verließ die Stube.

Den andern Abend, um die Dämmerstunde, erschien der Freund wieder. Er befand sich jetzt in anderer Stimmung. Mit seiner Guitarre in den Armen saß er im vollen Strahl des Mondenlichts und sang halb komische, halb zärtliche Romanzen. Plötzlich legte er das Instrument hin und fragte, den Kopf auf den Arm gestützt, in einem sonderbaren Tone: „Wie muß es doch sein, wenn man ein Weib liebt?“

Andreas antwortete nicht; er saß im Schat-

ten, der Freund konnte den Ausdruck, den diese Frage auf seine Züge brachte, nicht beobachten, und fuhr daher in einer Art Selbstgespräch fort: „Wahrlich, ich sehe so viele hohle Gesellen sich mit der Wissenschaft der Zärtlichkeit abgeben, daß ich an diesem sogenannten göttlichen Gefühl irre werde und es oft für nichts weiter als für einen Komödienstoff halte. Und dann ist etwas so höchst Erbärmliches in der Liebe, daß mir schlimm wird, wenn ich nur daran denke. Und daß diesem dummen Witz Jeder, der geboren wird, unterworfen sein soll; ich will's nicht glauben. Fort, fort von dieser Misere! Die ächte, wahre Liebe weiß von keiner Wochenstube. Und nun noch gar das Ausbreiten und Zärtlichthun, dieses sich wohl Fühlen in dem Zustand des Blödsinns, der thierischen Handwerksthätigkeit. Was ein edles Weib sein wollte, müßte nichts so scheuen, als den Mann ihrer Neigung zu einem

gemeinen Kinderlieferanten herabgewürdigt zu sehen. Viel lieber die Galeere als das Ehebett; auf jener giebt's nur Ketten von Eisen, hier von verfaulten Gedärmen. Darum sind die so bitter verkannten Griechen mir so groß erschienen, indem sie dem Manne befahlen, jene große, edle Thaten erzeugende Liebe nur im Busen des Mannes zu suchen und lieber durch eine keusche Freundschaft die Welt mit Tugenden, als durch eine gemeine Liebe nur mit Kindern zu erfüllen. Das Christenthum, indem es das Ehebett heiligte, hat es zum Grab unserer Männerwürde gemacht."

"So hast Du wirklich nie geliebt?" fragte Andreas.

"Nun ja — in dem Sinne wie die Romanzen, die ich eben sang," rief Franz. In einer lauen Mondnacht, bei einem Glase Wein, zur Zeit der Rosen, bei einer Schlittenfahrt, oder wenn ich eben nichts anders zu thun hatte, dann

hab' auch ich einem hübschen Gesichte Küsse zugeworfen. Aber der Himmel strafe mich, wenn ich irgend etwas dabei gedacht habe. Man kann eine Abendwolke, die dem Monde vorbeisegelt, nicht harmloser betrachten, — als ich ein sogenanntes schönes Mädchen. In Gesellschaften denk' ich immer, nun willst Du nur einmal die Afferei mitmachen, und dann treib' ich's toller wie alle Andern, aber zu Hause bitte ich vor dem Bilde meiner armen gekreuzigten Seele diese lederne Thorheit mit Bußethränen ab. So ist die Welt. Selbst Racine hat nicht gewagt, seinen Hippolit so erhaben, rein, keusch und jungfräulich herbe darzustellen, wie ihn Euripides malte; er mußte, um von seiner Zeit verstanden zu werden, diesen wilden jungen Jäger zu einem in irgend ein Prinzeßchen verliebtes Herrlein umgestalten. Dann war's recht! Dann begriffen es alle Laffen, warum er die Phädra ver-

schmäht. Dumme Einfaltspinselei. Wie die Poeten dieser kleinen nützlichen, nach Kinderwindeln duftenden, Liebe das Wort sprechen können, begreife ich nun vollends nicht, sie, die doch die Mysterien höherer Sendungen wenigstens ahnen müssen. Sieh' nur diese Romane Lafontaine's, diese gemeinen Komödien Kotzebue's! Und selbst die neue romantische Schule, anfangs so tiefsinnig und erhaben, geht jetzt wieder kläglich und schwächlich in das „Ewig Weibliche" über. Eine Zeit wie die unsrige sollte aber vor allen Dingen den Mann zum Manne führen, nicht zum Weibe. Wer dem Vaterlande dienet in schwerer Zeit, sollte das Cölibat beschwören. Noch kennt die Geschichte keinen großen Mann, der zugleich in den Fesseln der Weiber schmachtete. Aber ich werde mich wohl hüten, diese meine Theses an irgend eine Schloßkirche meines schönen Vaterlandes anzuheften. Du fragtest mich, ob ich nie ge-

liebt hätte, nun weißt Du, wie es um mich steht, aber laß mich nun fragen, ob Du nicht geliebt haſt? Wie?"

"Erlaß mir die Antwort," entgegnete Andreas.

"Du willſt nicht offen gegen mich ſein?" fragte der Freund in bekümmertem Tone.

"Die Schaam verſchließt mir den Mund," ſagte Andreas erröthend. "Uebrigens würde, was ich Dir ſagen könnte, wie eine thörichte Affektation, wie eine Albernheit klingen. Erſt wenn Du mein eigentlichſtes Weſen wirſt verſtanden haben, werde ich Dir dieſe bitterſte und traurigſte Erfahrung meines Leben mittheilen. Bis dahin ſprich mir nicht mehr hiervon."

"Wie Du willſt," rief Franz. "Ich will Dich nicht zwingen."

"Nur Eines," ſagte Andreas lebhaft; "man ſpricht ſo viel von einer innern reinen Jungfräu-

lichkeit beim Weibe, die nicht angetastet werden dürfe, wenn nicht am ganzen Menschen auf Lebenszeit hin ein moralischer Mord begangen werden soll; ist's beim Jüngling anders? Kann's wohl da erlaubt sein, ihm das zu nehmen, woran Glaube, Tugend, Reinheit, mit einem Wort sein innerstes Wesen festhält?"

"Ich verstehe Dich," rief Franz. "Laß uns abbrechen, denn ich seh', wie Du leidest, armer Junge." Er nahm seine Guitarre wieder zur Hand und spielte anfangs etwas düstere Melodieen, die aber dann immer heller und heiterer wurden, bis über seine blühenden Lippen die muthwilligsten Weisen gingen in steter, oft wilder Abwechselung. Plötzlich rief er: "Nur immer zu! Recht ins Leben hinein, in Haß und Liebe, in Gottesfurcht und Teufelei! Mich gelüstet nur zu wissen, wie die Götter das Ende finden, hoffentlich für uns beide auf dem Schlachtfelde,

denn alt, das sag' ich Dir, mein Junge, alt will ich nicht werden. Sie möchten mich dann unterkriegen und mir auf irgend eine Weise den Sinn brechen. Aber so ein schöner Schlachtentod; im Felde liegen, das Antlitz frisch im Nachtwinde dem Himmel und den ewigen Sternen zugewendet! Juchhe! das muß Lust sein. Und dann das Keiner über uns weint, ist auch hübsch! Ungenirt, ohne Complimente und Geplapper, wie wir ins Leben traten, so geh's wieder hinaus. Das schönste ist aber, daß ich Dich liebe."

Er umarmte den Freund, drückte einen langen Kuß auf dessen Lippen und ging rasch fort. Andreas konnte die Nacht nicht schlafen, das Bild seiner Mutter schwebte ihm vor und die quälendste Reue folterte den Armen. Er wand sich unter Schmerzen auf seinem Lager und die Tagesdämmerung fand ihn bleich in Thränen schwimmend. Er ermannte sich, um Franz nichts

von dieser Erschütterung sehen zu lassen. Beide Jünglinge nahmen jetzt ernste Studien vor, sie lasen zusammen den Thucydides und Xenophon. In der bewegten Zeit, in der sie lebten, waren diese Schriftsteller für sie die ansprechendsten. Eine herrliche Welt, voll Einfachheit und Würde erstand vor ihren Blicken und jene großen Geister, die schon Jahrhunderte erhoben und entflammt hatten, fanden jetzt auch in den Herzen dieser Jünglinge ihre Stätte. Mittlerweile verging die Zeit, und die Freunde, da der Bericht von ihrer Herstellung schon abgegangen war, mußten täglich die militärische Ordre erwarten, welche über ihre nächste Zukunft entschied. Je kärglicher ihnen daher die Muße zugemessen war, desto fleißiger suchten sie sie zu nutzen. Der Arzt mußte ihnen das Lesen und Arbeiten bis tief in die Nacht hinein verbieten, und da that Franzens Guitarre gute Dienste. Er griff nach ihr, und

bei den ersten Klängen, so war es abgemacht, mußten die Bücher bei Seite geschoben werden.

„Kennst Du den heiligen Augustin?“ fragte er eines Abends, indem er mit einem Folianten unterm Arm eintrat. „Nein,“ entgegnete Andreas lächelnd. „Eine solche Lektüre hat mir bis jetzt sehr fern gelegen.“ „Mit Unrecht,“ rief Franz rasch, „Du denkst Dir vielleicht unter einem alten Kirchenvater ein ganz besonders schwerfälliges Wesen, aber dem ist nicht so. Lies nur, wie er in seiner Jugend als naseweiser Bursche in den Straßen von Karthago sich umhertrieb, den Mädchen nachlief und sich in den Hörsälen der Sekte der Manichäer langweilte. C'est tout comme chez nous. Ich versichere Dich, was wirklich groß war, ist auch immer sehr menschlich zugleich gewesen. Laß uns einige Kapitel aus dieses alten Burschen Selbstbiographie lesen, wenn auch aus keinem andern Grunde, als um die

Transchéen, Laufgräben, schiefen und geraden Stellungen, Angriffspunkte und all das Zeug, womit wir uns gestern beschäftigt, auf eine Weile aus unserm Kopfe hinauszuwerfen.“

Die Freunde lasen jetzt die Bekenntnisse des Kirchenvaters. Als sie an die Stelle kamen, wo Augustin Gott um die Tugend der Keuschheit bittet, doch dazu fügt: Nur nicht sogleich; es hat noch etwas Zeit damit, lachten die Jünglinge herzlich über die Naivität dieser Bitte. Ist das nicht viel schöner, weil es wahrer ist, als Rousseau's übertriebene Selbstanklage, aus der die Eitelkeit mit hundert Augen hervorguckt?“ rief Franz. „Ueberhaupt sind die alten Sünder, die sich nachher bekehrten, große erschütternde Gestalten. Man kann sich denken, wie ganze Menschenalter, ganze Jahrhunderte sich an ihnen erbauten, und wie die Kirche sie lieb hat, und auf keine Weise missen will. Unser Frommthun ist

eine Spielerei dagegen. Die Alt-Katholiken sind von jeher gewaltig darin gewesen, daß sie so ganz toll, so völlig leidenschaftlich wild mit dem Himmel liebäugelten. Da mußte alles heran, was Entsetzen und Graus heißt, nichts war haarsträubend und wild genug, wenn es sie nur im Innern packte und umgestaltete. Sie faßten ihren Glauben nicht säuberlich an, wie wir thun, sondern sie rangen mit dem Himmel, wie der Erzvater mit dem Engel, und hinkten lieber ihr Lebelang, als daß sie das Geheimniß unangetastet, und dabei gesunde Glieder sich erhalten hätten. Ich kann sie, weiß Gott, darum nicht schelten."

"Als ich noch an meiner Wunde darniederlag," sagte Andreas, "und der Genesung nur langsam entgegenging, kam öfters eine Frau an mein Bett, die mir geistlichen Zuspruch brachte, und mich ermahnte, mit ihr zu beten."

„Das war Frau von Krüdener,“ entgegnete Franz lebhaft.

„Du kennst sie also auch?“

„Nicht näher, ich hörte jedoch schon viel von ihr. Es ist ein Offizier bei unserm Regiment, der größte Wildfang, Nichtsnutz und verderbte Wüstling, den man nur finden kann. Mit diesem steht sie in Briefwechsel; er muß ihr seine Sünden alle haarscharf und genau bekennen und sie ermahnt ihn dann zur Buße. Da er ein hübscher Junge ist und leichtfertig dazu, so kannst Du Dir denken, wie wunderlich sich diese Correspondenz gestaltet. Es ist eine Art Liebschaft, die unter dem Deckmantel der Religion gesponnen wird. Ich hab' einige Briefe entwendet und will sie Dir nächstens zeigen.“

„Sie schien mir keine Heuchlerin,“ bemerkte Andreas.

„Ich glaub's auch nicht; sie mag es ehrlich

meinen, aber — nun Du sollst die Briefe selbst lesen. —“

„Hat sie sich nie an Dich gemacht?“ fragte Andreas und sah dem Freund lächelnd und forschend ins Auge.

„Nein,“ entgegnete dieser kurz. „Sie mochte wohl ein dunkles Bewußtsein haben, daß der Himmel, den sie mir anbieten konnte, nicht gerade der war, nach dem mir verlangte. Die Frauen haben darin einen feinen Takt. Ich bin nun einmal kein Bissen für sie, weder für die Gottergebenen noch für die Weltergebenen.“

„Nimm Dich in Acht!“ rief Andreas, „fordere nicht die Götter heraus. Auch Deine Stunde schlägt einst.“

„Das ist eine Redensart, wie jede andere,“ entgegnete der Freund lachend. „Dem Schwachen, dem Pinsel, dem schlagen die Stunden; der wird vom Schicksal gefüttert; er bekommt um diese

Zeit den Brei in den Mund geschoben, um jene Zeit wieder stellt man ihm das Michkännlein bereit, das nennt er denn „meine Stunde hat geschlagen.“ Der Starke weiß von dieser häuslichen Einrichtung des Schicksals nichts; er stellt im Gegentheil dem Schicksale die Uhr, nicht das Schicksal ihm. Aber von etwas Anderem. Weißt Du, daß wir dem jungen Burschen, dem Petershoff, Unrecht gethan haben? Wir hielten ihn für einen Gecken, einen Lump, und gestern lese ich, in dem Gefecht zu Prenzlau hat er seine Fahne vertheidigt, obgleich in den engen Gassen Niemand ihm zu Hülfe eilen konnte und das Kartätschenfeuer der Chasseurs gegen ihn wüthete. Zuletzt als man ihm zu arg auf den Leib rückte, und er voraussehen konnte, daß man ihn zusammenhauen würde, wirft er mit letzter Kraft seine Fahne über die nächste Gartenmauer, indem er wie ein junger Löwe brüllt: »Je ne rends pas

mon drapeau!» Er ist auf dem Fleck geblieben, die Fahne aber ist gerettet. Das ist, kaltblütig gesagt, hübsch gehandelt. Du weißt, wir machten uns immer über sein schlechtes Französisch lustig, hier hat er einmal gezeigt, daß er auch gut französisch sprechen konnte.

"Es giebt noch Tapfere," sagte Andreas.

"Freilich, giebt es deren," entgegnete Franz, "aber sie verschwinden ohne eine Spur zu hinterlassen. Wie schlechte Witze überhört sie das Schicksal. Die alte Mutter Erde nimmt sie wieder zurück, wie der Krämer eine Elle Kattun, in dem sich ein Flecken findet. Es ist erbärmlich, wie wenig dem Einzelnen der Heldenmuth weiter hilft; wenn alle nicht darin arbeiten, so geschieht in alle Ewigkeit nichts, was der Rede werth."

Andreas hatte sich schweigend entfernt; als er wieder eintrat, brachte er ein Schreiben, das

er mit einiger Ceremonie vor dem Freunde niederlegte.

„Ah so!“ rief dieser. „Wir sollen weiter ziehen.“

„Ueberlaß mir die Geschäfte unseres Abzugs zu ordnen,“ sagte Andreas bittend. „Nimm Du Deine Guitarre und treibe Dich in den Abendschatten umher; oder wenn Dir das lieber ist, mach' einige Abschiedsbesuche. Wenn Du heimkehrest, wird alles gethan sein.“

„Gut, gut. Ich werde draußen aufs Schlachtfeld hinreiten,“ entgegnete Franz düster. „Dort habe ich einige Abschiedsbesuche abzustatten. Unsere Kameraden, die in die Brüderschaft der stillen Leute getreten sind, haben auf ein Lebewohl Anspruch.“

Er entfernte sich eilig.

Euphrosyne.

Durch einen Befehl ihres Chefs wurden die Freunde veranlaßt, einige Zeit in der Gegend von Münster sich aufzuhalten. Man erwartete eine neue Wendung, die der Feldzug nehmen werde, und über die Richtung, die die feindlichen Truppen nahmen, war man ungewiß. Unruhe und Besorgnisse erfüllten die Gegend. Die Landstraßen waren mit Flüchtlingen bedeckt, Truppenzüge und Fouragewagen machten überall sich bemerkbar. Der benachbarte Adel und die reichen Familien um Münster herum suchten in geselligen Genüssen, in lebhaftem Verkehr die Stimme des Kriegs zu betäuben. Man gab Feste, man besuchte sich, die kleinen Gefahren, mit denen

man hier und da zu kämpfen hatte, erhöhten, schien es, noch den Lebensmuth und die Geselligkeitslust. Absichtlich verschwieg man sich die bösen Nachrichten; die Gefahr war vor der Thür, das wußte man, allein man betäubte sich, man machte sich Hoffnungen, und vor allen Dingen man sprach nicht von Politik. An die geringfügigsten Dinge hielt man sich, an ein neues Lied, an ein neues Theaterstück, ja an die neue Mode eines Hutes, man klammerte sich gleichsam an diese kleinen bunten Flittern des Lebens, um den Ruf seines furchtbaren Ernstes zu überhören.

Franz und Andreas erhielten ihre Wohnung zugewiesen bei einem Landrath der Provinz, einem Jugendfreunde von Selbitz Vater. Er nahm die Jünglinge mit großer Gastfreundschaft auf; da er unvermählt war, dabei die Geselligkeit liebte, ein perfekter Jäger und ein guter Whistspieler, so war er das »enfant gâté« der ganzen

Umgegend. Keine fröhliche Zusammenkunft ohne ihn. Seine jungen Freunde mußten ihn begleiten. Eines Tages kündigte er ihnen an, daß der Graf von Wendelin eine Einladung geschickt habe. Andreas veränderte die Farbe, als er diesen Namen hörte, und Franz sagte: „Wir kennen diesen Herrn nicht.“ — „Das thut nichts zur Sache,“ entgegnete der Landrath, „er weiß, daß Sie in seiner Nähe existiren, das ist genug für ihn, um Sie einzuladen. Ich rathe Ihnen, nicht die Spröden zu spielen, denn Sie betrügen sich selbst um einen angenehmen Abend. Das ganze Schloß steckt voll hübscher Weiber. Auch hör' ich eben, daß seine Nichte Euphrosyne angelangt ist; die ist für mich selbst noch neu. Man sagt, daß sie interessant sei. Das ist nur ein Modeausdruck, auf den ich nichts gebe. Von meiner seligen Cousine behauptete man auch immer, sie sei interessant, aber ich habe nie gefunden, worin sie

es war, ich entdeckte nur an ihr eine heftig geröthete Nasenspitze und einen Mund voll schadhafter Zähne."

"Warum heißt sie nur Euphrosyne?" warf Franz unwillig hin.

"O das muß Sie nicht kümmern," entgegnete der Landrath. "Ich hatte eine Tante, die Euterpe hieß, und die wir Kinder nur Tante Terpentin nannten. Und damals war ein solcher Name noch eine Seltenheit, gleichsam eine heidnische Monstrosität; heutzutage, wo die griechischen Namen und griechischen Sitten zur Mode gehören, ist Euphrosyne ein Name wie jeder andere."

"Ich habe gar keine Lust, diese interessante Euphrosyne kennen zu lernen."

"So laß uns zu Hause bleiben," rief Andreas schnell. "Auch mir ist's ganz recht, wenn wir nicht hinfahren."

"Wie Du willst; so bleiben wir." Aber der

Landrath rief heftig, daß das nicht mehr anginge; er hätte seine beiden Offiziere schon angekündigt. Der Bote sei schon mit der Zusage fortgeritten. „Nun, dann wär's feig, nicht ins Feuer vorzurücken!“ rief Franz und Andreas sah unwillig bei Seite.

Als man anlangte, waren schon zwei große Säle gefüllt mit Gästen. Der Landrath drängte sich nur mit Mühe durch, seine beiden Schützlinge nach sich ziehend. Endlich fand man den Herrn und die Dame des Hauses. Nur wenige artige Worte wurden gewechselt, der Zudrang neuer Gäste war zu heftig, die beiden Freunde sahen sich bald in der Menge allein. Sie blickten sich an und mit einem halben Lächeln sah Einer auf dem Gesichte des Andern, wie unbehaglich und gelangweilt er sich fühle. Ohne ein Wort zu sprechen, aber dennoch vollkommen im Einverständnisse verließen sie den Saal, bestie-

gen ihre Reitpferde, und einen nahen Feldweg einschlagend durch die nächtlichen Gebüsche, eilten sie wieder nach Hause. Franz, als er sich in freier Luft fühlte, gekühlt und erfrischt, hatte seine gute Laune bald wieder gefunden, er jagte wild über eine kleine Waldwiese dahin, und hielt dann an, um den langsam nachkommenden Freund zu erwarten. „Kanntest Du den Grafen Wendelin schon früher?“ fragte er Andreas. Dieser gab ein trocknes, etwas mißlauniges Ja zur Antwort. — „So schien's mir auch,“ fuhr Jener fort, „die Gräfin besonders sah Dich mit einem Blicke an, der, so flüchtig er auch hinstreifte, doch zu sagen schien: Ach; also dies Gesicht sollen wir nun wiedersehen! Wer war die Dame in Schwarz neben ihr?“

„Eine Stiftsdame aus Gandersheim; Gräfin Elise von Brügge.“

„So? Doch hatte sie nichts von einer Stifts-

dame an sich. Sie sah muthwillig und kokett aus. Dann die Dame mit der griechischen Tunika, die schönen Arme fast ganz entblößt, wer war die?"

„Madame Turnon. Eine Deutsche von Abkunft, an einen französischen Obristen verheirathet. Sie heißt Delphine."

„Teufel! Mein Freund! Du kennst ja diese Frauen alle, wie es scheint, ziemlich genau. Wie, wo und wann machtest Du ihre Bekanntschaft?"

Andreas wandte sich rasch in seinem Sattel um, und rückwärts zeigend rief er: „Sieh nur die rothe Glut dort am Himmel! Sollte das der aufgehende Mond sein? —"

„Nein, das ist Feuer!" entgegnete Franz rasch. „Es giebt ein Unglück. Laß uns der Gegend zusprengen."

Beide Freunde wandten rasch ihre Pferde, und brachen sich durch dichtes Gestrüpp Bahn,

um dem Ziele schleunigst näher zu kommen. Als sie das Ende der Waldung erreicht hatten, sahen sie die Flammen im nahen Dorfe emporschlagen. Mehrere Hütten, so schien es, standen in Feuer. Es war schwer, sich durch's Gedränge Platz zu machen; der Tumult und der Schrecken wuchs durch den Ausruf: „die Franzosen sind da!“ Der Ungrund dieser Befürchtung lag jedoch am Tage. Die Freunde beschwichtigten die Schreier und ordneten die Maaßregeln zur Rettung an. Andreas drang in das am meisten gefährdete Haus des Pfarrers ein und fand diesen krank im Bette liegend, von seiner Dienerschaft verlassen. Die nahen Flammen erhellten die kleine Stube mit blutrothem, furchtbarem Schein. Ein junges Mädchen stand unbeweglich, wie eine Bildsäule, auf der Schwelle der anstoßenden Kammer und starrte mit weit offenen Augen in die Glut. Andreas blickte sie an, nicht wissend, ob er eine

Erscheinung oder ein lebendes Wesen vor sich sähe; doch trieben die Angstseufzer des armen Alten im Bette ihn bald wieder zur Besinnung. Er sprang zum Lager, hob den Greis heraus, und trug ihn durch den schon eindringenden Rauch aus der Stube hinaus. Im kleinen anstoßenden Garten legte er ihn an einer Hecke nieder, willens sofort wieder zum brennenden Hause zurückzukehren; doch fühlte er sich von zwei krampfhaften Armen umspannt. Dasselbe geisterhafte junge Mädchen war's, die früher in der Stube gestanden, die ihm jetzt nachgeeilt war und ihn dankend umschloß. Sie sprach kein Wort, ihre Augen waren noch immer aufgerissen und starr, ihre Berührung war kalt, aber Andreas fühlte, lebhafter als durch alle Worte, daß das arme Mädchen leidenschaftlich ihm danken wolle. Er verließ sie, wie sie eben ins Gras niedersank, ohnmächtig oder todt, er wußte es nicht, er hatte

keine Muße, es zu untersuchen. Durch die vereinte Mitwirkung der Freunde wurde der Brand bald gedämpft und endlich völlig gelöscht. Das Pfarrhaus war gerettet. Ein paar Scheunen und eine Bauerwohnung waren abgebrannt. Als man die Gewißheit hatte, daß keine neue Gefahr zu besorgen, entfernten sich die Freunde ohne Abschied, wie sie ohne Willkommen erschienen waren. In Nacht und Nebel waren sie verschwunden. Wie sie auf dem Landhause anlangten, war es gegen Morgen und der Landrath auch eben heimgekehrt. Er ahnete nicht, daß seine Gäste anderswo die Nacht zugebracht, er begrüßte sie flüchtig, indem er ihnen zurief: „Nicht wahr, eine süperbe Gesellschaft? sehr glänzend, eine vortreffliche Beleuchtung!“ — „Ja wohl, vortreffliche Beleuchtung,“ murmelte Franz, indem er mit Andreas in die Schlafkabinette hinaufstieg.

Zwei Tage darauf kam eine neue Einladung

vom Generale. Es hieß darin, diesmal wäre der Zirkel klein, und man würde Gelegenheit haben, sich gegenseitig näher kennen zu lernen. „Das ist eine sehr feine Wendung," rief der Landrath, der mit dem Zettel in der Hand zu seinen Gästen trat, „wir haben neulich die berühmte und berüchtigte Euphrosyne nicht gesehen; heute wird sie wohl, als eine Sonne am Firmament aufgehen. Wir müssen hin."

„Ja, wir müssen hin," wiederholte Franz lebhaft. „Die drei Frauen haben auf mich einen ganz passabel angenehmen Eindruck gemacht. Ich liebe solche Weiber, die gar kein Hehl daraus machen, daß sie gefallen wollen."

„Nehmen Sie sich in Acht," sagte der Landrath, „die Gräfin ist eine Art Circe, oder richtiger nach meines Freundes Goethe, Ballade, eine Braut von Korinth, von der es heißt: „Und das junge Volk erliegt der Wuth."

„Ich erliege nicht," sagte Franz lachend.

Der Landrath schüttelte das Haupt. Andreas hatte kein Wort gesprochen, allein derselbe Mißmuth lagerte auf seiner Stirn, der immer darauf Platz zu nehmen pflegte, sobald des Grafen oder seiner Gemahlin Name genannt wurde.

Es war diesmal wirklich ein kleiner Kreis versammelt. Die Gesellschaft saß um ein Bild gruppirt, das ein junger Künstler gemalt und aufgestellt hatte und das ein Portrait Napoleons darstellte. Die Frauen sahen dieses ungewöhnliche Gesicht mit Aufmerksamkeit an, die Männer lächelnd und spottend. Es wurden Bemerkungen gemacht, wie sie Jedem in jener Zeit nahe lagen. Als die beiden Jünglinge eintraten, rollte ein Vorhang schnell über das Bild hin, der Künstler nahm es fort und stellte eine Venus von Titian an seine Stelle. Eine kleine Pause der Befangenheit trat ein, in diesem Moment

wurde in der halbdunkeln Oeffnung der Thür des Seitenkabinets eine hohe, in Weiß gekleidete Gestalt sichtbar, die da stehen blieb und die Blicke forschend auf die Gesellschaft richtete. Sie trat jetzt rasch einen Schritt näher, nahm ihr Augenglas, fixirte scharf die beiden jungen Preußen und rief mit einer scharfen durchdringenden Stimme: "Also das sind die Helden, die sich haben besiegen lassen?"

Der Eindruck, den diese Worte auf die Gesellschaft machten, war wahrhaft lähmend. Kaum von einer Verlegenheit befreit, stürzte man kopfüber in eine zweite, unendlich viel größere. Aber die junge Dame, die diese Frage that, schien ihre Wirkung durchaus nicht mit der Gesellschaft zu theilen. Sie stand da, immer noch das Glas vor dem Auge, und richtete fortwährend ihren scharfen und beleidigenden Blick auf Franz und Andreas. Der General stand auf, eilte auf seine

Nichte zu und flüsterte ihr auf Französisch zu: „Aber, meine Gute, welch' eine Seltsamkeit! Ich bitte, schweigen Sie.“ Aber die junge Dame, ihn mit einem festen Wink von sich stoßend, sagte mit einem kalten Lächeln: „Lassen Sie mich, mein theurer Onkel, Sie wissen, ich liebe die Seltenheiten. Ein besiegter Preuße ist für mich ein Gegenstand der unbezwinglichsten Neugier.“ »Elle est folle!« flüsterte der General zu den Damen, indem er sich auf seinen Platz zurückbegab. „Euphrosyne, mein Engel!“ rief die Generalin, „sieh hier dies schöne Bild von Titian. Es ist eine wundervoll gelungene Kopie.“ Sie kam jetzt heran, immer aber den Blick auf die Jünglinge gerichtet, sie heftete einen gleichgültigen Blick auf das Gemälde, dann griff sie rasch an die Wand hin, setzte das Bild Napoleons wieder auf die Staffelei und rief: „O welch eine schöne Venus! Wie reizend, wie verführerisch, wie ganz würdig,

das Ideal eines Jünglingsbusens zu sein! Nicht wahr, meine Herren, in Ihren Träumen haben Sie schon oft diese Venus erblickt? diese siegende Göttin? Wie, oder sahen Sie sie schon vielleicht irgendwo wachend? O, erzählen Sie mir, wie sah sie aus? Ist sie diesem Bilde ähnlich? Ach, wenn sie so aussieht, muß sie das Entzücken der Männer sein. Ich begreife, wie man sich vor ihr beugt, und — ich entschuldige Sie, meine Herren."

Da weder Franz noch Andreas ein Wort darauf erwiederten, der erstere trotzig vor sich hinsah, der andere, blutroth im Gesicht, zu Boden blickte, so wurde dieser Moment in so hohem Grade peinlich, daß wenig fehlte die ganze Gesellschaft wäre in wilder Aufregung gegen die Ruhestörerin losgebrochen, aber die eleganten Formen trugen den Sieg davon. Die Gräfin gab das Signal, indem sie in die Hände klopfte

und rief: „Bravo, Bravo! Unser kleiner politischer Freigeist debütirt ganz vortrefflich. Klatschen Sie doch Beifall, meine Herren, belachen Sie doch die hübsche Parallele zwischen der Venus von Titian und Napoleon!“

„Ich finde da nichts zu belachen,“ sagte Franz trocken, indem er in den Kreis trat. „Ist Napoleon der personifizirte Ruhm, wie man die Welt glauben machen will, so muß sein Bild nothwendig denselben moralischen Eindruck auf den Jüngling machen, den die weibliche Schönheit macht, nehmlich heftiges Verlangen, sie zu erwerben. In so fern hat die Gräfin nicht Unrecht.“

„Hab' ich wirklich nicht?“ sagte Euphrosyne. „O ja, deutet nur alles geistreich und gefällig; ich aber bin müde Eurer, meiner — des Lebens! Sie warf sich auf die Ottomanne und lag in die Polster gedrückt theilnahmlos da, während die Stim-

men um sie her sprachen und stritten. André's dunkles Auge ruhte von Zeit zu Zeit verstohlen auf dem stolzen schönen Profil des Mädchens. Franz würdigte sie keines Blickes, er stand vor Armiden und erzählte ihr leidenschaftlich einiges aus seinen nächsten Schicksalen. Die schöne Frau lag in ihrem griechischen Armsessel, reich drappirt mit der eleganten und verführerischen Haltung einer Aspasia, und hörte ihm aufmerksam zu. Elise und Delphine gesellten sich auch hinzu. Die Gesellschaft that ihr Möglichstes, die unangenehmen Eindrücke der ersten Stunden wieder auszulöschen, besonders war der General unerschöpflich in Artigkeiten gegen die jungen Offiziere. Von Politik war nicht mit einem Worte mehr die Rede. Die unglücklichen Bilder waren auf immer bei Seite geschafft.

Am Abend, als die Freunde sich in Einsamkeit über die Vorfälle des Tages besprachen,

sagte Franz: „Welch eine unausstehliche Personage ist diese Euphrosyne. Hast Du jemals erlebt, daß eine Frau in solche Worte und Aeußerungen ausbricht. Ich ärgere mich nie über Weiber, dies ist mein Grundsatz, so wie ich mich nie über sie freue, aber dieses Geschöpf könnte ich mit kaltem Blut zu Tode peinigen.“

„Das ist ein Beweis, daß sie Dich zu fesseln verstanden hat.“

„Nun ja, wie eine Atrocität uns fesselt. Wie die völlige Unnatur und Verrücktheit uns gleichsam anzieht. Ich ärgere mich noch, daß ich ihr den abgeschmackten Gemeinplatz darauf erwiederte; ich hätte gar nicht antworten sollen. Aber machte sie uns nicht den Vorwurf der Feigheit?“

„Freilich.“

„Das ist wirklich zu stark. Ich gehe morgen hin und zeig' ihr meine Wunde auf der Brust. Aber nein! das wäre die Thorheit auf den Gi-

pfel treiben. Ein Weib widerlegen zu wollen! Ich möchte mich selbst dafür peinigen, daß es überhaupt einem Weibe gelungen ist, mich in Aufregung und Aerger zu bringen. Aber sie soll es büßen; ich ersinne einen Plan, sie auf das tiefste zu demüthigen."

Andreas sah seinen Freund an und fragte dann ruhig: "Fandest Du sie schön?"

"Nein, nein! Sie ist häßlich wie die Nacht. Diese Gattung langer, blasser Gesichter sind mir wie der Tod zuwider. Ich gebe Dir höchstens zu, daß in dem Moment, wie sie da stand, hoch aufgerichtet und ihren Spruch vorbrachte, sie etwas — wie soll ich sagen — nicht ganz Alltägliches hatte."

"Sie erinnerte mich an eine Judith von Rubens," bemerkte Andreas.

"Ganz recht!" rief Franz, "und dies Bild ist mir immer verhaßt gewesen. Laß uns nicht mehr

von ihr sprechen.“ Er nahm seine Guitarre, und legte sie bald wieder hin. Mißmuthig verließ er den Genossen, noch lange vor der Zeit, wo sie sonst von einander zu scheiden pflegten.

Am andern Morgen hörte Andreas, daß Franz wiederum aufs Schloß geritten sei. Der Landrath hatte ihn nicht dahin begleitet, er hatte es also für dienlich gefunden, allein dort zu erscheinen. Es verging eine Woche, wo er fast täglich diesen Besuch wiederholte. Eines Abends, als Andreas bei den Büchern saß, trat er mit einem muthwilligen Lachen und einem freudeglänzenden Gesicht herein. „Du glaubst nicht,“ rief er, „wie mich das Frauenvolk amüsirt. Ich bin der erklärte Liebhaber der Gräfin, sie kann nicht ohne mich sein und ich mach' sie glauben, daß sie an mir einen jungen verliebten Gimpel hat, während ich nur diese verwünschte Euphrosyne im Auge habe und darauf ausgehe, ihr einen Possen zu

spielen. Wir stehen auf dem Fuß mit einander, daß wir uns gegenwärtig die ärgsten Dinge sagen; und das alles so freundlich, mit so gutem Anstande, daß, wer es mit anhört, nicht weiß, ob er uns für dem Tollhaus Entsprungene oder für vernünftige Creaturen, die ihren Schöpfer anbeten und lieben, halten soll. Aber warum begleitest Du mich gar nicht mehr aufs Schloß? Die Damen haben mehr als einmal nach Dir gefragt."

„Wenn Du's wünschest, so reit' ich morgen mit."

„Gut, so sollst Du sehen, wie ich mich dort gestellt habe."

Man kam an, als eben die Mittagstafel auf einer Terrasse des Gartens unter einem Zelte bereitet war; die Aussicht auf ein Blumenparterre und auf einen See, den ein hübsches, dichtes Gehölz jenseit einschloß, war besonders freund-

lich und erheiternd. Der Tisch mit seinem funkelnden Silber, seinen Krystallschaalen, Weinflaschen und Fruchttellern, durch hohe Blumenpyramiden gesondert, nahm sich stattlich und einladend aus. Den Bogengang herab kam die Gräfin, am Arm eines alten Diplomaten. Sie hatte ihren schaukelnden Gang und sah süß und freundlich wie die Göttin des Reichthums und des Genusses aus. Paarweise folgten die anderen Gäste. Der General führte Elisen, Delphine lehnte sich an den Arm eines jungen Mannes, den die Freunde zum erstenmal hier sahen. Ganz zuletzt und von Niemand geführt, kam Euphrosyne. Sie sah vor sich hin und schien, in Gedanken versenkt, wie im Traume daherzuwandeln. Andreas eilte auf sie zu und bot ihr den Arm, den sie annahm. Man setzte sich zu Tische, doch so, daß die Aussicht auf den See unverdeckt blieb. Im jenseitigen Wäldchen verborgen befand sich ein

Chor Hornbläser, die ihre leisen Akkorde durch den klaren Himmel hinklingen ließen, wie eine Stimme der Sehnsucht, die aus poetischer Ferne in das bunte Treiben des Lebens hineinfällt. Ein sanfter Wind spielte mit den Draperieen des Zeltes und schaukelte die Glocken der Blumenkelche, indem er zugleich die Mousselintuniken der Damen in leichte Wölkchen emporblies. Die Gräfin trug einen prachtvollen Bund, dessen feurige Glut ihr schönes schwarzes Haar doppelt üppig emporquellen ließ und zugleich gegen den tiefblauen Himmel eine Farbenopposition bildete. Die Arme waren enthüllt, die Schultern, der Nacken, ein Theil der Brust. Die anderen Frauen, die nicht wagen durften, so kühn dem hellen indiscreten Tageslichte trotz zu bieten, hatten kluger Weise ihre Shawls nicht vergessen, indem sie behaupteten, daß man sich leicht erkälten könne. Wenn die schöne Frau den Arm em-

vorhob, das Champagnerglas in der Hand, der herrlich modellirte Arm, die zierliche Hand, das blitzende Kelchglas mit dem blaßgelben perlenden Tranke, so war dies ein Gedicht, so feurig und so zierlich, wie nur irgend eines aus den Phantasieen der Poeten keimte. Und nun dies Auge, das suchend, halb geschlossen, hinirrte, seine Flammen, ob künstlich oder wahr, dies kam nicht in Betracht, Jedem mittheilend, der in den Zauberkreis eingeschlossen; o! man mußte sehr kalt und sehr nüchtern sein, um diesem Anreiz zu widerstehen. Franz suchte diese Blicke und hielt ihnen tapfer Stand; er konnte sie eben so halb geschlossen und feurig versenden, wenn er wollte. Andreas, der ganz Ehrlichkeit war, sah dieses Spiel und der Freund machte ihm ernstlich Kummer. Unterdessen hatten sich auch der Landrath und der Zeitungsleser eingefunden. Der letztere, den wir aus dem ersten Abschnitt dieser Geschichte

kennen, kam auf Andreas zu, umarmte den Jüngling und rief: „Ei, seht da! unser junger Freund aus dem einsamen Zauberpallaste! O die Generalin und die Damen haben mir von Ihnen erzählt. Während der Zeit, die unterdessen verstrichen, sind Sie Held und Krieger geworden, während Sie damals nur ein unbedeutender Forstkadet waren. Lieber Freund, was mich anbetrifft, so bin ich halb blind.“ „Das macht das viele Zeitungslesen,“ sagte Andreas. — „Es kann sein,“ entgegnete der Alte; „es mag aber auch andere Gründe haben; ich war in meiner Jugend ein gar zu rasches Blut. Sein Sie vernünftiger, halten Sie Ihre Kräfte besser zusammen. Sieh da, welch ein anmuthiges Plätzchen, welch eine hübsche Gesellschaft; ich seh' nur, daß die Gräfin wieder ihre rothe Mütze aufhat, ich nenne das die Piratenflagge. Auf welchen von den jun-

gen Leuten mag es jetzt gemünzt sein. O ich bin froh, daß ich den Weibern entronnen bin.“

Dies Geplauder wurde leise geführt, und von dem Landrath und Andreas eben so leise belacht. Plötzlich wurde oben am Tisch ein Zeichen gegeben, daß man still sein solle. Der Diplomat hatte in guter Stimmung ein Mährchen zu erzählen angefangen. „Ich bin noch aus der alten guten Zeit, meine Damen,“ sagte der Erzähler, „ich besinne mich, den berühmten liebenswürdigen Grafen Hamilton noch gekannt zu haben. Seine kleinen Erzählungen und Mährchen sind nicht eben das, was man moralisch nennt, allein sie erfüllen ihren Zweck, man lächelt über sie und vergißt sie. Was kann die Laune anders als ergötzen. Es wäre solchem kleinen Dinge viel zu viel Ehre angethan, wenn man es als im Kriege gegen die Tugend darstellen wollte. In den groben Fingern der Ernst-

haftigkeit zerbricht eine so zierliche Thorheit. — „Genug der Vorrede," riefen die Damen, „fangen Sie an."

Die Königin mit dem Rattenkopf.

„Eine Königin," hub der Erzähler an, „hatte zur Freundin eine Ratte, mit der sie lange in vertraulichem Umgange lebte. Gewiß war auch diese Ratte die edelste ihres Geschlechts. Sie war zierlich gebaut, ihr Fell war glatt, und da sie sprechen und denken konnte, so dachte sie immer edel, und sprach immer gut."

„Fünf Jahre hatte diese Freundschaftsverbindung zwischen der Königin und der Ratte gedauert, als plötzlich ein widriger Umstand die süße Einheit der Gemüther in einen heftigen und ärgerlichen Zwiespalt wandelte. Die Ratte kam eines Abends von einem sehr langen, einsamen Spaziergange nach Hause, äußerst erhitzt und mit Merkmalen überstandener, großer Aufregung. Der

Königin entging dieses nicht, und sie fragte ihre Freundin auf das Zärtlichste über den Grund der Veränderung in ihrem Wesen. Die Ratte schwieg. Nach einiger Zeit offenbarten sich gewisse Anzeichen, die die Königin über den Zustand ihrer Freundin vollkommen ins Klare setzten. Eines Morgens, als die Ratte wie gewöhnlich kam, der Königin die Hand zu küssen, sagte diese: „Ratte, auf ein Wort! Sie können nicht leugnen, daß Sie sich in anderen Umständen befinden.“

„Ich leugne es auch nicht, gnädige Frau,“ antwortete die Ratte mit niedergeschlagenen Augen, und mit einem höchst sittsamen Ausdrucke im Gesichte.“

„Wie? rief die Königin, Ratte, hab' ich recht gehört? Ratte, Sie? Vergaßen Sie also unsere Gespräche, die wir oft über Tugend und ideale Lebensauffassung führten?“

„Ich habe sie nicht vergessen,“ erwiederte die Ratte.

„Aus meinen Augen, Unverschämte! rief die Königin. Ich kann mit einem Wesen, das sich so tief erniedrigt hat, nicht länger unter einem Dache leben!“ Mit diesen Worten warf sie einen schweren silbernen Löffel nach ihrer ehemaligen Freundin und verwundete diese fast tödtlich. Die arme Ratte nahm all ihre Kräfte zusammen und sagte mit funkelnden Augen und einem edlen Stolze zur Königin: „Du selbst bist die Unverschämte, denn ohne Schaam ergiebst Du Dich einem niedern Zorn. Wer hat Dich zu meiner Richterin bestellt? Wenn ich fehlte, so fehlte ich aus Liebe, und nur die Liebe darf mich richten!“ — Diese letzten Worte sagte die Ratte mit einem so unnachahmlich schönen Ausdrucke von gekränkter Weiblichkeit, daß die Königin auf einen Augenblick an dem leichtfertigen Charakter ihrer ehe-

maligen Freundin irre wurde, allein ihr Abscheu kehrte sogleich wieder zurück, und sie hob einen zweiten silbernen Löffel auf.

„Halt ein!“ schrie die Ratte. „Unser Bund ist zerrissen. Ich verlasse Dich auf immer, Du Weib ohne Schonung, doch sollst Du ohne Strafe nicht bleiben. Werde von dieser Stunde an das, was ich bin, und beharre bei dieser Gestalt, bis ein Mann sich findet, der Deine Tochter in denselben Zustand versetzt, den Du eben an mir so arg gelästert hast.“

Die Königin wurde jetzt zu ihrem großen Schrecken inne, daß die Ratte eine mächtige Fee war, und daß bei ihrem Zorn kein Entrinnen möglich. Sie fühlte, wie sie zusehends zusammenschrumpfte und ehe die Chokolade in ihrer Morgentasse kalt geworden, hatte sie ihre schmachvolle Metamorphose beendet, und sprang als langgeschwänzte Ratte vom Sopha. So endete

sich der Zank zwischen der Königin und ihrer Freundin.

Durch dieselbe Macht der erzürnten Fee wurde das königliche Schloß über Nacht von einem dichten Walde umgeben, der es unmöglich machte, daß irgend Jemand den Weg zu den Thoren des Pallastes fand. Die Königin und ihre Tochter blieben daher ganz allein mit nur wenigen ihrer vertrautesten Dienerinnen, denn der König war, so wie seine ganze männliche Umgebung, als dieses ominöse Ereigniß sich zutrug, gerade auf der Jagd, und wurde somit aus seinem eigenen Schlosse ausgesperrt. Die Königin tröstete sich mit der Hoffnung, daß ihre Tochter, die sehr schön war, unmöglich lange ohne Verehrer bleiben werde, und daß irgend ein kühner Prinz das Gitter des verwünschten Waldes bald möglichst durchbrechen werde. Es verging jedoch ein Jahr und noch eines, ehe dies geschah. End-

lich hörte man an der Pforte des Pallastes klopfen. Sogleich trieb die Königin ihre Dienerinnen an zu öffnen, und hinein trat ein Prinz, schön wie der junge Tag und von so edlem Anstande, als nur je ein junger Königssohn an den Tag gelegt hatte. Wer war froher als die Königin. Sie veranstaltete sogleich, daß man im Saale ein Abendessen auftrug, und während die beiden jungen Leute daran Platz nahmen, setzte sie sich in einen entfernten Winkel und beobachtete sie. Der Anfang versprach nicht viel. Der Prinz, der sehr schüchtern und blöde war, sprach kein Wort und die Prinzessin hatte sich vorgenommen, nur zu antworten, wenn man sie fragte. Beide entfernten sich endlich unter ceremoniösen Abschiedsverbeugungen, indem der Prinz sich in seine Gemächer hinaufleuchten ließ. Das Mittagsmahl am andern Tage ging gerade ebenso vorüber, die Abendtafel gleichfalls, und nachdem ein Monat

vergangen war, hatten noch beide kein Wort mit einander gewechselt. Dies war der Königin außer allem Spaß. Sie fürchtete, ein ganzes Jahr lang noch in ihrem Rattenpelze ausharren zu müssen, und entschloß sich, die jungen Leute mit einander bekannter zu machen. Die Mittel, die sie dazu wählte, schlugen fehl. Sie befahl ihrer Tochter, dem Prinzen verliebte Poesieen vorzulesen, allein der junge Mann, der für Verse unempfindlich war, schlief dabei ein; dann spielte die Prinzessin die Laute, doch auch das that keine Wirkung, sie tanzte und gab Charaden auf, alles umsonst. Die Königin zweifelte keinen Augenblick, daß nur die Bosheit der Ratte an dieser Fühllosigkeit des Prinzen schuld sei, dennoch gab sie die Hoffnung nicht auf. Eines Abends war es ihr gelungen, den Jüngling und das Mädchen in einem sehr vertraulichen Geplauder auf einen Sopha zusammenzuführen. Das Ge-

mach lag abgelegen und war nur durch eine Lampe erhellt, die an Ketten hing. Die Königin merkte, daß der Prinz unternehmend wurde, und daß nur der helle Schein ihn abhielt, der Prinzessin einen Kuß zu rauben; sogleich kletterte sie die Kette hinan und begann das Oel auszuschlürfen, wodurch sie bewirkte, daß die Lampe zusehends dunkler brannte. Mit dem Verschwinden des Lichts nahm die Kühnheit des Prinzen zu und schon fühlte die arme Königin, daß ihre fatale Rattenhaut sich zu lösen begann. Aber der häufige Genuß des Oels machte, daß sie sich erbrechen mußte, sie that das, wie sie glaubte unbemerkt, allein der Prinz sah sie und die komische Stellung des armen Thieres machte, daß er die Prinzessin schnell aus seinen Armen ließ und in ein unauslöschliches Gelächter ausbrach. Somit war der glückliche Moment verloren. Die Verwandlung der Königin, die schon bis zum Gürtel auf-

wärts gediehen war, unterblieb und sie behielt, die Zeit ihres ganzen Lebens hindurch, einen Rattenkopf auf einem menschlichen Körper. Der Prinz verließ das Schloß; und Niemand fand sich mehr ein. Die Königin verwünschte tausendmal die Thorheit, den Lebenswandel ihrer Freundin getadelt zu haben. Dies kann eine Lehre abgeben, wie behutsam man im Umgange mit seinen Freunden sein muß.“

Das Mährchen war zu Ende und Niemand von der Tischgesellschaft erwiederte ein Wort darauf, weder des Beifalls noch des Tadels. Die Damen sahen vor sich hin, die jungen Offiziere blickten in die Gegend hinaus. Plötzlich fielen einige Schüsse in nicht weiter Entfernung, die Damen fuhren zusammen, ein Theil der Herren erhob sich von seinen Sitzen. Ein Diener stürzte herbei. „Was giebt's?“ rief ihm der General zu. „Ew. Excellenz zu melden,“ rief die-

fer bleich und stotternd, „die Gegend ist in Allarm. Man sagt, die Franzosen sind im Dorfe.“ „Welche Albernheit!“ rief der General. „Laß mir mein Pferd vorführen.“ Der Diener entfernte sich eiligst und der General sagte: „Das Freikorps aus Münster sollte heute kommen; wahrscheinlich haben die Burschen mit dem regulairen Militair, das noch nicht abmarschirt ist, Händel angefangen. Welcher von den Herren begleitet mich?“ — Andreas und Franz erhoben sich. „Nein, nein,“ rief der General lachend, „ich scherzte nur. Niemand entferne sich; die Geselligkeit darf nicht unterbrochen werden; ich werde gleich wieder da sein.“

Als er aus dem Zelte heraustrat, führten zwei Diener einen Mann herbei, der gebückt ging und dessen ergrautes Haupt eine blutbefleckte Binde trug. „Mein Himmel! der Commandant!“ rief die Gräfin und sprang entsetzt auf. Euphro-

syne stürzte herbei, und warf sich auf den Boden zu den Füßen des Verwundeten. „Es ist nichts!“ rief dieser mit rauher Stimme und die vielen Arme, die sich ihm entgegenstreckten, abwehrend. „Ich hab' mich beim eiligen Ritt durch's Gehölz an einen Baumast gestoßen. Wie kann man nur gleich so in Allarm gerathen! Und Sie, Euphrosyne! ich glaube gar, Sie haben Thränen im Auge?“

Dem war wirklich so, das schöne Mädchen war bleich und in Thränen schwimmend. Sie preßte die Hand des alten Mannes an ihre Stirne und schluchzte laut.

„Ach, das ist Thorheit!“ sagte der Verwundete.

Die Gräfin rührte in einem Glase Zuckerwasser und etwas Orangenblüthessenz zusammen. Als sie es ihm reichte, stieß er's von sich, indem er rief: „Weg da! Geben Sie mir ein Glas

Burgunder, wenn ich bitten darf.“ Die jungen Männer lachten und Euphrosyne sah sich verwundert und erschreckt um, als wäre dieser Ton der Heiterkeit eine Beleidigung für ihr Ohr. Franz bemerkte es und lachte noch lauter. Ein Zug des Hohns und der Verachtung spielte um ihre Lippe. „Sieh nur, wie ich sie ärgere!“ zischelte Franz seinem Freunde ins Ohr. „Welch eine unleidliche Sentimentalität. Der alte Knabe ist gegen einen Baum gerannt, weil er das Reiten nur noch aus Hörensagen kennt und sie thut, als hätte eine Kugel seine Brust durchbohrt.“

„Womit habt Ihr Euch unterhalten, mes enfants?“ fragte der Kommandant.

„Ich habe ein Hamilton'sches Mährchen erzählt,“ sagte der Diplomat.

„O mein theurer Freund,“ rief Euphrosyne immer noch auf den Knieen im Grase liegend, „frage nicht, was wir getrieben, wovon wir ge-

sprochen. Deine Kinder haben kleine unwürdige Späßchen erzählt, während draußen der Tod mäht, während die blutigen Rosen der Männerwunden im Sturm erblühen. Deine Kinder haben ihre Antlitze im Spiegel perlenden Weines beschaut, indeß dort stumme blasse Gesichter sich dem Himmel zuwenden, athemverhauchend. O ich möchte Gift trinken, um diese heitere Sonne nicht mehr zu sehen!"

Franz drängte sich rasch herbei und fragte laut: „Aus welchem Trauerspiel haben Sie das, mein Fräulein?"

„Aus dem Trauerspiel, wo Deine und meine Schmach auch eine Rolle dabei haben," sagte Euphrosyne, sich langsam nach dem Fragenden umwendend.

Einen Augenblick umstanden die Andern diese Gruppe, dann wandten sie sich plaudernd ab. Man schlug einen Spaziergang zum See hinab

vor. Franz eilte schnell, um sich des Armes der Gräfin zu versichern. Die schöne Frau sah ihn mit Entzücken kommen und reichte ihm ihren Arm mit graziöser Heiterkeit.

Als man unten anlangte, standen mehrere Gondeln bereit, die Gesellschaft aufzunehmen. Ein junger Mensch in der Uniform eines Kadetten stand am Ufer und rief mit einer etwas trotzigen Stimme: „Nun? ma chère tante? kommen Sie endlich? Wir warten schon lange, sacre nom du Dieu! In welches Boot wollen Sie steigen?“

„Mein Kind,“ entgegnete die Gräfin, „Du sollst nicht in meine Gondel, sondern in die Deiner Cousine steigen. Dort ist Dein Platz.“

„Ich will nicht mit der Nonne fahren,“ sagte der Kadet, „sie ennuyirt mich. Ich will mit Ihnen fahren, ma tante.“

„Aber ich nicht mit Dir, mein Engel, erwie-

derte die Gräfin lachend. „Du siehst, ich habe schon meinen Gesellschafter.“ Der Neffe murmelte: „Bei Gott, ich bin so gut Gesellschafter, wie jeder Andere!“ — Doch entschloß er sich und wandte sich mürrisch zu der Gondel, in der Elise Platz genommen hatte. Sie empfing ihn nicht aufs Beste, und er setzte sich maulend neben sie. Andreas hatte gewünscht, neben seinem Freunde zu sitzen, doch war er gezwungen, Delphinen's Arm nicht frei zu lassen, die ihn in eine besondere Gondel zog. Als man vom Ufer stieß, erscholl eine lebhafte Musik und oben von der Terrasse antwortete eine Fanfare von Trompeten. Der Himmel war klar und durchsichtig wie ein Topas, die Sonne schmolz im Westen in den dunkelsten Gluten, die magische Streiflichter über die glatte Fläche des See's spielten. Die Gebüsche des nahen Wäldchens gaben in gelbem Dunkelgrün die saftigen Schatten des herrlich glänzen-

den Gemäldes. Die Gondeln glitten wie Schwäne über die Fluth hin. Die Ruder trieften von Thau, wie wenn ein Feinschmecker eine üppige Pfirsich zertheilt und die Tropfen von Lippe und Fingern hinabgleiten. Alles war Fröhlichkeit und Scherz. Die Gondeln berührten sich, flohen einander, näherten sich wieder, wie fröhliche Kinder, die auf einer Wiese spielen. Die Gräfin rief sich mit Delphinen und Elisen heitere Worte zu, die zuletzt in Gesang übergingen. Franz mischte seine Stimme drein, und bald war ein sehr beliebtes Quartett aus einer neuen Oper im Gange, dann eine kleine Arie, eben angefangen und gleich wieder abgebrochen, denn die Stimmen aus den andern Gondeln erstarben in Gelächter. Die Sonne sank immer tiefer, die Schatten wurden immer länger, die nachbarlichen Gebüsche immer schwärzer. Zuletzt ging jede Gondel ihren eigenen Weg. Der See dehnte sich sehr

weit nach Westen aus und zählte viele, wie die Schiffer meinten, noch unbekannte Inseln. In der Bucht einer derselben hielt man still; die Bootsführer entfernten sich, um ein Feuerwerk anzulegen, das hier abgebrannt werden sollte. Franz und die Gräfin blieben allein. Sie hatte sich in ihre Shawls gehüllt und lag auf den Polstern, Franz, dicht neben ihr, hielt ihre Hand und schlang dann auch den Arm um ihre Taille. "Bei Gott!" flüsterte er bei sich selbst; "ich will eine Thorheit begehen, und Niemand soll mich daran hindern." Er näherte sich der Wange der schönen Frau, sie kam ihm mit ihren Lippen entgegen, und ein Kuß so warm und süß, als der Weiberhasser ihn jemals gegeben, brannte auf dem üppigen reizvollen Munde. Die süße Stille, das schaukelnde Boot, das in dunkler Bucht angekettet lag, die flüsternden, im Nachtwind wankenden Gebüsche, die halbe Mondsichel, die über

die Tannengipfel herüberblickte, alles drängte wie mit magischen Händen süße Träumereien in die bewegten Seelen der beiden Vereinten. Sie wurden nicht müde, Lippe an Lippe zu schließen. Plötzlich störte sie ein Geräusch in den Wellen auf. Sie blickten auf, und eine Hand faßte die Gondel und schüttelte stark an ihr. Franz sah näher hin und erkannte den Kadetten, der seine Uniform abgeworfen hatte und ein kecker Schwimmer, sich in den Wellen bewegte. Die Gräfin rief ihm zu: „Aber was soll das? Welche Thorheit, Stephan? Ist's erlaubt, uns so zu erschrecken?“ — „Aber, ma tante,“ entgegnete er; „da Sie nicht hörten, wie wir Ihnen riefen, so mußte ich wohl schwimmend Ihnen Botschaft bringen, daß unsere ganze Flotille heimkehrt, und daß Sie allein zurückbleiben.“ „Gut, wir kommen!“ rief Franz, und dem Kadetten die Hand reichend, setzte er hinzu: „Steigen Sie nur ein!“ Dieser ließ sich's

nicht zweimal sagen. Mit einem Sprunge war er im Boot, und nahm bescheiden, um seine Umgebung nicht zu durchnässen, das Plätzchen am Steuer ein. Dort saß er wassertriefend und die dunklen Blicke unverwandt auf die Gräfin gerichtet, die gleichgültig zur Seite sah. Man stieß von der Insel ab und schloß sich dem Zug der andern Gondeln an. Den Tag beschloß ein Ball. Es wurde viel und lange getanzt, die ganze Umgegend war versammelt. Euphrosyne kam nicht mehr zum Vorschein. Als nach dem Souper Franz auf die Terrasse trat, um die nächtliche Kühlung einzuschlürfen, hörte er Jemanden eilig ihm nachlaufen; er wandte sich um und erblickte den Kadetten, der roth im Gesicht und mit glänzenden Augen ihm zurief: „Sie müssen sich mit mir schlagen! Es ist unerlaubt, so zu handeln, wie Sie's thun, mein Herr.“ — Franz dachte dabei, als er dem Knaben ins Antlitz sah,

an seine eigene Jugend, wo er, da die Liebe und der Wein ihm zum erstenmale in den Kopf stiegen, eben so gewüthet hatte. — „Versteht sich, mein Herr,“ entgegnete er ernsthaft. „Wählen Sie nur die Waffen und bestimmen Sie die Stunde.“ — Der Kadett sah ihn erstaunt an und erwiederte etwas verlegen: „Ich wähle Pistolen und morgen um acht Uhr.“ — Franz nickte ihm zu und der junge Mensch entfernte sich zurück in den hellen Saal, indem er vor sich her murmelte: „Er liebt meine Tante, und das soll nicht sein, denn ich liebe meine Tante und sie liebt mich. So ist's in der Ordnung.“ Franz hörte noch dieses Selbstgespräch und lächelte. Er suchte nach Andreas, er war nicht zu finden, es hieß, er habe sich schon vor einer Stunde mit einem anderen Offizier entfernt. Der Diener, der ihm diese Antwort gab, kam aus einem Gartenhause, dessen Thür er vorsichtig und leise ins Schloß gedrückt hatte. Franz, von Neugier getrieben, schlich sich herbei, trat einige

Blumenstauden nieder, um einen Blick in das Fenster zu thun, so viel es die Spalte des Vorhangs erlaubte. Er erblickte Euphrosynen allein, die an einem Tisch saß und schrieb. Ein Armleuchter mit zwei Kerzen stand vor ihr, zugleich eine Vase mit gelben und weißen Rosen. Das edle, zum Papier niedergebeugte Profil zeigte seine ganze Frische und Klarheit. Die Strenge war einem weichen milden Zuge gewichen, der gerade diesem Gesichte unendlich wohl stand. Die eine vorgebeugte Schulter war diesmal frei und wetteiferte mit den dicht daran blühenden weißen Rosen im Glanz. Im blonden Haar schwebte eine gelbe Rose, aber nachlässig eingesteckt und halb schon entblättert. Indem sie schrieb, lös'ten sich einzelne Blätter und fielen wie goldene Tropfen aufs Papier. Stille herrschte umher, und das anmuthige Bild war auf dem dunklen Grunde wie von einem erhabenen Künstlergenius hin ge-

zaubert. Wie schade, dachte Franz, daß dieses Mädchen pedantisch und überbildet ist, daß sie ihren Zweck nicht erfüllt, zu tändeln und zu lachen und sich lustige Stunden zu bereiten, wie die anderen Weiber. Wenn sie so wäre, könnte ich sie allenfalls lieben."

Als wenn die Schreibende seine Gedanken vernommen, blickte sie plötzlich auf und ihr Auge traf das Fenster, aber der Blick irrte zerstreut darüber hin, und gleich darauf war sie wieder im Schreiben vertieft.

„Sie ist unausstehlich," murmelte Franz, und verließ das Fenster. Der Tanz hatte im Saale wieder begonnen. Als Franz auf der Schwelle stehen blieb, sah er einen dichten Kreis geschlossen um eine Tänzerin, die in graziösen Biegungen hin und her wogte und einen Shawl um's Haupt schwang. Es war die Canonissin, die eine Gavotte tanzte. Die alten Herren, in eine Gruppe gedrängt, lächelten und der Diplomat

sagte: „Vorhin schien man mir mein Hamiltonsches Mährchen zu verübeln, ist's aber nicht viel bedenklicher, daß hier eine Nonne wie eine Odaliske des Serails vor uns Ballet tanzt?“ Die Gräfin Elise beendete ihren Tanz und setzte sich erschöpft auf einen Divan. Die alten Herren begaben sich sämmtlich zu ihr hin, um ihr ungeheucheltes Entzücken darzubringen. Franzens Blicke suchten Armiden; sie sprach mit einem Unbekannten, einem langen hageren Mann, der scharfe aber nicht unschöne Züge hatte und dessen Brust ein Stern zierte. Der Zeitungsleser, der eben vorüberging, wurde vom jungen Offiziere befragt, und erwiederte: „Kennen Sie den berüchtigten Illuminaten nicht, den Grafen Fluhm? den Schüler und Nachfolger Cagliostro's, den Prediger einer Lehre, ebenso geheimnißvoll als sein eigenes Leben?“ — „Ah so,“ rief Franz lächelnd, „und die Gräfin will wahrscheinlich in seinen Orden treten. Ich wünsche Glück dazu.“ Er

wandte sich ab und verließ den Saal. Als er heimritt, that es ihm wohl, das Flüstern der dunklen Gebüsche zu hören. Er stieg vom Pferde ab und warf sich an dem Waldbach hin, in seine dunkle crystallene schnellbewegte Welle schauend; die wilden Pulse des Blutes beruhigten sich und das Maskengeschwirre des bunten Tages erstarb in der kühlen Einsamkeit des Waldes.

„O meine Jugend, meine Jugend!“ rief der Jüngling laut durch die Stille, „verrinne nicht wie dieser Bach, gaukle nicht hin wie die Schatten, die über die flüchtige Welle tanzen! Sei stark, mein Herz, mach', daß du Thaten treibst, wie der Baum Fruchtknoten. Die Stunden enteilen, ein anderes Geschlecht wird kommen und die Erde besitzen, diese Baumgipfel werden über den Häuptern jüngerer besserer Menschen rauschen; mache dann, Herz, daß nicht ganz vergessen ist mein Name. O laß mich Ruhm finden! Du weißt, daß mich dürstet nach dem, was erhaben ist vor

der Menge. Wie mich einst nach dem Segenskuß meiner Mutter dürstete, so dürstet mich jetzt nach dem Lob des Vaterlandes! — O Tod, zertritt diesen Leib nicht früher, als bis es mir gelungen, etwas zu thun, um dessen willen es sich lohnt, gelebt zu haben!“ —

Er schwieg, und im Walde rauschte es, der Bach sprudelte hin, die ewigen Sterne blickten nieder. Franz erhob sich, bestieg sein Pferd und ritt weiter. Als er gen Himmel blickte, hatte sich eine Wolke gebildet, die vom niedergehenden Monde blaß angehaucht, die traumhafte Figur einer schreibenden Frauengestalt annahm. Franz erkannte Euphrosynens Profil; selbst die Rosen und die Kerzen fehlten nicht. Eine Sekunde darauf verschwammen die Wolken und stellten ein wogendes Meer dar, auf dessen Wellenspitzen ein einsam Schifflein dahin fuhr, grausenvoll und gefährlich anzuschauen.

Als Franz nach Hause kam, war Andreas

noch nicht heimgekehrt. Der Freund wußte nicht, wie er dies Ausbleiben deuten sollte, er legte sich nicht zu Bette. Endlich kam Andreas. Er erzählte, wie er mit jenem Kameraden, den er zufällig auf dem Balle getroffen, hinübergeritten sei zum Dorfe, wo neulich das Brandunglück stattgefunden. Dort hätten sie einen Offizier der Königin Husaren gefunden, der von seinem Corps getrennt, auf dem Marsche krank befallen, und beim Pfarrer Quartier und Pflege gefunden habe. Sie hätten den übellaunigen, durch Schmerzen und Langeweile geplagten Kameraden trösten müssen und mit ihm die ganze Nacht durch Whist gespielt.

„Wie heißt der Offizier?“ fragte Franz.

„Du wirst ihn kennen,“ entgegnete Andreas; „von Schütz ist sein Name.“

„O das ist Aurel, der Bruder Lustig,“ rief Franz. „Dem armen Burschen geht's doch schlimm; er wurde mit uns bei Jena verwundet. Er muß unvorsichtig und leichtfertig seine Genesung wie-

der vereitelt haben, sonst könnte er nicht wieder darniederliegen."

"Die Pfarrers-Tochter pflegt ihn," bemerkte Andreas.

"Wenn das Mädchen hübsch ist," rief Franz, "so ist er im Stande, nur ihretwegen krank zu sein. Ich kenne den Schelm für solche Streiche. Das Mädchen soll sich nur in Acht nehmen."

"Das wird sie," bemerkte Andreas. "Er sieht ziemlich wüst aus und nicht sehr verführerisch. Uebrigens ist das Mädchen mir über alles Maaß hin gewogen. Sie hat mich heute begrüßt, wie auf den alten katholischen Bildern die Engel begrüßt werden. Ich hatte ihren Vater beim Brande aus dem Bette getragen. Sie, die selbst krank war, lag in jener unglücklichen Nacht auf dem Tode, dennoch war sie vom Lager aufgesprungen, um den Vater zu retten."

"Hat sie auch Whist mitgespielt?" fragte Franz. Andreas schüttelte unwillig den Kopf.

„Soll ich Dir sagen, daß jener Aurel von Schütz der christliche Schützling der Frau von Krüdener ist. Du hast doch das Päckchen Briefe noch?“ Andreas bejahte es. „Da lies und prüfe, ob er nicht doch verführerisch ist, der wilde zerlumpte Bursche, mit seiner geflickten Seele und seinem geflickten Körper. Gerade dieser haut goût der Sünde macht solche Männer den Weibern unwiderstehlich. Das ist Gott zu klagen! — Ein Mann, der eine kalte, spröde Tugend in seiner Seele wahrt, wie die harte Muschel die edle Perle, der ist ihnen widerwärtig, aber darum sind sie ihm auch widerwärtig.“

Andreas ergriff rasch des Freundes Hand und ihn mit glühendem Blick anschauend, sagte er: „Ist Dir die Gräfin widerwärtig?“

„Wie kommst Du da rauf?“ fragte Franz erstaunt.

„Du liebst sie!“ schrie Andreas, „sie wird uns trennen, und ich werde elend sein.“

„Ach, Du träumst wohl, mein Guter.“

„Hab' ich Unrecht?“

„Vollkommen.“

„Sieh,“ sagte Andreas, „jetzt ist die Stunde gekommen, wo ich Dir ein bitteres Geheimniß aufschließen muß, weil ich Dich in Gefahr sehe und dies Mittel Dich retten kann. Ich hasse diese Gräfin, ich hasse in ihr den furchtbaren, zermalmenden Egoismus des Weibes. Erfahre, daß sie es über sich gewann, mir den Segen meiner Mutter zu rauben. Lediglich um Spielwerk ihrer Laune zu sein, mußte ich den bekümmerten Angstruf einer sterbenden Mutter ungehört hintönen lassen. Es kitzelte sie, mir die Seele auf immer zu knicken. Ich lag zu ihren Füßen, ich beschwor sie, Mitleid mit mir zu haben, ich nannte alle die Namen, die einem Weibe heilig sein mußten, aber sie hörte nicht. Mir grauf't noch vor der Unerbittlichkeit dieses selbstischen, kalten, in falschen Flammen brennenden Herzens. O, wenn Du wissen könntest, welche

Gefühle mich durchtobten, als ich, vom Lager der Lust kommend, das kalte strenge Leichenantlitz meiner Mutter sah! O Weib, Weib, wie hoch und wie tief kannst Du stehen! die edelste Liebe, die keuscheste — und die unlauterste, die unkeuscheste, beide standen hier dicht neben einander! — Seitdem verwünschte ich die Liebe eines Weibes und nie werde ich mich mit bräutlichem Kusse Frauenlippen nahen. —"

Der Jüngling, als er diese Worte gesprochen, war so aufgeregt, daß Leichenblässe sein Antlitz bedeckte und er taumelte. Franz schloß ihn in seine Arme, und ließ ihn sanft aufs Lager niedersinken; dann setzte er sich zu ihm, faßte seine Hand und sagte: „Den Schwur hättest Du unterlassen können; denn Du wirst doch lieben. Ein Herz wie das Deine, kann ohne Frauen nicht leben; anders ist's freilich mit mir bestellt!" Sie sprachen noch lange und die Morgendämmerung traf Beide noch wach und munter.

Frau von Krüdener.

Da Andreas jetzt sehr oft in die Pfarrwohnung hinausritt, mit dem kranken Aurel die Abende hinzubringen, dieser jedoch nie von seiner Bekanntschaft mit der Prophetin sprach, beschäftigte es ihn eines Abends, wo er zu Hause blieb, jene Briefe zu durchblättern. Er fand darin Folgendes. Den Reihen eröffnete ein sehr kühles und förmliches Danksagungsschreiben, es lautete in französischer Sprache, wovon wir die Uebersetzung geben.

„Madame.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Dank abstatte für die Wohlthaten der Pflege und Aufsicht, die Sie mir und einigen meiner Kamera-

den, welche an jenem Unglückstage den Geschossen des Geschickes fast erlagen, zukommen ließen. Wenn Sie, Frau Baronin, wieder in Ihre Heimath kommen, so werden meine Landsleute Gelegenheit suchen, Sie zu erinnern, daß Preußen Ihnen Dank schuldet; segnen werde ich das Geschick, wenn es mich selbst zum Ueberbringer dieses Dankes auswählt.“

Frau von Krüdener an den Lieutenant Baron von Schütz.

„Mein Sohn, da ich Sie in meinen Armen gehalten habe, wie Sie bleich und dem Tode mehr als dem Leben angehörten, so habe ich die Rechte einer Mutter auf Sie, und begehre ich, daß Sie wie ein Sohn zu einer Mutter sprechen. Erstlich was die äußere Form Ihres Briefes betrifft, so sollen Sie deutsch schreiben und nicht französisch, besonders da Sie kein solch Französisch schreiben, wie ich gewohnt bin zu lesen und

zu schreiben. Und dann was den Inhalt Ihres Briefes betrifft, lieber Sohn, so danken Sie nicht mir, sondern Christus. Er war in Ihrem jungen Herzen lebendig und machte, daß die Hülfe einer alten, selbst kranken Frau zum wirksamen Segen ausschlug. Ach, mein Sohn, wir sind alles, was wir sind, nur durch Christi Gnade. Sein Blut hat uns frei gekauft, seine Dornenkrone uns die Rosenkrone gegeben. Ich empfehle Ihnen, in der Bibel zu lesen; besonders im neuen Testamente. Das alte ist zu poetisch und wir lesen's wie'n Roman. Das darf nicht sein.

Ich bin Ihre Schwester-Mutter in Christo."

Er an Sie.

"Da Sie es so befehlen, meine theure Schwester-Mutter, so will ich Ihnen aufrichtig schreiben, wie mir's ums Herz ist. Da mein Französisch aber nicht viel taugt, so fürcht' ich mein Deutsch wird auch nicht viel besser sein. Ich hab'

mein Bischen Schulkenntniß und Wissenschaft einzig von einer hübschen Tante gelernt, der ich, weiß Gott, mehr in die Augen als in die Grammatik sah. Ich forschte mehr nach der Unregelmäßigkeit ihres Lebens, als nach den Unregelmäßigkeiten der Zeitwörter. Daher weiß ich von der Erstern mehr als von den Letztern. Jedenfalls fürchte ich ein sehr übel gewählter Correspondent für eine fromme und devote Dame zu sein. Die Bibel kann ich jetzt nicht lesen, erstlich hab' ich keine, und zweitens langweilt mich alles und jedes Lesen, drittens, aber das ist ein Grund für sich, kann ich es dem Herrn Christus nicht vergeben, daß er die Preußen hat geschlagen werden lassen. So etwas ist außer allem Spaß. Wir armen Knaben werden blutroth, wenn uns ein ehrlicher Mann ins Gesicht sieht. Und nun predigt gerade noch die Religion: man soll seinen Feind lieben. Ha, Madame, wenn

Sie wüßten, wie das unmännlich und feig ist, solche Sprüchlein in die Welt fliegen zu lassen, und sie noch gar dem Soldaten unter die Nase zu reiben. Ich kenne nichts Trostloseres als die Heuchelei, und die christliche Religion, verzeihen Sie mir, wenn ich grob werde, gebietet uns zu heucheln: denn wir können nicht lieben und zugleich hassen. So etwas ist pur unmöglich. Wo's doch geschieht, duckt der bessere Mensch unter und die Canaille macht sich breit. Das ist derzeit meine Ansicht vom Christenthum."

Sie an ihn.

„Ach, mein Sohn, welch einen erbärmlichen Brief haben Sie mir da geschrieben! Wie kann man so gottlos sein! Das macht ohne Zweifel der Krieg. Wie, mein einzig Kind, wäre nun der Tod mit seinen Gesellen mit Dir davon geeilt in jener Nacht, als ich an Deiner nackten Brust lauschend lag und im Hause Deines Le-

bens kein noch so leises Athmen mehr vernehmbar war, hätten sie Dich vor den Richterstuhl des Ewigen geführt, so besudelt mit Sünde, wie Du warst, ach! welch bösen Spruch hätte es da gegeben! Ach, mein Sohn! Sie machen mir unleidliche Schmerzen. Wissen Sie nicht, daß die Mächtigen der Erde von jeher darauf ausgegangen sind, die einfachen rührenden Lehren des Christenthums zu verwirren; so haben diese Gottlosen auch den Krieg erfunden. Sie verwechseln, mein Einziger, die soldatische Ehre mit der rein menschlichen, christlichen. Sie bringen den unglückseligen Patriotismus in's Spiel. Was hat der mit der Religion zu thun? Der Patriotismus ist der Egoismus der Staaten, die kleine schmutzige Fessel der Nationaleitelkeit, die für niedere Geister erfunden ist, um sie immerdar in Knechtschaft und unterthänig dem weltlichen Willen zu erhalten. Kann das dem Christen genügen? O

mein Freund, es ist so himmlisch schön, ungehorsam zu sein der Welt und gehorsam zu sein — Gott! Ich will Ihnen diese elende Garderobe der Ehre Stück für Stück aufweisen und zeigen, wie kaum die Lumpen noch zusammenhangen, obgleich goldne Borten ihre Näthe verstecken. Werden Sie sie dann auch noch anlegen wollen? Wer sind die, welche die Gesetze der Ehre geben? Die Machthaber. Was muß diesen zunächst am Herzen liegen? Ihre Macht zu bewahren, wo möglich sie zu verstärken. Nun, mein Lieber, da haben Sie's! In der Hand dieser Verächtlichen sind Sie und Ihre Genossen nur ein verächtliches Mittel, das fortgeschleudert wird, wenn der Zweck erfüllt ist. Im besten Falle sind Sie das Stück Lehm, mit dem ein Leck des Piratenschiffes, Staat genannt, verstopft wird, damit die Flut nicht eindringe. Und solch ein Stück Lehm zu sein dünkt Ihnen herrlich? O Kind,

Kind! Christus lockt Sie anders. Er will mit dem Kuß seines süßesten Mundes Sie zu seinem Sohne und Erben einsetzen. Er will Ihnen schenken, was den Durst stillet und die Seele sättigt ewiglich. Der Schimpf der Niederlage, wie es die Welt nennt, ist ganz besonders ein Wink von ihm; Sie sollen die eitle Weltehre mit Füßen treten und zu ihm kommen. Gehen Sie, gehen Sie, mein Freund! Legen Sie Ihr erbärmliches Schwerdt zu seinen Füßen nieder, strecken Sie vor ihm die Waffen. Er hat Sie vom Tode gerettet, damit Sie ein neues Leben beginnen sollen. Ich will Ihnen ein Beispiel aus meinem Leben anführen. Ich war ein eitles Weib; in den Putzgemächern und Zusammenkunftssälen von Paris glänzte ich als eine Frau, die geistreich und schön genannt wurde. Ich schrieb Romane und knüpfte Liebeshändel an. Eines Abends saß ich thöricht unter den Thörichten, geschmückt mit

lächerlichem Staat, behängt mit Perlen, und recitirte ein buhlerisches und verliebtes Gedicht. Gegen Mitternacht fuhr ich im Wagen meiner Tante nach Hause. Wie ich in der Ecke des Wagens lag, überkam es mich auf einmal wie ein schwerer bleierner Fittich der namenlosesten Trauer. Was war's? Ich wußte es mir nicht zu deuten. In meine seidene Tücher hinein weinte ich bitterlich. Es faßte mich immer stärker und fester. Meiner Seele blieb kein Zufluchtsort übrig. Das Herz schlug seine Pulse in einer Zerknirschung, in einem gräßlichen Weh, wie ich's nie in einer Menschenbrust für möglich gehalten. Ich riß das Kutschenfenster auf, um die Nachtluft mich anwehen zu lassen. Aber auch das half nichts. In einem Ausbruch des Entsetzens riß ich die Perlenschnüre mir vom Kopfe, die Blumen, die goldenen Spangen. Umsonst! die Angst wollte nicht von mir lassen. Jetzt öffnete ich

den Schlag des Wagens und sprang hinaus. Ich irrte durch die Straßen, keines Weges kundig und auch keinen suchend. So hab' ich die Nacht unter einem Vorsprung der St. Genoveva-Kirche zugebracht. Vorübergehende, die mich sahen, hielten mich für das, was ich war, ein verworfenes Weib. Es that mir wohl, die Zeichen ihrer Verachtung, ihres Spottes zu empfangen. Die Falten meines Atlasgewandes schlugen über mich zusammen, mein schwarzes Haar floß aufgelöst über die entblößten Schultern, so umklammerte ich eine Säule und drückte meine fieberhaft brennende Wange an den kalten Stein. Die ersten Zeiten der christlichen Märtyrer kamen mir in den Sinn, wo gebrochene zerknirschte Weiber auf den Tempelstufen der heidnischen Altäre lagen. So auch ich! Ein Mann ging vorüber in einem langen blauen Mantel, der im hellem Mondesschein ihm nachschleppte; ich hielt ihn für Christus. Er

wandte sein Antlitz zu mir und ich sah ein Augenpaar, wie kein menschliches gebildet ist, noch je gebildet war. Ich wollte mich erheben und zu ihm hinstürzen, da war alles fort und in Nacht verschwunden. Aber diese Nacht voll Schrecken hatte an meine Seele gerührt und sie umgewandelt. Noch ging ich eine Weile den Weg der Welt, dann gab ich ihr auf immer den Abschied. Meine Straße ging rechts, die ihrige links; und so hab' ich's bis jetzt gehalten. Wenn ich denke, was ich war, so überfällt mich Grausen vor meiner damaligen Schönheit; es war eine Schönheit im vollen Putz des Moders und der Grabestücher, ein Gespenst in duftende Spitzen gehüllt, ein Automat, das Leben log. Ich erzähle Ihnen dies, mein Sohn, damit Sie sehen, wie Christus die Seinigen zu sich ruft, und wie man alles liegen lassen und hinwerfen muß, um ihm zu folgen."

Er an Sie.

„Daraus wird nichts, Madame. Ich werf' meinen Patriotismus nicht hin. Das Bischen Ehre ist vielleicht das einzige Gute, was ich noch an mir hab'."

Sie an Ihn.

„Nun denn, Unglücklicher, so behalte denn Deinen jammervollen Patriotismus. Bekenne mir dann Deine übrigen Sünden, damit ich sehe, ob ich da noch helfen kann. Ueberall wird mir der Teufel doch nicht, so wie hier, den Weg verrennen. Ich weiß, Du bist tief in Sünde versunken, allein gerade deshalb fühle ich mich heftig zu Dir hingezogen. Ich liebe Dich mit der ganzen Kraft meiner Seele, weil ich Deine Sünde liebe. Wärest Du rein und makellos, würdest Du mich kalt und gleichgültig lassen. Das ist das geheimnißvolle Band, daß Christus an den Menschen fesselt, das den Priester zu seinem

Beichtkind ziehet. In der herben Bitterkeit der Sünde liegt die süße Frucht der Liebe verborgen; und welch einer Liebe! Kann sich mit dem glühenden Strom dieses Feuers je eine matte, irdische Zärtlichkeit messen? Wohlan denn, mein Sohn, entkleide Dich und laß keine Schaam Dich abhalten, mich in Dein Inneres schauen zu lassen. Zuerst beichte mir über die Sinnlichkeit. Du bist schön, aber Deine Schönheit ist beschädigt und von den Fingern der eklen Welt angetastet. Erzähle mir, wie Du zuerst mit der Sünde Bekanntschaft machtest, wie Du sie lieb gewannst und ihr Macht über Dein Herz einräumtest. Verschweige nichts, verhehle nichts, bemäntele nichts. Ich bin eine alte Frau und dazu Deine christliche Schwester-Mutter."

Er an Sie.

"Wenn Sie das wollen, damit kann ich dienen! Aber vorerst muß ich einen Irrthum be-

richtigen: alt sind Sie nicht, meine theure Schwester-Mutter. Bei meiner Ehre, ich könnte mich, wenn Sie nicht eine Fromme wären, in Sie verlieben auf gut soldatisch und weltlich. Als Sie im Schatten der Genoveva-Kirche lagen, ich hätte, weiß Gott, Sie persuadirt, einen Gang mit mir zu machen. Gerade diese romantische Situation hätte mir mein sündliches Blut verdammt in Wallung gebracht. Verzeihen Sie, meine theure Mutter. Ich küsse die kleine weiße Hand, die so liebreich mich pflegte, in aller Ehrfurcht. Sie wollen meine Sündenregister hören? Gut! Sie wollen zuerst über den fatalen Punkt im Reinen sein, wie ich über den Stein des Anstoßes hinwegkam, über den sogar alle Patriarchen und Kirchenväter stolperten? Auch das sollen Sie erfahren. Ich kann mit den Zeilen jenes Liedes beginnen: Ich war ein Jüngling noch an Jahren, vierzehn zählte kaum ich nur — da nahmen

mich meine wilden Brüder mit, die ausgelassensten Offiziere im Corps, um eine Wittwe zu besuchen, die mit zwei hübschen Töchtern ein einsames Landhaus bewohnte. Man sagte, daß die Pferde unserer Offiziere hierher den Weg im Dunkeln und ohne Leitung fanden. Ich armer Knabe diente meinen Brüdern als Reitknecht; ich durfte nicht hinein in das helle Stübchen, ich mußte der Pferde im Stalle warten. O die Tyrannei eines ältern Bruders liegt hart auf den Schultern eines Nachgebornen; aber diesmal hatten meine ehrenhaften Herren Brüder kleine moralische Skrupel, sie wollten mich nicht zusehen lassen, wie die schönen Töchter der Wittwe ihnen die Theeschaalen kredenzten. Eines Abends liege ich ermüdet auf einer Decke im Stall; mich fror in meiner dünnen Jokeijacke und mit dem einen Arm halte ich vertraulich den Hals des ebenfalls liegenden Pferdes umschlossen und mein

Haupt halb in die dunklen Mähnen meines Rößleins gebettet. Da fühl' ich einen leisen Finger mich antasten und wie ich aus dem Schlafe emporfahre, knieet eines der Mädchen mit einem Lichte neben mir und sagt schmeichelnd: „Armer Junge; man ruft nach Dir! die Herren wollen wieder fort und verlangen nach ihren Pferden. Aber komm, daß ich Dir, ehe es in die kalte Nacht wieder hinausgeht, einen warmen Trank vorsetze.“ Ich stand auf und folgte ihr. Sie brachte mich in ihr Kämmerlein. Nebenan in der großen Stube hörte ich das Lärmen und Toben meiner Brüder. Meine schöne Trösterin kam wieder und setzte mir eine Tasse Thee und zugleich einen Becher Wein vor. Ich griff nach dem letztern. „Warte, mein Freund,“ rief sie; „es ist Gewürz im Wein, ich will den Trank umrühren.“ Sie beugte sich über den Becher und eine ihrer blonden glänzenden Locken fiel in

den Wein. Ich lachte das Mädchen freudig an, nahm die goldne Locke und sog den Wein heraus. Sie wehrte mir, indem sie in meine heiße volle Wange ihre Fingerspitzen drückte und zuletzt mit flacher Hand meine Augen zudrückte. Mit der andern Hand nahm sie den Becher und ließ mich trinken. Als ich getrunken, rief sie: „Der Wein hat Deine Lippen gefärbt, sie sind allzuroth, ich will sie bleich machen.“ Damit küßte sie mich. Ich riß ihre Hand von meinen Augen fort und ihre dunklen Blicke fielen frei in die meinen, und ein Lächeln, das mich wie mit Flammen berührte, ging aus ihrem Auge in das meine. Wir küßten uns von neuem; diesmal hatte ich meinen Arm um sie geschlungen und ließ sie nicht wieder los. — Da riefen meine Brüder und tobten an der Thür. Scheu flog das schöne Jüngferchen auf, riß mich eilig empor und schob mich zur Thür hinaus. Bald darauf kam ich mit den Pfer-

den angesprengt. Meine Brüder schwangen sich auf. Die Wittwe erschien mit einem Lichte, das der Wind auszulöschen drohte, auf der Treppe, um Abschiedsgrüße zuzuwinken. Meine Brüder fluchten und lachten; so ging's in die Nacht hinein. Ich hielt mich kaum auf meinem Pferde, so taumelten meine armen Sinne. Zwei Tage darauf fand ich Gelegenheit, zur Wittwe zurückzukehren — diesmal allein. Meine Brüder verheiratheten sich bald darauf und stellten diese wilden nächtlichen Ritte ein, ich aber blieb noch meinem goldlockigen Fräulein lange treu. Sie hatte mich erkoren, als sie mich für einen simplen Jokei hielt, ich war großmüthig und behielt sie als Sultanin, da ich auf der hohen Ehrenstufe eines Fähnrichs stand. Später traten vornehmere und anmuthigere Bewerberinnen um mein schlechtes Herzlein auf. Ich aber trage im Gedanken noch immer die blonde große Dorothee, die mich einge-

schlummert fand auf der zerrissenen Decke im Stalle, gedrückt in die braunen Mähnen meines lieben Rößleins. Später, wenn ich den Mund einer schönen Gräfin küßte, hab' ich nicht jene bittersüße Herzensschwüle, pressend und ängstigend, wild aufjubelnd und grell entzückend, empfunden, als damals, als ich die Hand der Dorothee wegschob und ihr Auge mich traf."

Sie an ihn.

„Ach, mein Sohn, wie schmerzlich hat mich Ihr Geständniß getroffen. Ist's so, daß die Sünde Sie faßte! Erschrecken Sie nicht über den leisen Gang, den die Verführung geht? In der Nacht, im Schlafe, in der Stille und im Frieden der Unschuld überfällt sie Sie. O was sind wir für gebrechliche Geschöpfe! Wie nahe droht der Fall, wie dicht lagert sich das Verderben. Wo war Ihr Engel, warum wachte er nicht, als Sie wehrlos schlummerten? O, ich möchte blut'ge Thrä-

nen weinen über dieses frühe unglückselige Geschick. Welche Zerstörung muß dies in Ihrer Seele angerichtet haben? Fühlten Sie sich nicht in aller Ihrer Kraft, für's ganze künftige Leben hin geknickt? Fluch, dreimal Fluch dieser feigen, niedrigen, sinnlichen Begier, diesem Schooßkinde der Nacht, diesem geschminkten Tode! Ich hätte das feile Weib zerreißen mögen; und doch erfüllte sie ihre Sendung; denn sagt nicht Christus: Das Aergerniß muß kommen. Die Leiber der Propheten müssen versucht, die Blutzeugen müssen geprüft werden. Gott hat Ihnen diese dunkle farbenglühende Sündernacht gesendet, damit Sie einsehen lernen, wie tiefernidrigend und schändend für einen Mann die Kost gemeiner Lüsternheit ist. Gehen Sie und bitten Sie auf Ihren Knieen diese frühe Sünde ab. Ach, Unglücklicher! jenes Bild der weingetränkten Locke wird mir nicht aus dem Sinne schwinden. Wie

wild und frech ist diese Scene. Als ich noch in der Welt lebte und meine sündigen Romane schrieb, hab' ich meine Helden wenigstens zierlicher fallen lassen und meine Verführerinnen waren anmuthige Weltdamen, die unter parfümirten Spitzen weiße Hände nach der Seele ihrer Opfer ausstreckten, um sie in die Hölle zu ziehen. Aber ein Stall! o Schmach! — eine Courtisane! wie gemein!"

Er an Sie.

„Sie haben mir geboten, daß ich aufrichtig beichten soll, ich hab's gethan, ich hätte sonst mit leichter Mühe den Stall in ein elegantes Boudoir, die große Dorothee in eine schöne Dame vom feinsten Ton und aus guter Familie umwandeln können. Die nächste, die der blonden Dorothee Stelle einnahm, war meine gute Tante. Sie war zehn Jahr älter als ich, sechsundzwanzig sie, sechszehn ich; das verhinderte jedoch nicht,

daß wir uns auf eine sehr schwärmerische Art liebten. Sie ließ mich am Sonntage zu sich kommen, ordnete meine Halsbinde, lockte mein Haar, prüfte meine Hände, ob die Nägel zierlich in modischer Form gehalten waren, trug Sorge für meinen eben erst keimenden Schnurrbart, und las mit mir einige französische Romane, um meine Aussprache zu verbessern und mir den pommerschen Accent abzugewöhnen. Wir saßen in einem hübschen Landgute, in einem allerliebsten Kabinette, vor dessen Fenstern die hohen Pappeln im Sonnenlichte flüsterten und grüne Dämmerung verbreiteten. Sie saß auf dem Divan, auf gut türkisch, beide Füße hinaufgezogen und ihr kleiner zarter Körper lag unter einem ganzen Berge von Flor und Kaschemir begraben. Ich sollte eigentlich neben ihr auf dem Stuhle sitzen, die Briefe der Sevigné zwischen uns, allein ich rückte bald aufs Divan und legte das Buch auf meine Kniee, durch wel-

ches Manövre ich sie immer dahin zu bringen wußte, daß sie auf meine Schulter sich lehnend, dicht an meiner Wange, ins Buch hineinsah. Ach, welche angenehme Stunden waren das! So allein, so still — die flüsternden Bäume, die warme schöne Brust, die mir so nah anlag. Von den Briefen der Sevigné gingen wir auf die Romane der Frau von Genlis über. Ich las in einem barbarischen Französisch die Schilderung der Liebesscenen ab, stockend, erröthend, dann wieder lachend, frech — ich wollte errathen lassen, daß es mir nichts Neues war. Meine Tante erschrack. „Wie!“ rief sie, „Aurel, Du hast schon mit Frauen Bekanntschaft gemacht?“ Ich hütete mich wohl, ihr etwas von der blonden Dorothee merken zu lassen, ich ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen und gestand ihr, daß sie die Erste und Einzige sei, die ich liebte. „O der Thorheit!“ lachte sie und klopfte mich auf die Wange;

„liebe mich nur immerhin. Ich bin Deine Tante, ich bin zehn Jahr älter wie Du, ich kann Dir nicht gefährlich sein. Aber hüte Dich, Aurel, vor jenen frechen Weibern, die darauf ausgehen, die Blödigkeit so junger Gimpel, wie Du einer bist, zu mißbrauchen. Glaube mir, wir Frauen der großen Welt amüsiren uns manchesmal an einem solchen Spielwerk, aber dazu bist Du mir zu gut. Ich sag' es Dir offen: nimm Dich in Acht; ich will Dich nicht so behandelt sehen.“ Die gute Tante, wie sie für mich besorgt war. Sie nannte mir jetzt eine Menge junger Frauen, alle ihre Freundinnen, die sie mir als solche kalte gleisnerische Koketten schilderte, die auf nichts so verlangend seien, als auf die Eroberung so junger Gimpel, wie ich einer sei. „Liebe Tante, rief ich, „dem Himmel danke ich, daß ich eine so treue Rathgeberin und eine so feste Stütze in Ihnen gefunden habe.“ „Du bist ein guter

Junge," sagte sie, und ließ mir ihre Hand, die ich immerwährend und unermüdet an meine Lippen drückte. „Es ist genug," rief sie endlich und lachte. Als sie eines Tages sich auf wenige Augenblicke entfernt hatte, wühlte ich in ihrem Arbeitskörbchen und fand folgendes, nicht beendetes Briefchen: „Ich habe einen kleinen Vetter bei mir, der die Dummheit selbst ist. Du kannst's Dir nicht denken, Amélie, wie treuherzig und einfältig er ist. Ich amüsire mich mit ihm aufs beste. Du liebst die geistreichen Männer, und magst mit Niemanden ein Verhältniß anknüpfen, der nicht einen schönen Vers, oder einen pikanten Gedanken auf den Lippen hat, o meine Liebe, ein Kuß ist der pikanteste Gedanke, ein Lächeln ist das geistreichste Epigramm. Ich mag die Liebhaber nicht, die sich stolz zu uns herabbemühen, ich will solche, die ich mir eigens erziehe und heranbilde. So mein kleiner Vetter. Er empfängt von mir

die erſten Regeln, wie man zärtlich ſein ſoll. Jetzt iſt er noch bezaubernd, ſpäter werd' ich ihn wegſchleudern, wie ich alles, was fertig und vollendet iſt, wegſchleudere. Nichts widriger als ein Mann, dem die Liebe kein Geheimniß, kein Räthſel mehr iſt, da haben wir Frauen nichts zu thun; unſer eigentliches Geſchäft iſt da, wo wir lehren, unterrichten, die Pforte eines bisher verſchloſſenen Paradieſes öffnen. Das Uebrige laſſ' ich gern Andern." — Ich erkannte jetzt, daß meine Tante einen Lehrſtuhl in der Philoſophie der Liebe, hätte ganz wohl einnehmen können. Das Blättchen ſteckte ich zu mir, und bewahre es noch. Ich erhielt bald darauf meinen Abſchied, vielleicht weil ich fertig und vollendet war. „Du kannſt jetzt nichts mehr von mir lernen," ſagte meine ſchöne Tante, und bezog dies auf die franzöſiſche Sprache, ich aber auf etwas anderes; „es iſt alſo beſſer, daß wir uns trennen." „Ganz wohl, liebe

Tante, aber Sie erlauben, daß ich Ihr Bild mitnehme und es auf meiner Bruſt trage, ſo lange ich athme.“ — „Thu' das,“ entgegnete ſie; „Du biſt ein guter Junge.“ Ich nahm das Miniaturgemälde, löſ'te die Diamanten ab, die es umſchloſſen, und habe das Bild hingeworfen, der Himmel weiß wohin. Gerade ſo hat's meine Tante mit meinem Bilde gemacht. Wir hatten uns einander ſatt.“

Sie an Ihn.

„O mein Freund, dieſe Liebe iſt um nichts beſſer als die frühere. Armer Sohn; in welche Hände ſind Sie gefallen! Iſt denn kein edles Weib Ihnen nah gekommen? Dieſe Tante, ich geſteh' es, ich kenne ſolche Frauen, ich habe, als ich noch in der Welt lebte, einigen begegnet, die vollkommen dieſem verächtlichen frivolen Weibe gleichen. O welch ein Grauſen empfinde ich jetzt gegen ſolche Geſchöpfe! Sie ſagen, daß ſie ſchön

war; ich glaub' es nicht. Sie kannten damals noch nicht die wahre Schönheit des Weibes; dieſe beſteht einzig in der Tugend. Mein Sohn, nur ich liebe Sie wahrhaft, nur ich! denn ich liebe nicht Ihren Körper, ich liebe Ihre Seele, Ihre arme, mit Sünden belaſtete Seele. Mein Sohn, erkennen Sie hier die wahre, einzige, ewige Liebe eines Weibes? Erkennen Sie ſie? Ich bin nicht ſchön, ich will Ihnen nicht gefallen, ich will nicht an Ihrer Bruſt ruhen, ein verliebtes ſündiges Weib, aber mit aller Glut der Leidenſchaft klammere ich mich an Ihre Seele. Dieſer will ich Alles in Allem ſein. Ich küſſe ſie tauſend und aber tauſendmal mit dem feurigen Kuſſe Chriſti! Als Sie ſo bleich in meinen Armen lagen, rang ich in Liebesſchmerzen um Ihre Seele, ich klagte wie eine verliebte Braut um Ihr ewiges Heil, und es ward mir zugeſagt. Ja, ja, Sie wurden mir geſchenkt, Sie ſind mein. Hoffentlich

sind jetzt Ihre schmachvollen Erfahrungen zu Ende, und Sie werden mir keine neue zu melden haben.“

Er an Sie.

„Sie sind im Irrthum, meine theure Mutter. War ich bis jetzt der Verführte, so wurde ich nun der Verführer. Meine schöne Tante hatte mir die unumgänglichsten Kenntnisse verschafft, die ein Verführer nöthig hat. Sie hatte mir an den Fehltritten ihrer Freundinnen gezeigt, auf welche Weise man in das Innere der Familien dringen, das Heiligthum der Ehen entweihen kann. Aus ihren kleinen niedlichen parfümirten Händen empfing ich den Schlüssel zur Sünde. Meine erste Aufgabe, die ich mir stellte, war keine leichte. Eine junge Wittwe hatte etwas munter gelebt, war dann aber seriös und streng geworden; sie stand im Begriff, einem ältern Mann, den sie achtete und liebte, und der sie auf die Bahn der Tugend zurückgeführt hatte,

ihre Hand zu reichen. Wir jungen Offiziere verſchworen uns gegen dieſen Bund; es wurde gefragt, wer es übernehmen wolle, die ſchöne Frau der Tugend und dem alten Manne abtrünnig zu machen. Ich unternahm es keck. Die Gefährten höhnten, weil ſie mich für einen Neuling hielten, aber Dank ſei es den Inſtruktionen meiner Tante, ich wußte den Weg ziemlich genau, den ich nehmen mußte. Durch ihre Schilderungen kannte ich den Charakter, die Launen, die kleinen ſchwärmeriſchen Capricen der Frau von R—. Glauben Sie nicht, theure Mutter, daß mir mein Anſchlag ſogleich gelang. Die Bekehrung der ſchönen Dame war eine ächte, wahre; ich mußte alle meine Künſte erſchöpfen, ich mußte alle Lehren meiner Tante auf das geſchickteſte in Anwendung bringen; Jugend und Natur kamen zwar meiner Kunſt oft zu Hülfe, oft aber auch verdarben ſie ſie; das Ende jedoch war, daß ich als

Sieger vom Kampfplatz ging. Der sehr achtbare, edle Mann und die Tugend wurden beide um das Ihrige betrogen. Aber nun spielte die Gewissenhaftigkeit meiner Schönen mir einen Streich. Sie wollte als eine Treubrüchige nicht bei ihrem Manne bleiben, sie wollte die Ehe auflösen lassen und mir angehören. Das aber war es nicht, was ich wollte; ein andere Intrigue hatte mich schon gefesselt; ich war beschäftigt im Uebermaaß und hatte keine Zeit an der Lösung eines Knotens zu arbeiten, den fromme Sentimentalität immer von neuem schürzte, wenn ich ihn schon gelöst zu haben glaubte. Ich verwünschte mein Schicksal, da ich mich wirklich geliebt sah, und meine Tante, die mit so graziöser Leichtigkeit unsere gegenseitigen thörichten Verbindlichkeiten gelöst hatte, erschien mir und erscheint mir noch als das Ideal einer Weltdame. Da ich keine andere Rettung wußte, entfloh ich. Meine Vielgetreue,

da ſie mich endlich aufgeben mußte, bekannte ihre Sünden edelmüthig ihrem Manne, dieſer, ebenfalls edelmüthig, verzieh ihr, und die Ehe blieb hinfort kühl und langweilig. Die Frau ſtarb im Wochenbette, nachdem ſie einem Knaben das Leben gegeben, der in meine Familie hinein ähnelte, eine Unverſchämtheit, die der kleine Burſche hätte bleiben laſſen können.“

Sie an Ihn.

„O mein Sohn, genug, genug! Ich mag nichts weiter hören. Welch ein Abgrund von Sündhaftigkeit. Sie machen mit einigen Verworfenen ein Complott, um eine junge Frau, eine Bekehrte, vom Pfade der mühſam errungenen Tugend wieder abwärts zu führen, und damit haben Sie das Elend und den Tod dieſer Frau herbeigeführt. Und nicht Liebe hat Sie dahin gebracht, ein ſo ſchmachvolles Ziel zu verfolgen, ſondern der Ehrgeiz, als Verführer aufzutreten.

Das iſt über alles Maaß hinaus abſcheulich. Fühlen Sie nicht in den Grundtiefen Ihrer Seele Zerknirſchung und Reue? Aber bei allem dem haben Sie mir noch nicht geſagt, bei welcher von dieſen drei Frauen Sie ſich am glücklichſten fühlten. Es giebt in der Sünde gewiſſe Grade und der heilige Hieronimus lehrt uns ſehr fein die Größe der Uebelthat nach dem Maaße des Genuſſes berechnen, den unſer Körper, dieſes Werkzeug unſerer Schmach und Erniedrigung, dabei empfand. Iſt Ihnen die Sinnlichkeit verhaßt, ſo werden Sie Ihre Werke mit einer Kälte und Theilnahmloſigkeit ausüben, die der Sünde allen Charakter und Reiz nimmt; alsdann hört ſie auf Sünde zu ſein und es giebt eine Buße, die gerade befiehlt, Wollüſte auszuüben, weil hierdurch einer kalten ſpröden Tugend die härteſte Strafe und Ueberwindung aufgelegt wird. Der heilige Cyrillus ſtahl ſeines Nachbars Kirſchen, lediglich

weil Kirschen seiner fleischlichen Natur das größte Aergerniß waren, und ihr Genuß ihn mit einem tödtlichen Widerwillen erfüllte. Er hätte die Kirschen kaufen können, allein er that eine Sünde noch dazu, um das verdienstliche Werk der Selbstpeinigung recht vollständig zu machen. Also gestehen Sie mir, welch ein Kuß Ihnen der süßeste war, dann will ich Ihnen sagen, für welchen Sie die stärkste Buße sich auflegen müssen.“

Er an Sie.

„Was Sie mir anbefehlen, theure Mutter, ist in der That schwierig auszuführen. Wenn ich nicht fürchten müßte, Sie zu erzürnen, so würde ich bekennen, daß jene große blonde Dorothee, die mich zum erstenmal küssen lehrte, auch den größten Genuß dadurch mir bereitete. Meine schöne Tante legte um dieses Mysterium tausend schöne Arabesken und Blumen der feinen Lebensart, während die kecke wilde Dorothee es mit

feſter Hand enthüllte. Ihre Zärtlichkeit war Sache des guten Herzens; ſie hatte mich frierend auf dünner Decke gefunden und brachte mich in die warme Stube. Weiter hin dachte ihr enger Verſtand nicht. Meine Tante nahm ſich mich zum Spielzeug; und ſo unerfahren ich war, merkte ich doch, was ich nicht hätte merken ſollen. Ich betrog meine Tante, und ſomit war ſchon Berechnung und Vorſatz im Genuß. Dagegen war der Kuß der Wittwe wiederum faſt ſo ſüß als Dorotheens, denn ich fühlte, daß ich ſelbſtſtändig handelte, daß ich trotz vieler Schwierigkeiten ein Ziel erreichte; die männliche Eitelkeit miſchte ſich in den Genuß und erſetzte ihm an Reiz, was ihm an Friſche und Neuheit abging. Ach, meine theure Mutter, wenn Sie wüßten, welche Entzückungen damals in der kleinen, halb dunklen Stube durch meine Seele gingen! Wie rothe Flammen züngelte es um

meinen Buſen. Ich zog ſie an mich und hatte ihren großen, feſten Körper dicht neben mir. Ich muß hier abbrechen, ſonſt erzürne ich Sie.“

Sie an Ihn.

„Gut, mein Sohn; alſo die Zärtlichkeit zu dieſer großen und mir ſo verhaßten Nymphe wird das ſein, was Du am meiſten zu bereuen haſt. Thue Buße, wie der König David that, jedoch ohne dabei ſo wie er, in immer neue Sünde zu verfallen. Gott ſchickte Dir die Kugel, die Deine Bruſt durchbohrte, um Dir, indem er Dir einen Theil des allzu feurigen Bluts raubte, einen kräftigen Beiſtand in Bekämpfung Deiner Begierden und Gelüſte zu gewähren. Deine Krankheit war ein köſtliches Geſchenk ſeiner Gnade. Küſſe die Hand, die Dir die Ruthe gab.“

Er an Sie.

„Erlauben Sie, Gütigſte, daß ich Ihnen da widerſpreche. Ich küſſe die Hand nicht, die mich

ſchlägt. Es iſt dies ein Satz, der von den Frommen ausgeſprochen, und gleichſam uns aufgedrungen wird. Was Sie Sünde nennen, halt' ich für keine, wenigſtens für keine ſo große, daß eine ſo arge Demüthigung und Strafe deren nothwendige Folge hätte ſein müſſen. Jenes Küſſen der Hand, die uns züchtigt, iſt eine von den Erfindungen der Heuchler; denn jene Hand züchtigt auch oft, wo gar kein denkbarer Grund iſt; und ich ſoll dann immer auch noch danken und lobſingen. So aber meine ich's nicht. Geht's mir wohl in der Welt, hab' ich, was ich verlange, genieße ich, was ich gern genieße, ſo will ich dem Schöpfer meiner Tage danken, und das aus vollem Herzen. Geht's mir aber erbärmlich ſchlecht; leid' ich an Allem und Jeglichem Mangel; ſind meine Tage mit Verdruß und Kummer erfüllt, wofür alsdann der Dank? Und dank' ich dennoch, iſt's dann nicht wie Spott?

Aber Ihr Frommen habt auch das alles so hübsch zurecht gelegt, ein solches festes Gewebe aus Euren selbstgesponnenen Fäden gemacht, daß sich ein ehrlicher Mann, der gerade und aufrichtig fühlt, unversehens im Netze gefangen sieht. Die ganze Anstalt von Sündhaftigkeit von Anbeginn an hat mir nie behagt; auch das ein Anderer für mich gerecht sein soll, gefällt mir auch nicht. Was ein tüchtiges Menschenkind ist, stehe auf eigenen Beinen, halte brav seine guten und schlimmen Tage aus, und gehe dann, wenn die Mahlzeit zu Ende ist, dahin, wohin seine Väter gingen. Daß Gott mich eines Weiberkusses wegen zum Krüppel hat schießen lassen wollen, glaub' ich nimmermehr, und meine Reue, wenn ich ohnedies nicht sündigen kann, ist nichts werth. Werd' ich gesund, so küsse ich, nach wie vor, schöne Frauen."

Sie an Ihn.

„Ach, mein Sohn, das ist der Trotz des Prometheus, oder christlich zu sprechen, das ist der heillose alte Adam, der aus Ihnen spricht. Welche Worte hab' ich lesen müssen! Wie und wo fange ich nur gleich zuerst an, um an Ihrer armen Seele zu arbeiten. Sie zweifeln an der Existenz der Erbsünde? Das ist frevelhaft. Hat man Ihnen nicht gesagt wie wir, wie die ganze Menschheit, gleich beim Beginn ihrer Laufbahn verunglückte? Halten Sie jene grausame Leichtfertigkeit Eva's etwa für eine Fabel? Armseliger, wo bleibt dann die ganze Consequenz der Erlösung? wo die Hölle, wo das ewige Leben? Sie halten die Sinnenlust für keine Sünde; sie ist eine der ärgsten und führt geradezu, wenn wir sie nicht büßen, zur Hölle. O, mein theurer Sohn, fühlen Sie, wie ich für Sie zittere! Wenn Sie mir verloren gehen, welch ein fürchterlicher

Gedanke für mich! Als ich noch ein Weltkind war, und ungefähr so dachte, wie Sie jetzt noch denken, stand ich einst in einer Kirche vor einem Bilde, das das jüngste Gericht darstellte. Der Künstler hatte seine Phantasie gepeinigt, die Strafen darzustellen, die der Fleischessünde folgen. Ungläubig und lächelnd sah ich mir die an feurigen Spießen umgedrehten Körper der Verdammten, die Kochtöpfe, in denen sie kochten, an; alles dies machte keinen Eindruck auf mich; bald darauf las ich Dante's Hölle und fühlte meine Seele schon stärker erfaßt. Die Möglichkeit einer solchen ewigen Qual stieg wie ein fernes Wetterleuchten drohend in meinem Geiste auf. Doch überwand ich diese Bilder, als poetische Träume, bald wieder. Ich liebte damals — einen jungen Mann — mit jenem Wahnsinn sündlicher Begier, den die Welt so göttlich verehrt. Wir gaben uns heimliche Zusammenkünfte; er erkaltete.

Eines Abends kam ich allein auf den Zuſammenkunftsort; es war der Theil eines einſamen Parks. Ich wanderte den Baumgang hin und her; peinvoll wartend; er kam nicht. Welche Marter! Immer wieder durcheilte ich den dunklen Gang. Meine Phantaſie brannte, mein Herz drohte zu brechen; ich ſah die Einöde um mich her, die ſtille Nacht mit Geſpenſtern gefüllt. Schattenbilder ſchlichen höhnend an mir vorüber, und eine raſende Gier nach dem Kuß des Geliebten folterte mein Herz. Die Gewißheit ſeiner Untreue, ſeiner Erkaltung ſtieg in mir auf und ließ mich Qualen empfinden, die betäubend waren. Er kam nicht. Ich flog wieder durch die Nacht hin — alles ſtill und einſam. Da ſchrie es durch meine Seele: Unglückliche! das wird einſt Deine Hölle ſein. Ewig wirſt Du ſo mit glühender Begier nach Sinnenluſt, immer unbefriedigt, immer hoffend und immer getäuſcht durch öde Ein-

ſamkeiten fliegen. Dieſes Bild der Hölle blieb in meiner Seele. Später, als die Gnade zum Durchbruch kam, liebte ich doppelt innig den Erlöſer, weil ich wußte, er allein bewahrte mich vor dieſer Hölle, vor meiner Hölle. Und ſo, denke ich, hat der Ehrgeizige, der Geldgierige, der Herrſchſüchtige, jeder ſeine Hölle, die in der ſtets wachen Gier und der immerdar fliehenden Befriedigung beſteht; doch die Hölle der Verliebten iſt ſicherlich die fürchterlichſte, und ſie wird mehr von Frauen als von Männern bevölkert ſein, denn eine gewiſſe Art Qualen können nur Frauen empfinden, nur ſie haben die aus tauſend Gefühlsfäden zuſammengewobene Seele dazu; ein Mann kennt ſchon die Elaſticität des Schmerzes nicht, nur ein Weib kann fortwährend und immer gleich ſtark leiden. Für ſie iſt die Hölle recht wie erfunden. Schreiben Sie mir, mein lieber Sohn,

welche Ihre Ansichten über diesen so hoch wichtigen Gegenstand sind.“

Er an Sie.

„Ich glaube weder an einen Himmel, noch an eine Hölle, Madame. Beides sind Zustände, die die müßige Phantasie sich ausgedacht hat, und die die weltliche Klugheit, als für ihre Zwecke brauchbar, adoptirte, um die Massen zu zügeln. Haben Sie auch schon daran gedacht, daß wir vor unserer Geburt auch schon todt waren? Ich bin 1783 geboren; wo war ich 1782? Wer war damals das Wesen, das jetzt ich benannt wird? Und wenn ich 1806, wie es den Anschein hatte, getödtet worden wäre, wo hätte sich dann dies Existenz-Bündel hinverloren, nachdem es aufgeknüpft und die Sächelchen, die darin eingepackt, in alle vier Winde verstreut worden wären? Ach, Madame, ein Tod ist wie der andere. Wurde ich damals aus meiner Frau Mutter Liebeslächeln und meines

Vaters Begehrlichkeit zusammen improvisirt, so schlürft mich jetzt der gesunde Appetit der alten Mutter Erde ein. Aus dieser Lehre folgt, daß ich, so lange ich lebe, auch wirklich lebe, das heißt nicht in Träumen meine Zeit verliere, sondern mich mit den Gesellen, die zugleich mit mir ins Dasein gestoßen sind, tüchtig tummele, in Schimpf und Ernst, in Lieb' und Leid, in Reiz und Gegenreiz. Ich hab' das Absonderungssystem nie geliebt; auch schon auf der Schule war ich in jeder Schlägerei mitverwickelt; ich wollt's nicht besser haben, als die Gesellen um mich her, und die Frommen, die sich hienieden peinigen, verachten und schmähen lassen, leiden dies nur, indem sie innerlich sich zurufen: Nun wartet nur; oben soll es ganz anders kommen! Da werden wir diejenigen sein, die Euch den Fuß auf den Nacken setzen, die sich herzlich freuen werden, wenn Ihr in irgend einem Schmelztiegel der Hölle gesotten

werdet. Sehen Sie, meine theure Mutter, ein ſolcher Stolz iſt heimlich auch im Herzen der edelſten Frommen verborgen, wenn auch nur ein Quentchen hiervon; denn es iſt ja natürlich, ſie zählen auf eine Wiedervergeltung, ſie nennen dies Gerechtigkeit des Himmels. Ihre Wundenmale bringen ſie mit Triumph vor das Auge Gottes. Wir aber, die wir die Söhne der Erde ſind, lieben dieſe Erde mit der ſtürmiſchen und dankbaren Zärtlichkeit eines Kindes. Sie ernährt uns, ſie kleidet uns und verbirgt unſer verglimmendes Aſchenhäufchen in ihren Schooß. Gott ſegne ſie, dieſe alte Erde. Halten wir uns an den feſten Glauben, daß wir auf der Erde leben müſſen, gerade ſo als wenn es mit dieſem Leben und mit dieſer Erde völlig abgethan wäre, ſo folgen daraus allerlei hübſche Geſetze und Verhaltungsregeln, die der Moral aller Völker zu Gute kommen, nicht blos der Chriſten. Für's

Erste das Hauptgesetz, die Basis alles menschlichen Verkehrs, das in dem kindischen Spruch ausgedrückt ist: Was Du nicht willst, daß Dir die Leute thun, thue ihnen auch nicht. Daraus folgt, daß ich nicht tödte, wenn ich nicht getödtet sein will, daß ich nicht raube, wenn ich nicht beraubt sein will, daß ich beschütze, wenn ich selbst geschützt sein will und daß ich endlich liebe, um wieder geliebt zu werden. Das klingt alles sehr trivial für das Ohr eines transcendentalen Frommen, aber es ist die gesunde Moral, die stets gegolten hat und immerdar gelten wird, und nebenbei der stärkste Zaum für die Leidenschaften. Die Religionen, die aus dem natürlichen Menschen einen künstlichen machen, sind gezwungen, immer wieder zu diesen einfachsten Motiven zurückzukehren, wenn sie sich in Spekulation und Fanatismus zu weit ab verirrt haben. Und vor allen wird die Ehre, dieser von den Frommen so

geringgeschätzte, von uns Weltkindern aber in seiner vollen Macht erkannte und gewürdigte Hebel menschlichen Thuns, in voller Kraft erhalten. Die Achtung, die ich meinem Mitmenschen einflöße, wenn es sein kann, die Ehrfurcht, die Bewunderung, vielleicht auch Liebe, gilt mir für das Höchste. Schmach, Kränkung, Zurücksetzung dulde ich keineswegs; wenn ich sie dennoch nicht von mir abwenden kann, so muß mich ein schneller freiwilliger Tod befreien. Wie ganz anders ist's mit dem Frommen. Er sucht den Tadel der Welt, es kitzelt ihn, sich verachtet zu wissen, es ist ihm wollüstiges Bewußtsein gemieden und verfolgt zu sein. Es ist ein künstlicher, unwahrer Zustand; eine künstlich präparirte Feigheit, das gesunde Fleisch der Gesinnung durch eine ätzende feindliche Moral verpestet. Ich bin nun zum Beispiel Soldat, Madame; ich gehöre zu einer Armee, die geschlagen worden; was glauben Sie,

daß ich thun würde, wenn mich nicht die gewisseste Zuversicht aufrecht erhielte, daß wir diese Schmach von uns baldigst wieder abwälzen werden? — Eine Kugel vor den Kopf! Wäre ich aber fromm, so spräche ich mit gefaltenen Händen: Gott sendete Dir diese Prüfung; halte ihm still, dulde jegliche irdische Schmach, was sind Dir Deine Brüder, was König und Vaterland! Du, Herr, wirst mich oben an Deine Festestafel ziehen, und in einem hochzeitlichen Kleide werde ich erscheinen, ewiglich belohnt für diese kurze, zeitliche Schmach! — O, Madame, nennen Sie mir einen preußischen Soldaten, der so betet und ich will ihn in kleine Kochstücke zerhacken. Nein! der Kuß von einem hübschen Weibe und der Schlachtentod auf freiem Felde, das ist's, wonach meine Seele begehrt."

Sie an Ihn.

"Ich sehe, wir können uns nicht vereinigen,

wir wollen alſo für's Erſte dieſen Briefwechſel abbrechen. Lieber Sohn, ich gebe Ihnen meinen Segen. Denken Sie meiner in den Tagen, die nicht ausbleiben werden, wo Kummer und Sorge Ihr Haupt umnachten und der zurückgewieſene Himmel ſich an Ihrer betrübten und gebeugten Seele rächen wird. Ich kann nichts anders als Sie lieben. Ich umarme Sie und drücke tauſend feurige Küſſe auf Ihre Wange. Nachts in meinen Träumen werden Sie mein einſames Lager theilen, und ich werde die ſtillen Stunden zu dem Werke der Bekehrung anwenden. Vielleicht trägt der Geiſt der Liebe, der nie müßig iſt, meine Gebete, meine glühenden Anrufungen und Winke zu Ihnen hinüber, und leitet ſo unkörperlich Ihre einſtige Bekehrung vor. Wir wollen dies im Glauben und in der Liebe hoffen.“

Als Andreas die obigen Briefblätter wieder zuſammenfaltete und ſie Franz übergab, rief die-

ser: „Ist's nicht so, wie ich gesagt habe? Sie ist in ihn verliebt. Wenn er kein so hübscher Junge wäre, sie gäbe sich wahrlich nicht diese Mühe. Und wie gefällt Dir dies genaue Nachforschen nach seinen Liebesabentheuern? O die Frauen bleiben überall Frauen; nichts als immer Sinnlichkeit und Sinnlichkeit in allen möglichen Formen.“

Andreas erwiederte hierauf nichts, er nahm sich vor, den jungen Offizier, der die obigen Briefe geschrieben, näher zu beobachten. Hiezu fand sich bald Gelegenheit, denn der Lieutenant von Schütz lag noch immer krank im Pfarrhause, und bei Andreas war das Ziel der täglichen Spaziergänge und Ritte dies Pfarrhaus geworden. Die Freunde waren dadurch getrennt, denn wenn Franz auf's Schloß ging, begleitete ihn Andreas nur bis auf die Hälfte des Weges, wo er dann abbog, und den kleinen Pfad einschlagend, dem Dorfe zulenkte.

Das Pfarrhaus.

Der Pfarrer Möller war in seiner Jugend Hauslehrer im von Schütz'schen Hause gewesen; es war demnach erklärlich, daß er besondere Rücksichten für den Sohn seines ehemaligen Zöglings nahm und ihn auf das sorgfältigste verpflegte. Um die einsamen Abende des Reconvalescenten zu beleben, lud der Pfarrer einige ehrbare Nachbarn ein, die mit ihren Frauen und Töchtern kamen, um dem kranken Offizier Gesellschaft zu leisten. Aber diese Zusammenkünfte verfehlten ihren Zweck; Aurel fand Mittel, sich diese lästige Sauvegarde vom Leibe zu schaffen; er bezog eine einsame Gartenwohnung und versammelte hier eine Gesellschaft, wie sie ihm zusagte; es waren dies

junge Leute seines Alters, etwas leichtfertig und sittenlos, aber gute Schwänke-Erzähler, treffliche Trinker und noch bessere Spieler. Es wurde im Gartenhäuschen Pharao gespielt, und wenn der ehrliche Pfarrer glaubte, sein Pflegling habe sich in die Einsamkeit zurückgezogen, um sich Ruhe zu gönnen oder in einem erbaulichen Buche zu lesen, öffneten sich leise die Thüren des von Epheu und Wein umrankten Häuschens, und schwarze in Mäntel gehüllte Gestalten schlichen hinein; Lampen wurden angezündet, der große Tisch von seinen Landkarten und Büchern befreit, zurecht gerückt, und der geheimnißvolle Tanz der Kartenblätter begann. Im Pfarrhause saß indeß die anständige Gesellschaft und tunkte ihre Semmelschnitte in die ungeheuren Kaffeetassen. Die einzige Person, die ins Vertrauen gezogen wurde, war Marie Anna, die hübsche Pfarrerstochter; ihr hatte Aurel gesagt, daß die Gesellschaften ih-

res Vaters ihn langweilten, und daß er es vorziehe, mit seinen Freunden sich auf seine Weise zu belustigen. Marie Anna sorgte dafür, daß die Pforte offen blieb, daß der Hofhund an die Kette gelegt wurde, wenn jene nächtlichen Besucher kamen. Dafür nannte Aurel sie seine liebe Cousine und küßte ihr mehr ehrerbietig als zärtlich die Hand. Marie Anna war die einzige Tochter des alten Geistlichen; sie hatte zwei Brüder durch den Tod verloren, auch die Mutter war vor wenigen Jahren gestorben; eine Schwester des Pfarrers, eine gutmüthige alte Wittwe vertrat Mutterstelle bei dem heranwachsenden Mädchen, das jetzt achtzehn Jahr alt war. Man konnte die Züge ihres Gesichts nicht regelmäßig und schön nennen, doch lag ein milder, zärtlicher Ausdruck in den dunklen Augen, der großen und mächtigen Reiz ausübte. Die Einsamkeit und Weltentfernung hatte einen Zug sinnender Melan-

cholie über die feine Form gehaucht, und obgleich es ihr weder an Friſche noch Jugend fehlte, ſo waren beide doch durch eine Innerlichkeit gehalten und verklärt, die das zarte Mädchen älter erſcheinen ließen, als es in der That war. Dazu trug auch die ſchwarze Kleidung bei, die ſie vorzüglich liebte, und faſt nie ablegte. Ihr Name Marie Anna war eben ſo eine Eigenthümlichkeit, ſie wollte nicht, daß man die Namen in Marianna zuſammenzog; ſie hatte, der Himmel weiß, was für einen Grund oder welch eine Grille, ſie beide ſo geſondert zu führen. Vielleicht war eine myſtiſche Deutung oder geradezu etwas Aberglauben dabei. In der Einſamkeit, auf dem Lande iſt die Seele leicht zu dem letztern geneigt, und nun noch ein einſames Mädchen, das zur Melancholie und Schwärmerei neigt — wie ſollte die nicht den „Traumſtimmen aus der Nacht“ lauſchen?

Andreas hatte sich in seiner gewohnten Weise wenig bisher mit Marie Anna abgegeben. Sie erschien ihm in ihrem exaltirten Dank sogar gezwungen und unwahr. Ihre Liebhaberei für Blumen, ihr einsames Herumstreifen, ihre schwarze Kleidung und ihr schweigsames und dann wieder plötzlich aufgeregtes lautes Wesen, war ihm alles an ihr nicht recht. Dann aber mußte er, wenn zufällig sein Blick auf sie fiel und er sich nicht beobachtet wußte, den sanften und gewinnenden Ausdruck in ihrem Antlitz mit großem Interesse betrachten. Von solchen Momenten angeregt, trat er ihr im Gespräch näher und Marie Anna, obgleich sie schüchtern war, überwand jede peinvolle Stimmung und antwortete dem jungen Manne einfach und mit jener natürlichen Offenheit, die das Vertrauen hervorruft und befestigt. Man sah jetzt beide öfters mit einander verkehren. Andreas kam etwas früher wie die anderen

Spielkameraden, und dieſe Stunde, um Sonnenuntergang gewöhnlich, benutzte er, um im Baumgange des Gartens mit Marie Anna auf- und abzuwandeln. Zuweilen half er ihr die Blumen zu begießen, einigemal waren ſie ſchon weiter dem Kornfeld entlang dem nahen Wäldchen zu gewandert. Dieſe Spaziergänge erhielten nach und nach Andreas vollen Beifall; er theilte der jungen Pfarrerstochter ſo ziemlich alles ohne Rückhalt mit, was er „die Erfahrungen ſeines Lebens“ nannte. Es waren etwas verworrene Geſtändniſſe; denn den Schlüſſel zu ſeinen eigenſten Empfindungen und Anſichten, ſein unglückliches Abentheuer mit der Gräfin, theilte er nicht mit. Marie Anna verſtand ihren Freund alſo nur halb; dies verhinderte jedoch nicht, daß ſie lebhaftes Intereſſe für ihn faßte. Sie glaubte entſchieden einzuſehen, daß er unglücklich ſei, daß ihn etwas quäle und beunruhige, und dies war genug, um

das ſchwärmende Weſen des jungen einſamen Mädchens bis zu einem gefährlichen Grade von Exaltation aufzureizen. Sie ſann jetzt über Troſtgründe nach, die ſie ihm, wenn er käme, an's Herz legen wolle. Dieſe Gründe hatten alle etwas ſehr Allgemeines; ſie enthielten die gewöhnlichen chriſtlichen Anſichten von Leid, Prüfung und Erbauung, wie ſie im Katechismus ihres Vaters, nur mit geringerer Ausführlichkeit, ſtanden, aber Andreas fand immer, daß der Troſt ſehr wirkſam ſei, daß er ſogar neue und auffallende Wahrheiten enthielt; er hätte lieber finden ſollen, daß die Stimme des Mädchens ſo wohlklingend, ihre Miene ſo weich und bezaubernd war, daß er nur dieſe Stimme hörte, dieſe Miene ſah, ohne recht zu wiſſen und zu hören, was ihm in Worten geſagt wurde. Mit Marie Anna war es anders; was Andreas ihr ſagte, war ihr immer neu, mochte es nun ein Gefühl oder eine

Erfahrung, die Erzählung einer Thatsache sein. Sie erfuhr von ihm zuerst, welche Bewandtniß es mit dem Krieg und Frieden der Völker habe, und so trocken eine solche Belehrung immerhin scheinen mag, für die Pfarrerstochter war sie's nicht, denn sie fand unmittelbare Bezüge auf ihren Freund in diesen Demonstrationen. Die Politik zog in ihren kleinen Kopf ein und nahm mit einigem Lärm und vieler Verwirrung darin Platz. Sie wußte jetzt, daß die Eroberungen Napoleons sehr nahe mit dem Schicksale des jungen preußischen Offiziers, der vor ihr stand, in Verbindung ständen, und Preußen und Frankreich gewannen zum erstenmal eine feste Gestalt vor ihren Blikken. Auf der einen Seite sah sie den Freund, auf der andern einen dunklen wilden Menschenknäuel, der beängstigend — sie wußte nicht recht deutlich — auf sie oder den Jüngling zustürzte. So sehr fühlte sie sich schon ein Herz und eine

Seele mit Andreas. Die Liebe, je weniger man ihr Zeit läßt, deſto eiliger treibt ſie ihr Werk; und Andreas konnte jeden Augenblick hinweggerufen werden, das wußte die Pfarrerstochter.

Es war an dem Abende, wo unſer junger Held eben die Lektüre jener Briefe beendet hatte, als er ſpäter wie gewöhnlich im Pfarrhauſe erſchien. Die Freunde waren ſchon verſammelt, das ſah er an den Lichtſpalten in den Fenſterläden des Gartenhauſes, die durch die dunkelnden Gebüſche fielen. Auf der Landſtraße bewegte ſich ein ſchwarzer Punkt mit großer Schnelligkeit; es war Anna, die ihm entgegenkam. Er erſchrack, als er ſie ſah; es war ihm als empfinge er einen Stich ins Herz. „Um Gotteswillen!“ rief er bei ſich ſelbſt; „was iſt dies? Warum kann ich dies Mädchen nicht ohne Herzklopfen ſehen? Warum bebte ich bei dem Gedanken, daß ſie es ſein könnte? Warum wünſchte ich ſie meilenweit

fort, und war dennoch so entzückt, als ich ihr schwarzes flatterndes Gewand erkannte?“ — Es war nicht Zeit, diese eiligen und leidenschaftlichen Selbstfragen zu beantworten; er hielt an, sprang vom Pferde und — hielt das Mädchen in den Armen. Es war dunkel, einzelne Regentropfen fielen, Gewitterwolken thürmten sich im Westen und ließen transparent ein blutiges Roth durchschimmern.

„Liebe Anna, welche Thorheit, sich so zu ängstigen!“ sagte Andreas, indem er dem Mädchen den Arm gab und, sein Pferd nachziehend, die Straße hinabwanderte.

„Aber es wird ein Wetter geben, bester Herr Walt,“ entgegnete sie. „Ich fürchtete, Sie würden mitten in den Wolkenbruch kommen, und dann —“

„Und was dann?“

„Dann fürchtete ich auch, Sie würden wohl

heute gar nicht kommen. Es wäre der Befehl zum Abmarsch erschienen und —"

"So wäre ich doch nicht abgereist, ohne Sie noch einmal zu sehen, Anna."

"Ach, wer weiß? Im Tumult der Abreise denkt man nicht an alles."

"Daran hätte ich gedacht."

Sie gingen jetzt stillschweigend neben einander. Das Mädchen hatte alle Geschicklichkeit anzuwenden, das große, schwarze seidene Tuch über die Schultern zusammenzuhalten; sie gingen gerade gegen den immer stärker anwachsenden Sturm. Andreas konnte seinen Blicken, die sich heimlich zur Seite stahlen, nicht versagen, die runden Schultern des Mädchens zu betrachten, die im Kampf mit dem Sturm zum Vorschein kamen. Sie hing fest an seinem Arm und er schritt rasch vorwärts. Jetzt zuckten die Blitze und der Donner rollte. Anna's Hut sank in den

Nacken, ihr Haar flog aufgelöst um Stirn und Wangen. Andreas blickte sie unverwandt an; ein paarmal schlug sie die Augen nieder, als sie den seinigen begegneten, dann aber hatte sie den Muth, die dunkle Glut seines Auges auszuhalten. Sie sah mit einem zärtlichen Lächeln hinauf. Er zog sie plötzlich an sich und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Jetzt fiel der Regen in Strömen, und im Lauf erreichten die beiden Wanderer das Haus.

Als Andreas das Gartenhaus betrat, saßen die Freunde, während der heftigsten Donnerschläge, stumm und angestrengt spielend an der Pharaobank. Es wurde pointirt, Geld gezählt, alles ohne ein Wort zu verlieren, nur ein flüchtiger Gruß wurde dem Eintretenden gespendet. Dieser nahm im Winkel der Stube Platz. Er fühlte sein Herz schwer, sein Blut in Wallung, seinen Geist wie zerrüttet. Was um ihn her geschah',

kümmerte ihn nicht; er verſank in eine Betäubung, und der ſchmetternde Donner kam ihm vor wie ein heftiges, beim Spiel ausgebrochenes Gezänk, und er rief plötzlich auffahrend: „So ſeid doch ſtill! Wie kann man ſich ſo ſtreiten! Die Sache läßt ſich ja wohl in Frieden abmachen!“ Die Spielenden blickten auf: „Was iſt ihm?“ riefen ſie; „wir haben ja kein Wort geſprochen.“ Andreas warf ſich wieder in den Stuhl und verſank auf's neue in Träumereien. Als er ſein Auge zufällig auf das Antlitz Aurel's richtete, ſah es ſich immer tiefer in deſſen bleiche Züge hinein. Er ſuchte in ihnen die Geſchichte des ſeltſamen Verkehrs des Jünglings mit der frommen asceti ſchen Frau zu leſen, und es ſchien ihm, als könne ein geiſtig aufgeregtes Weib wohl für dieſe Art Zerrüttung und Sünde ſchwärmen. Wenn die Phantaſie ſich gefallene Engel denkt, ſo konnte ſie wohl allenfalls eine Form wie dieſe

wählen, aber Andreas reiner Sinn fühlte ſich abgeſchreckt und zurückgeſtoßen. Alle Elemente einer erweckten und ſtarken Männlichkeit, wie er ſie in Franz bewunderte, waren hier in Verwilderung und Gefühlsarmuth untergegangen; es ſah aus dieſen dunklen, tief liegenden Augen nur der Trotz eines zügelloſen Eigenwillens und der Spott und Hohn eines liebeleeren Herzens hervor.

Als die Freunde noch beiſammen ſaßen, ſtürzte der Gärtner herein und brachte die Nachricht, ein junger Bauerburſche habe ſich erſchoſſen und liege am Ausgange des Gehölzes im Blute. Das halbe Dorf war hinausgeeilt, um die Leiche zu ſehen. Die Freunde brachen auf. Als man an die bezeichnete Stelle kam, hatte ſich die Menge ſchon bereits etwas verlaufen. Auf einem Hügelabhang lag die Leiche des Jünglings, die Bruſt völlig entblößt und die Wunde jedem Auge ſichtbar. Der Mondglanz, der aus den zerriſſenen

Regenwolken niederleuchtete, floß wie Silber an der kalten nackten Bruſt nieder, und ſchimmerte auf den Blutstropfen, die noch ins Gras ſanken. Das Antlitz war zurückgebeugt, und die gebrochenen Augen ſtanden halb offen. Nicht weit von der Leiche ſtand abgewendet ein altes, in Lumpen gehülltes Weib am Baumſtamm gelehnt, und ſtarrte vor ſich hin, wenig bekümmert um das Gedränge, Fragen und Antworten um ſie her. „Dieſe da iſt ſeine Mutter,“ riefen einige Stimmen, als die Freunde ſich näherten, „ſie iſt ſchuld an ſeinem Tode!“ Die Alte erwiederte auf dieſe Anklage nichts, ſondern drohte mit der Fauſt vom Baume her dem Ankläger; der Ausdruck ihre Züge war grauſenerregend. Der Nachtwind trieb ihr greiſes Haar an den Stamm des Baumes, die Gebüſche regten ihre dunklen Gipfel und ſtreckten ſchwarze Arme nach ihr aus. Andreas fragte genauer nach und erfuhr, der

Sohn ſei Soldat geweſen, habe aber das Heer ſchimpflich verlaſſen und ſich im Dorfe bei ſeinem Mädchen verſteckt gehalten, wo die Mutter ihn gefunden und durch Spott und Vorwürfe ihn gereizt und verfolgt habe. Es ſei ihr gelungen, auch das Mädchen von ihm abſpännſtig zu machen und ſo habe er in einem Anfall von Verzweiflung ſich mit einer erbeuteten Piſtole erſchoſſen. Die Mutter, die dieſes tragiſche Ende nicht vorausgeſehen, ſei zwar beſtürzt, gebe jedoch kein Zeichen der Klage von ſich; das Mädchen war aus dem Dorfe verſchwunden, man wußte nicht wohin.

Als Andreas mit der Alten allein bei der Leiche geblieben, näherte ſich die unheimliche dunkle Geſtalt und kauerte ins hohe Gras nieder, indem ſie ſich mühte, den erſtarrten Körper in eine andere Lage zu bringen und den Kopf in ihrem Schooß zu betten. Sie ſprach kein Wort, aber

im Mondſchein flimmerten ihre fallenden Thränen. „Er war doch mein Sohn,“ murmelte ſie endlich, „ich hatte ihn unter meinem Herzen getragen, ihn aufgeſäugt und groß gezogen; und jetzt hab' ich ihn in den Tod getrieben!“ Sie ſtreichelte die kalten Wangen und drückte unter einem liebkoſenden Geſchluchze Küſſe auf ſeine Lippen. Als ſie damit noch beſchäftigt war, kam aus dem Walde hervor eine vermummte Geſtalt eilig herzu. „Iſt Dein Sohn todt?“ fragte eine eilige Stimme. „Ja, Fräulein, hier liegt er in ſeinem Blute; er hat ſich erſchoſſen.“ — „Ich hörte davon,“ entgegnete die Vermummte; „es iſt gut. So iſt ein Feigling weniger auf der Erde, und Du biſt einen Sohn los, deſſen Du Dich zu ſchämen hatteſt!“ — Die Geſtalt ſchien erſt jetzt die Anweſenheit Andreas zu bemerken, ſie zog ſich, nachdem ſie jene Worte geſprochen, eilig zurück, und verſchwand hinter den Bäumen. „Wer war

das?“ fragte Andreas die Alte raſch. „Das Fräulein vom Schloſſe, dort oben,“ entgegnete dieſe. „Sie iſt ſchuld, daß ich meinen armen Jungen verſtieß und ſchmähte, daß ich auch die Elſe gegen ihn erzürnte; ſo lange und ſo ernſtlich hat ſie mir in den Sinn geredet. Du lieber Gott, ich allein hätt's nimmer ſo weit getrieben; es war ja doch mein Kind, und beſſer er lebte Allen ein Spott, als daß ich ihn hier gebettet ſehen mußte.“ Sie brach zuſammen und ihr graues Haar, auf der Bruſt ihres Lieblings anliegend, färbte ſich mit dem Blut aus ſeiner Wunde. Es kam der Chirurg und Männer aus dem Dorfe, die den Todten forttrugen. Andreas blieb allein auf dem Hügel ſitzen; er hatte die Hände krampfhaft gefaltet um's Kniee geſchlungen, und ſah in den Nachthimmel hinauf, an dem eine wilde Bewegung herrſchte. Der Wald rauſchte

und die Stimmen aus dem Dorfe tönten verworren zu ihm herüber.

„Geist über den Wolken!“ rief er. „Belehre mich, wie ich hienieden wandeln soll; fasse mein Herz und lenke es zu Deinem Willen! Leidenschaft und Thorheit bewohnt die Erde, nur von Dir her weht Kühlung und Frieden!“

Er warf sich in das hohe Gras nieder, und seine Thränen flossen. Als er aufblickte, lag ein tiefer, dunkler Schatten über der Erde. Es war, als riefen sich zwei Stimmen aus der Ferne, die eine klagend und erschöpft, die andere freudig und jubelnd. Die klagende Stimme ging in einen wehmüthigen Gesang über, der das Innerste von Andreas Herz erschütterte. Gebirg, Wald, Feld und Flur schien in den einfachen erschütternden Rythmen mit hinzutönen; das Geschick der Menschen, der Streit und der Friede untergegangener Jahrhunderte, die Prophetenstimmen der

Wüſte, alle Klänge verbanden ſich zu einem nächtlichen Geiſterchoral, der wie Athemzüge einer Rieſenbruſt über die dunkle Erde dahin wehte. Andreas ſchauerte in ſich zuſammen. Sein junges ungeſchwächtes Herz fühlte die Nähe des Lenkers der Geſchicke und unterwarf ſich ihm mit Demuth und Ergebung.

Er ſtand einen Augenblick an, ob er Anna wiederſehen ſolle; dann aber entſchloß er ſich ohne Abſchied raſch das Band zu durchſchneiden, wie es ihm die innere Stimme gebot. Als er nach Hauſe kam, fand er Franz, der ihn noch ſpät in der Nacht erwartete. Es waren Briefe angelangt aus Magdeburg, wo ſich die Reſte des geſchlagenen Heeres in troſtloſer Verwirrung verſammelt hielten, und wo in Eile Maaßregeln, was nun zu thun ſei, genommen werden ſollten. Die Schmach des Vaterlandes war entſchieden, die Feſtungen waren ohne Schwerdtſtreich übergegan-

gen, der Feind im ungeſtörten Fortrücken in das Herz des Landes eingedrungen.

Andreas erzählte dem Freunde den Vorfall im Dorfe. „Das iſt Euphroſyne!“ rief Franz heftig. „Dergleichen ſieht ihr ähnlich. Sie wünſcht nichts aufrichtiger, als uns alle auf dieſe Weiſe bei Seite zu räumen. Sie iſt völlig toll. Sie hat mir geſtern verboten, die Schwelle des Schloſſes wieder zu betreten, ſo lange ſie darin weilt. Ihr Haß, ihr Widerwille gegen mich iſt auf einen Grad geſtiegen, die ihre Umgebung für ihren Verſtand fürchten macht. Alles, was Spott und Hohn nur eingeben können, hat ſie ſchon über mich ausgegoſſen; jetzt erregt mein Anblick, der Ton meiner Stimme, wenn ſie mich auch nicht ſieht, ihr Convulſionen. Ich mag wollen oder nicht, ich darf nicht mehr aufs Schloß.

„Es iſt gut,“ ſagte Andreas feierlich — „ich darf auch nicht mehr in's Dorf. Auf dieſe Weiſe

ſind wir beide aus unſeren Paradieſen ausgetrieben.“

„Paradies?“ rief Franz verwundert. „Wer ſagt Dir, daß das Schloß mir ein Paradies war? Meinſt Du immer noch, ich ſei verliebt in Deine Armide?“

„Nicht in ſie, aber — Euphroſyne —“

„Sie, die mich haßt —?“

„Gerade deshalb, ich kenne Dich!“ —

Franz wandte ſich ab und blickte zum Fenſter hinaus; dann wandte er ſich um und fragte leidenſchaftlich, indem eine hohe Röthe ſein Antlitz färbte: „Aber Du? Du verlierſt ein Paradies? Iſt das die Abmachung, Treuloſer? Dein Herz gehört mir nicht mehr ganz, nicht ſo, wie Du es mir in jener Nacht des Bundes gabſt? Antworte!“

„Gehört mir das Deine noch ganz?“

„Wahrhaftig ja! Ich liebe die Frauen nicht;

ich werd' sie nie lieben!" Andreas erbebte vor dem ehernen Ernst in der Stimme seines Freundes. Die dunklen beleidigten Augen ruhten mit wildem Feuer auf ihm und schienen ihm zuzurufen: „Du bist der Bundbrüchige; Du!"

Andreas wollte antworten, doch Franz verschloß ihm mit einer leidenschaftlichen Bewegung den Mund: „Antworte mir jetzt nicht," rief er. „Bei Gott, ich fühle mich in dieser Stunde nicht stark genug, Dein Geständniß zu hören! Mir ahnet Entsetzliches — aber schweige."

Er stürzte fort. Andreas wollte ihm folgen, Franz schloß — zum erstenmale — die Thür zu, als er den Freund nahen hörte. Am andern Morgen war er fort; Niemand wußte, wo er geblieben war; zwei Tage darauf fand Andreas folgendes Schreiben von seiner Hand: „Ich habe entsetzliche Pein ausgestanden; ich habe mit meinem Herzen gerungen und ich habe gesiegt. So

nimm denn die Hand, die Du mir zum Bunde reichteſt, zurück; geh, liebe ein Weib, heirathe es. So wie ich Dich kenne, wirſt Du, früher oder ſpäter, doch den Frauen anheimfallen; alſo ſei es gleich jetzt. Ich habe das Mädchen geſehen und beobachtet, ſie ſcheint mir zwar nicht Deiner würdig; denn welch ein Weib wäre wohl je eines Mannes würdig, aber doch leidlich für Dich geeignet. Mit Deinem Schwur iſt's nichts. Glaube mir, es war Kinderſpiel. Deine todte Mutter hörte nicht darauf, und ihr Segen bleibt Dir darum doch. Wenn Dich nichts anderes von den Weibern abhält, dieſer Grund wäre nicht einmal in einem hohlen phantaſtiſchen Roman zu brauchen. Lebewohl auf lange! Ich kann nicht in Deiner Nähe leben mit dem Bewußtſein, Dein Herz nur halb zu beſitzen. Nichts erbärmlicher auf Erden als ein halbes Herz; der muß bodenlos nichtswürdig und ehrlos ſein, der

hier zu theilen fähig ist. Ich wenigstens theile mit Niemandem. Ich will ganze Seligkeit, ganze Verdammniß.“

Andreas wurde durch diesen Brief wie durch einen Blitz aus heiterm Himmel niedergeschmettert. Er wußte sich in seinem Jammer nicht zu lassen, und Schmerzen der empfindlichsten Art durchwühlten sein Herz. So heftig und so schnell treffend hatte er sich den Zorn des beleidigten Freundes doch nicht gedacht. Es schien ihm eine grausame Tyrannei, die dieses wilde Herz über ihn ausübte, und doch fand er in seinem Innern keinen eigentlichen Anklagepunkt. Der Freund hatte es ausgesprochen, was als ein dunkles brütendes Geheimniß in seiner Seele lebte: er liebte Anna; er liebte sie mit der vollen, Seelhinströmenden Glut seines Wesens. Ihre süße Erscheinung füllte sein ganzes Bewußtsein aus; daß der Freund ihn richtig durchschaut, füllte ihn mit Freude, nicht

mit Schmerz; aber er hatte dieſer Liebe ſchon entſagt, er hatte ſchon gekämpft und wie er hoffte, geſiegt; jetzt warf ihn die Hand des Vielgeliebten und Vertrauten ſelbſt in die Flamme, der er entflohen, hinein. Sollte er ihn und das Mädchen zugleich verlieren! Weh'! welch' eine grauſenvolle Wüſte bot dann das Leben dar! Und zwiſchen beiden — welche Wahl! Er ſprang auf; ſein Entſchluß war gefaßt; Franz mußte auf jede Weiſe, mit jedem nur denkbaren Opfer wiedergewonnen werden. Er warf ſich auf's Pferd, er forſchte im Schloß nach, vergebens; er verfolgte jetzt durch Tag und Nacht, und mit Gefahren kämpfend die Straße, die, den kurz vorher eingelaufenen Briefen zufolge, der Entſchwundene hatte nehmen wollen. Er fand ihn nicht. In einer Nachtherberge traf er mehrere Reiſende zuſammen, die eng an einander gerückt ſich die Neuigkeiten vom Kriegsſchauplatz erzähl-

ten. Sie saßen um den Tisch der Wirthsstube gereiht, ein dürftiges, düster brennendes Licht in ihrer Mitte. Andreas nahm erschöpft und unbemerkt von den Anwesenden seinen Platz auf der Bank an der Thür. In diesem Augenblick wird sie geöffnet, und eine Gestalt in einen Mantel gehüllt, tritt ein. Der matte Lichtschein läßt nur sehr unvollkommen die Züge erkennen, die ein breiter Reisehut halb verdeckt. Andreas springt auf und schreit: „Franz!“ Die Gestalt, ohne sich umzuwenden, schreitet zur gegenüber liegenden Thür hinaus. Andreas ihr nach; sie ist im dunklen Hofraum verschwunden; es ist alles still, und nur der laute ängstliche Schrei: „Franz! Franz! wo bist Du! Um Gotteswillen, höre mich!“ verhallt in den rauschenden Gipfeln der breiten Linden, die die Hofpforte einschließen. Ganz aus der Ferne hört man den Hufschlag eines forteilenden Pferdes. Mit der bittersten

Qual im Herzen kehrte Andreas um. Er mochte den, der sich nicht finden lassen wollte, nicht weiter verfolgen. Als er heimgekehrt war, verbarg er sich und seine bittere Herzenstrauer in der Einsamkeit. Franz hatte eine so gewaltige Seelenkraft über ihn ausgeübt, daß sein Leben, wie ein zertrümmertes Gefäß, in tausend Stücke gebrochen zu Boden fiel, jetzt da er des Geliebten Stimme nicht mehr hörte, sein Antlitz nicht mehr sah. Er schämte sich der Thränen nicht, und auf Franzens Bette sitzend, die Stirn und Wange in die Polster gedrückt, erlag er seinem Schmerze. Am Abende, als die Stunde kam, wo Dämmerung die stille Stube füllte, wo sich die Thür zu öffnen pflegte, um des Freundes Gestalt einzulassen; als jene friedlichen glücklichen Momente erschienen, wo im Gespräch Einer des Andern Seele von den Lippen küßte — und nun die Thür geschlossen blieb, die Stille von keinem Laut un-

terbrochen wurde, die Dunkelheit wuchs und der helle Schein des Mondes sich auf dem Fußboden malte, einen Theil des Lagers und die Ecke des kleinen Bücherschranks umglänzte, da glaubte Andreas in seinem Leid vergehen zu müssen. Er zündete die Lampe an und schrieb, aufrecht im Bette sitzend, folgende Zeilen an den Abwesenden: „Franz, die Stunde ist da, wo wir sonst mit einander zu plaudern pflegten, und Du bist nicht da. Ich weiß mich in meiner Einsamkeit nicht zu lassen; Du fehlst mir Freund meiner Seele! O, warum mußte ich erleben, daß Du Dich von mir rissest! Was that ich Dir, daß Du so schwer mich strafte!“ — Er wollte noch einige Worte hinzusetzen, da fiel es ihm schwer auf's Herz, daß es ein vergeblich Thun sei, daß der Brief den Freund nicht erreichen werde. Er versank aufs neue in Trauer. Um sich aus den marternden Gefühlen herauszureißen, ging er und

öffnete eines der Schubfächer des Schreibetiſches, den beide Freunde gemeinſchaftlich in Gebrauch gehabt, und zog einige Bogen hervor, die Franzens Handſchrift zeigten. Die Schrift war zuſammengerollt und unbeachtet in eine Ecke unter Papierſchnitzel und leere Briefcouverts hingeworfen. Als Andreas beim Licht ſeinen Fund beſah, entdeckte er das ſcharf markirte und mit wenigen genialen Strichen gezeichnete Profil Napoleons und darunter folgende Betrachtungen:

„Dies alſo das Antlitz, das gebietend in unſere Zeit hineinſchauen ſollte! Dies das Auge, das die Seelen und Herzen unſerer Jugend prüft. Unverwandt und ſtreng blickt das Auge; ſeinem ſcharfen Strahl zu entfliehen, iſt unmöglich! Faſſe Dich, deutſcher Stolz, lerne dieſen Blick ertragen, erzittere nicht, deutſche Jugend, entfärbe Dich nicht, deutſcher Muth! Ihr weich geſchaffenen Seelen, genährt von den Segnungen des Friedens, ge-

tränkt durch die ſüßen Entzückungen der Künſte, warm gebettet durch Frauenliebe und Familienglück — kommt — tretet vor das Antlitz des Heros und lernt den kalten, langen, vernichtenden Blick ertragen, den er auf Euch richtet. Hinweg mit jeder Anmuth des Lebens, nehmt Erz, glühendes Erz und legt es in Euren Buſen an die Stelle jener duftenden ſchönen Roſe, die als Herz bis jetzt darin geſchlagen. O, lernt den Haß kennen, ſchließt brünſtig in Eure Umarmung den Trotz, küßt mit bräutlichem Kuß die Lippe der Erbitterung! Hinfort können wir nur groß ſein im Haß! — Doch glaubt nicht, daß es leicht ſei, dieſen Haß hervorzurufen; ich kenne Seelen, die ſich vor der Größe demüthigen, die die große That auffaugen mit der lechzenden Gier, wie der Durſtende den Thau der Wüſte, ich kenne Seelen, die feurig und wild auf die dunkle, feuchte Erde geſchleudert lange lodern und brennen und

nicht verlöschen können — solchen Seelen ist's nicht gegeben, gegen ihre eigene Glut zu wüthen und das Feuer zu lästern — und dennoch hier müssen diese Seelen lernen, die Bewunderung, die Anbetung aus Ihrem Herzen zu reißen und den Haß, den bis auf den Tod verfolgenden Haß statt dessen einzupflanzen. Ich sage Euch, es ist nicht leicht, den kühnen Mann zu hassen, dessen Antlitz gebietend in unsere Zeit hineinschaut. Seht seine Züge! Eine solche Maske nimmt der Genius der Geschichte vor, wenn er die Heldenrollen spielt. Diesem Dämon Rede zu stehen, kostet es die ganze Anstrengung und Kraft der Seele! Die feig geborne Creatur besteht nicht vor ihm; nur was ein Mann ist im vollen Sinne des Wortes, kann ihm Stand halten. Ihr Mütter, zeigt Euren jungen Knaben dieses Antlitz; sagt ihnen, daß das Blut der Tapfersten von den Wangen entwich, da sie diesem Blick zum ersten-

mal begegneten, lehrt ſie das Auge dieſes tod-bringenden Baſilisken ertragen! Zeigt ihnen immer und immer wieder dieſes granitne Profil, dieſen Felſen, an dem unſer Vaterland wie ein leckes Boot zerſchmetterte. — —“

Andreas legte die Blätter weg. Seine trei-benden Gedanken und Wünſche hatten eine an-dere Richtung bekommen. Er ſah ſich im Ge-wühl der Schlacht, jenem gefürchteten Manne gegenüber, und von tödtlichen Wunden getroffen, fühlte er das Blut dem unruhigen und gepeinig-ten Herzen entſtrömen. Es war ihm wie im Traume, daß er in Franzens Armen den Geiſt aushauchte, daß der feſte und treue Arm des wiedergewonnenen Freundes ihn mit dem Druck der Liebe Körper an Körper, Bruſt an Bruſt zog. „Ich werde ihn wiederſehen! Er wird wie-der mein ſein!“ mit dieſen Ausrufungen ſprang er heftig vom Lager auf und durcheilte mit ſchnel-

len Schritten die Stube. Die Nacht war weit vorgeschritten; die Ruhe im Zimmer mochte er nicht mehr ertragen, es trieb ihn hinaus. In kurzer Zeit saß er auf dem Pferde und lenkte dies dem Dorfe zu. Er wollte Anna nicht wiedersehen, er wollte nur andere Bilder, andere Gegenstände vor sein Auge bringen. Als er den Kirchhofhügel hinablenkte, sah er im Mondschein eine Gestalt, die sich leidenschaftlich hin und her bewegte; er stieg vom Pferde, band es an die Kirchhofmauer und näherte sich dem einsamen, nächtlich beschäftigten Wesen. Er sah jetzt ein junges Mädchen, das wild auf einem frisch aufgeworfenen Hügel herumtrat und ihn ebnen zu wollen schien. Die Erdschollen rollten zu beiden Seiten herab. Eine Gestalt im Schatten der Kirchhofmauer saß am Boden gekauert in Decken gehüllt. Andreas hielt sein Pferd an, und vom Nußbaumgesträuch verdeckt, hörte er das Ge-

ſpräch, das jene führten. „Elſe!“ rief die Stimme der Kauernden, „es iſt genug! Stampfe die Erde nicht feſter über der weißen Bruſt meines Knaben, ſonſt kann er nicht erwachen, wenn der Engel kommt am jüngſten Tage.“ — „Und er ſoll nicht erwachen,“ tönte die Stimme des Mädchens; „er ſoll nicht! Meinſt Du, ich könnt's dulden, mit ihm zuſammen einzugehen in die goldene Himmelsthür?“ — „Kind, Kind; es war ja doch Dein Schatz, Dein Geliebter.“ — „Mutter, man muß dem Mannsvolk nicht in den Kopf ſetzen, die paar Küſſe ſeien es, und das in die Armepreſſen und ſonſtiges Liebeswerk — was uns den Männern dienſtbar macht! Nein, Mutter, ſie ſollen lernen, daß für uns die Hauptſache iſt, daß Einer brav iſt, ſich nicht ſchelten und ſchimpfen läßt und nimmermehr duldet, was ein Mannskopf nicht dulden darf. Wo ſie merken, daß unſer Eine ſo denkt, da haben ſie Re-

ſpekt, da gehen ſie ſauber mit uns um und ſind voll Feinheit und Niedlichkeit. So ſoll's ſein.“ — „Ach, Mädchen, ſagteſt Du nicht oft, er ſei der hübſcheſte Burſche im Dorfe?“ — „Ei freilich, Mutter, ſagte ich das. Nichts Süßeres gab es, als in ſein dunkles, lachendes, zärtliches Auge ſchauen! Ich hab' mich oft darin zur Närrin geguckt. Und wenn ich ſeine heiße glühende Hand an meinem Leib fühlte, hier oben unterm linken Arm, jeder Finger mit ſeinem Druck gab mir eine prickelnde Glut, o da war ich eine Creatur, ſo glücklich wie je eine gelebt — aber wenn er mich jetzt geküßt hätte mit denſelben Lippen, wenn er mich jetzt umarmt hätte mit demſelben Arm — es wäre nicht mehr daſſelbe geweſen. So iſt's, wenn wir in's Herz eines Menſchen geſchaut. Nachher hilft keine Täuſchung. Es war ein feiger Wicht, die Leute haben ihn vor dem Tode laufen ſehen — Ade Liebe! Es iſt gut,

daß ihn die Erde hat; sie soll ihn behalten, ich gönn' ihn ihr!" — Die Alte an der Mauer erhob sich und zog das wilde Mädchen fort, das wieder anfing, auf dem Hügel umherzuspringen und die Erde fest zu stampfen. „Fort! herab!" schrie die Mutter des Todten. „Ich leid's nicht mehr. Unser Herr Christus ist für alle Menschenkinder gestorben, folglich auch für einen Soldaten, der ausgerissen ist!" — Die Alte und das Mädchen entfernten sich, und die zwei einsamen Schatten wandelten dem Dorfe zu. Andreas blickte auf den gemißhandelten Grabhügel mit einem eigenthümlichen Gemisch von Wehmuth und Schrecken, dann lenkte er sein Pferd rasch um, und seinem Vorsatze getreu, wandte er dem Dorf den Rücken.

Wie er in der lautlosen Nacht langsam sein Thier dahintreiben ließ, war es ihm, als hörte er Franzens Stimme, der ihm aus der Ferne

ſchwache, unverſtändliche Worte zurief. Vergebens mühte er ſich, die Laute aufzufangen und ihren Sinn zu enträthſeln. Es war aber Franzens Stimme, dies war ihm genug. Eine unendlich ſüße Sehnſucht durchwallte ſeine Bruſt, und ſein Herz ſchlug dicht an dem Herzen des Freundes, obgleich viele Meilen ihn von dem Erſehnten trennten. Wie er am Kornfelde hinritt, hörte er tief im dunkelnden Aehrengewoge den Ruf der Wachtel, wie er ſich in Pauſen eintönig wiederholte und durch die Stille dahinklang. Aufhorchend hielt er ſein Pferd an, und ließ den Nachtwind leiſe herankommen und an ſeine Wange rühren. Es war eine ſo ſelige Stille. Fernab lagen die blutigen Schlachtfelder mit ihren Todten, fernab die brauſenden Städte mit ihrem Geräuſch, ihren Luſtgelagen und ihrem Geſchwätz. Hier im weiten Felde war Friede. Der breite Weg durch's Korn mit ſeinen Wagenſpuren lag

vom blaſſen Mondlicht beleuchtet, geheimnißvoll vor ihm. Es war, als ſollte ein Zug kleiner Elfen und Feldmännlein daherkommen, als leuchteten die flammenden Kelche des rothen Mohnes wie Fackeln vor, um dem Zug der Kleinen Feierlichkeit und Schönheit zu verleihen. Andreas dachte an ſeine Knabenzeit, als er einmal ſich verirrt und eine Nacht im Korne ſchlafend zugebracht. Damals war es auch ſo ſtill ringsum in der Natur geweſen, und ganz wunderſame Schauer hatten ſeine Bruſt gehoben und ſein Herz zittern gemacht.

Den Tag darauf erhielt Andreas eine Einladung in's Schloß. Er wußte, daß dies Euphroſynens Vermählungsfeſt war. Schon lange waren Vorbereitungen getroffen worden; aber unſer Freund hatte ſich wenig darum gekümmert. Was für eine Bedeutung konnte für ihn dieſe Heirath haben? Das junge Mädchen vermählte

sich dem ganz alten Manne. Der Kommandant hätte Euphrosynens Großvater sein können. Auf dem Schlosse war man nach gewohnter Weise höflich gegen ihn; Niemand jedoch beschäftigte sich besonders und angelegentlich mit ihm. Die drei Frauen fanden mit dem Takt, den die große Welt giebt, die rechte Art, mit demjenigen zu verkehren, der aufgehört hatte, das zu sein, was er einst gewesen. Armide, die ihrer Natur nach völlig kalt und selbstisch war, gelang es am besten, Andreas wie einen völlig Fremden zu behandeln. Der Kommandant war kein zärtlicher Bräutigam; er schien fortwährend wie befremdet und erstaunt, sich so brünstig und mit so großer Hingebung geliebt zu sehen. Oft, wenn seine Braut sich ungestüm an seine Brust warf, wandte er sich um und sagte gleichsam entschuldigend zu den Umstehenden: „Sie ist ein Kind, sie wird schon zur Vernunft kommen!“ — Nach der Trau-

ung ſagte Euphroſyne mit einem ſcharfen Ton der Stimme zu Andreas: „Melden Sie Ihrem Freunde, daß ich glücklich bin.“ — Andreas, betroffen von dieſen ſeltſamen Kehllauten, blickte ſie ſcharf an, und ſie, nicht fähig dieſem Blicke Rede zu ſtehen, ſenkte ihr Auge verwirrt und mit einer leidenſchaftlichen Verſtimmung kämpfend. Noch einmal wiederholte ſie: „Ja, ja — melden Sie ihm, daß ich glücklich bin,“ dann wandte ſie ſich ſchnell und verlor ſich unter die Gruppen der Glückwünſchenden. Andreas ſah ihr nach; ſie erſchien ihm unheimlich und fremd. „Was muß in ihrer Seele vorgehen?“ fragte er ſich ſelbſt. „Warum ſpielt ſie alſo falſches Spiel mit ſich und der Welt?“

Er verließ den Saal und nachdem er ſich eine Weile auf den Terraſſen und dann tiefer unten, am Ufer des See's ergangen, lenkte er in einen Baumgang, an deſſen Ausgang ihm die hel-

len Fenster einer kleinen Gärtnerwohnung entgegenblickten. Als er die angelehnte Thür des Häuschens öffnete, überraschte ihn eine seltsame Gruppe. Einige Knaben aus der Umgegend, der Kadet an ihrer Spitze, hatten sich in die grotesken Masken von Meerungeheuern verwandelt, und tranken sich eben bei einer mächtigen Bowle Punsch den gehörigen Muth zu ihren Schaustellungen, die wenige Zeit später, wenn das Feuerwerk abgebrannt wurde, vor sich gehen sollten. Winfried, so hieß der Kadet, sprang sogleich in der Maske aus dem Häuschen hervor, und seinen Fischschwanz unter'm Arm nehmend, drängte er sich Andreas zum Gesellschafter auf, indem er mit heißem Athem fortwährend plaudernd, ihn zum Vertrauten seiner Liebe zu seiner Tante machte. Andreas zügelte, so gut es gehen wollte, den Ungestüm und den wunderlichen Sinn des Knaben, aber er dachte zugleich mit einiger Beschämung

an ſich ſelbſt und an jene Stunde, die unverwüſtlich in ſeinem Gedächtniſſe brannte. Er machte ſich von dem Knaben los und ging wieder einſam den dunklen Baumgang hinab. Plötzlich fiel es wie eine Beklemmung auf ſeine Seele, daß er hier völlig zwecklos umherirre, daß ſein eigentliches Leben ganz wo anders weile. Mit dieſer Ueberzeugung war auch der Entſchluß gefaßt, ſtehenden Fußes das Schloß zu verlaſſen. Er wollte nach Hauſe eilen, an Franz einen Brief ſchreiben, einen zweiten an Marie Anna, in welchem er Abſchied von dem Mädchen nahm. Dann mit der Frühe des morgenden Tages wollte er aufbrechen und in die Gegend von Magdeburg zu gelangen ſuchen. Dort mußten beſtimmtere Nachrichten vom Vorrücken der feindlichen Armee, und von den zunächſt zu erwartenden Ereigniſſen eingetroffen ſein.

Wie er durch die Zimmer eilte, um von eini-

gen Personen Abschied zu nehmen, traf er in einem etwas abgelegenen kleinen Salon den Kommandanten eingeschlummert auf dem Sopha, und Euphrosyne über ihn gebeugt. Sie hielt in schwärmerischer Verzückung eine seiner grauen Locken empor und küßte sie, indem sie rief: „Einziger und höchster Schmuck eines Mannes, unentweihtes Silberhaar, ich küsse diese Krone der Ehre! Viel süßer bist Du mir, theures Greisenhaar, als die braune Locke des Jünglings, die zu berühren dem Ruhme schaudert; vor der der keusche Lorbeer zurückzittert. O, mein Innigegeliebter, mein Herz, meine ganze Seele ist Dein!“ Sie umschloß ihn sanft mit ihren schönen Armen und lehnte ihr Haupt an das seinige. Der Ausdruck der reinsten Zärtlichkeit lag in ihren Augen, ihrer Miene. Andreas zog sich unbemerkt zurück.

Zu Hause angelangt, und den Brief an Anna

ſchon begonnen habend, warf er das Papier bei Seite und rief, vom Tiſche auffahrend: „Nein! Ich muß ſelbſt zu ihr. Sie kann es fordern, die treue arme Seele, daß ich zum letztenmale nicht in einem dürftigen Schreiben, ſondern Aug' in Aug' ihr gegenüber trete. Sie kann es fordern. Meine Anna! O, Du arme, ſüße, kleine Anna! Nun warte nur; ich komme!“

Als er auf müdgejagtem Thiere vor der Pfarrwohnung hielt, klopfte ſein Herz heftig. Anna's Fenſter war dunkel. Er band das Pferd an den Gitterzaun des Gartens und trat in dieſen. Die heiße Nachtluft brütete in den dicken niederhangenden Fliederblüthen, die betäubend dufteten. Er ſchob die Zweige weg und trat in das hohe dunkle Gras, das das Häuschen Aurel's umgab. Die Krauſemünze und der Thimian dufteten ſtark beim tiefern Eindringen und ein nächtliches Leben regte ſich in dieſem verlaſſenen und wüſte liegenden

Winkel des Gartens. Plötzlich fällt ein heller Lichtſtrahl auf die dunklen Blätter und Sträucher; die Thür des Hauſes wird aufgeſtoßen und ſich ſträubend und mit einem Verfolger ringend, zeigt ſich in halber Beleuchtung die leidenſchaftliche Geſtalt eines Mädchens, das über die Schwelle flüchten will, aber von zwei kräftigen Armen zurückgehalten wird. Andreas erkennt Anna und ſtößt einen Schrei aus, den Jene jedoch nicht hören. Aurel, im Nachtgewand, die Decken und Tücher hinter ſich herſchleppend, das ſchwarze Haar in wilden Ringen auf einen marmorweißen entblößten Oberleib flattern laſſend, ſtürmt auf das entſetzte Mädchen ein und birgt, unter Kampf und Ringen, ſein Geſicht in ihrem offenen Buſen. Sie ſchreit auf, es gelingt ihr einige Schritte zu fliehen, dann ſtolpert ſie über eine Baumwurzel, fällt, richtet ſich auf den Knieen auf und kämpft ſo mit ihrem Verfolger, der in

seine Decken noch halb gehüllt, in phantastischer Gestalt, wie der Dämon der Nacht, wild und grausam und schön dabei, sich über sein Opfer beugt, sie unter der Wucht seiner Stärke zu erdrücken droht. Anna's einer Arm klammert sich um den Baum, während die rechte Hand in die schwarzen Locken ihres Peinigers faßt und gewaltsam sein Gesicht, dessen durstende Lippen sich ihr gierig nahen wollen, zurückdrängt. Der heiße nackte Busen des Fieberkranken berührt ihre jungfräuliche Brust. Andreas wirft sich zwischen beide und schreit mit einer wild durch die Nacht donnernden Stimme: „Aurel! Teufel! Zurück!“ — Anna sinkt schluchzend und die rollenden Augen auf Andreas gerichtet ins Gras und Aurel rafft seine Decken zusammen, indem er zu seinem Gefährten sagt: „Welch ein schlechter Spaß, jetzt zu kommen!“ — „Wirklich?“ ruft Jener höhnend. „Ich finde, daß es ein schlechter Spaß

iſt, den Du Dir hier erlaubſt.“ — „Ein Spaß?“ fragte Aurel und zeigte grinſend ſeine weißen Zähne; — es war Ernſt. — „Wie?“ donnerte Andreas und trat ihm dicht auf den Leib; „Du hätteſt in der That gewagt, einen brutalen Angriff auf das Mädchen zu wagen, die Dich gepflegt hat, wie nur Engel verkrüppelte und zu Grunde gerichtete Sünder pflegen können?“ — „Brutal?“ Hör' mal, Freund, das Wort gefällt mir nicht.“ — „Und Deine That mir nicht.“ — „Meinetwegen.“ — „Du biſt ein ehrloſer Wüſtling.“ — „Still, ich will es nicht gehört haben.“ — „Du ſollſt's!“ — „Teufel! Wer giebt Dir das Recht, mit mir anzubinden?“ — „Du ſelbſt.“ — „Geh und leg' Dich ſchlafen — Nichtswürdiger!“ — „Oho! Wo iſt mein Degen? Du denkſt, mich ungeſtraft beleidigen zu können, weil ich hier in meine Decken gehüllt als ein Ritter vom Spital vor Dir ſtehe — aber ich bin ge-

ſund. Morgen wollt' ich das Bett verlaſſen.“ — Bei dieſen Worten ſchwankt Andreas einen Augenblick. Der Gedanke durchblitzt ihn, daß es unwürdig ſei, den Kranken bis zu dem Grade zu reizen, daß er ſeine noch nicht völlig wiedererlangten Kräfte mit einem Geſunden meſſe, allein ein Blick auf Anna, die noch immer bleich und leblos wie ein Steinbild am Baum lehnt, bringt ſein Blut neu in Wallung und er achtet auf jene Stimme ehrenvoller Rückſicht nicht. Aurel iſt ins Haus geſtürzt, bringt den ſilbernen Armleuchter, ſetzt ihn ins Gras hin, mitten hinein in ein Bouquet feuriger Nelken, die durch die Flamme angeweht, wie ſchwimmende, flackernde Blutstropfen durch die Nacht leuchten, dann legt er ſich in der Stellung aus und hält dem Gegner die Degenſpitze entgegen. Die Leintücher und die großblumige Decke hat er mit dem Halstuche um den Leib gebunden, die Bruſt iſt nackt,

ebenſo das vortretende rechte Bein, das in marmorner Weiße durch die Dunkelheit ſchimmert. Andreas hat ſeinen Rock abgeworfen, um ebenfalls unbeſchützt ſeine Bruſt dem Gegner entgegenzuhalten. Der Kampf beginnt. Anna, als ſie die blitzenden Klingen ſieht und nun erſt begreift, um was es ſich handelt, flieht dem Hauſe zu, ihren Vater herbeizurufen. Der alte Mann zweifelt, forſcht, läßt ſich's erklären, damit vergeht die Zeit, und Anna ſtürzt wieder in den Garten zurück. Als ſie kommt, findet ſie den Platz leer; das Licht iſt umgeſtürzt und liegt verglimmend in dem Nelkenſtrauch; friſche Blutstropfen leiten in das Haus hinein. Sie dringt in die Stube; Aurel liegt auf dem Bette, Andreas iſt um ihn beſchäftigt. „Jetzt können Sie mich wieder ein paar Wochen pflegen, mein tugendhafter Engel!“ ruft Aurel. Der Pfarrer tritt jetzt herein. „Was giebt's?“ ruft er. „Um

Gotteswillen, sprecht!“ Andreas erzählt dem Alten den Vorgang des Duells, ohne ihm dessen Veranlassung anzugeben, und endet mit dem Bekenntniß, daß er so unglücklich gewesen sei, seinen Gegner zu verwunden. Es müsse schleunig der Arzt gerufen werden, der sich im Schlosse als Gast befinde! — Diesem Befehl wird Folge geleistet; der Arzt erscheint, findet die Wunde nicht von Bedeutung und ordnet Mittel und die Pflege für die Nacht an. Andreas erklärt, daß er nicht von dem Bette weichen werde. Nach einem langen Hin- und Herreden, nach dem mühevollen Abwehren der Neugierigen, die vom Vorfall gehört haben und in den Garten dringen wollen, nach den weitläufigen und allzu wortreich ertheilten Anordnungen des Arztes und den salbungsvollen Reden des alten Pfarrers entfernen sich endlich Alle und es wird stille im kleinen Gartenhäuschen. Die beiden Kameraden bleiben

allein. Aurel darf nicht sprechen, aber er kann's nicht lassen, er wendet den Kopf langsam herüber zu Andreas und sagte in dem ihm eigenthümlichen Tone von lachendem Spott: „Wir sind auch ein paar recht feine Burschen! Sag' mir, was war eigentlich der Grund unseres Streites? Ich will nicht meines Vaters Sohn sein, wenn ich es irgend weiß.“ — Andreas gab mit einem stummen Wink dem Sprecher zu verstehen, daß er still sein und sich wieder der Wand zuwenden sollte; aber Aurel, sich wenig um diese Andeutung kümmernd, sagte, indem er seinen rechten Arm dem Kopfe unterschob: „Sie kam und ging und ging und kam, und wahrhaftig, ich glaubte, sie hätte ein Auge auf mich! Das kleine Ding, sie dachte, ich wäre so schwach, daß man mir schon Eins bieten könne, und so bot sie mir ihre kleine weiße Hand, die ich als Kopfpfühl unter meine brennende Wange legte. Du hättest

sie sehen sollen, wie sie gestern da saß und mir Medizin bot! Dort auf dem Rohrstuhl, auf der Ecke saß das Persönchen! Teufel! dachte ich, die macht sich's bequem, und geht mit mir um, als wenn ich eine alte Großmutter wäre. Wahrlich, es lag etwas Impertinentes in dieser Sicherheit! So ganz matt, abgethan und unschädlich den Weibern gegenüber war ich mir noch nie vorgekommen. Ich nahm mir vor, ihr Respekt einzuflößen. „Mein Kind," sagte ich ihr, es will sich kaum passen, daß Sie immer kommen und mir Medizin eingeben." — „Warum nicht?" fragte sie. „Wer sollte es denn sonst thun?" — „Die alte Lise." — „Nein!" rief das kleine Stück Eva und sah dabei so wunderlieblich und so frisch, froh und freundlich mich an, „Lise ist halb blind, und die hat Ihnen neulich die Hemdkrause mit dem braunen Tranke beschüttet; so etwas passirt mir nicht." — Ich mußte ihr Recht geben; so

etwas paſſirt ihr nicht. Ihre Hand iſt immer ſo verzweifelt ruhig, als hielte ſie dem Hofhunde ein Stück Brod hin. Da bereitete ich ihr dann heute die Scene. Ich wollte ſie nicht beleidigen, auf Ehre — ich wollte nicht; das glaube mir; mein altes Anſehen wollte ich mir wieder verſchaffen. Das war Alles. Du nimmſt aber, wie ich ſchon gemerkt habe, die Dinge in der Welt immerdar von äußerſt ſentimentaler Seite. Da ich wußte, daß Du dieſe Narrheit hatteſt, wäre es klüger geweſen, ich hätte auf Deine Redensarten nicht weiter geachtet; ſo hätte mich das Schickſal nicht von neuem am Zipfel faſſen können.“ — Andreas, der auf dieſe, ihm widrigen Aeußerungen nicht antworten wollte, ſtand auf, trat an's Fenſter und blickte ſchweigend in die Nacht hinaus. Aurel wandte ſich mit einem Fluch zurück in ſeine frühere Lage und drückte das Haupt in die Kiſſen. Die Nacht verging,

ohne daß der Eine oder der Andere etwas sprach, obgleich sie Beide wachten. Als gegen Morgen der Arzt sich einstellte, fand er des Kranken Zustand verschlimmert. Ein Fieber hatte sich dem gereizten und zerrütteten Nervenzustand beigesellt. Andreas, der nach Hause geritten war, kam gegen Abend wieder; er fand den Pfarrer am Bette sitzend und stellte sich in die Ecke am Ofen, um die Unterredung der Beiden nicht zu stören, aber er fand bald, daß es besser sei, ein solches Zwiegespräch zu unterbrechen, als es ruhig weiter fortgehen zu lassen. Beide sprachen in ihrer Weise, und Keiner verstand den Andern. „Mein lieber Herr Pastor," rief Aurel endlich, „Sie wollen mir wohl eigentlich durch die Blume Ihrer frommen Redensarten sagen, daß ich mich auf den Abmarsch aus diesem Leben vorbereiten soll?" — „Ich gestehe," entgegnete der alte Mann, „daß man meine Worte so auslegen kann,

und daß ich insonderheit nichts dagegen habe, wenn Sie sie, mein junger Herr, so auslegen.“ — „Ich verstehe. Ach, da geben Sie sich weiter keine Mühe. Ich sterbe und damit ist's gut.“ — „O, mein theurer Herr Baron. Werden Sie nicht veranlaßt, bei dem Ernste dieser Stunde an Ihr bisheriges Leben zu denken, dessen Sünden und Irrthümer zu bereuen?“ — „Sagen Sie mir, Herr Pastor, laufen Sie mitunter auf dem Eise Schlittschuh'?“ — „Ei, nicht doch!“ „Das thut mir leid. Sie können sich nicht denken, wie anmuthig es ist auf Schlittschuhen zu laufen. Es giebt Leute, die wahre Wunder in dieser Kunst thun.“ — „Herr Baron, wir sprechen von ernsten Dingen, und wir wollen wieder darauf hinlenken.“ — „Nun so lenken Sie!“ — „Ich wollte sagen, wenn es nun dem Himmel in der That gefiele, Ihr Lebensziel auf dieses Jahr, auf diesen Monat, vielleicht auf diese Woche schon

zu ſetzen — wenn Sie abgerufen würden — vielleicht heute Nacht ſchon.“ — „Wie?“ rief Aurel, „dieſe Nacht ſchon? Hören Sie, lieber Freund, wenn dem ſo iſt, dann iſt mir die Zeit theuer, und ich muß Sie bitten, unſer Geſchwätz einzuſtellen, denn ich hab' mit meinem Freunde dort zu reden.“ — Der Pfarrer erhob ſich und ging mit einem ſchweren Seufzer zur Thür hinaus. Aurel winkte Andreas, und dieſer nahm an dem Bette Platz. „Du ſiehſt niedergeſchlagen und hoffnungslos aus,“ hub der Kranke an. Wenn Du Dir meinen Tod als Dein Werk anrechneſt, ſo thuſt Du Dir viel Ehre an. Der Arzt hat mich verſichert, daß meine eigne Unbeſonnenheit lediglich daran ſchuld iſt. Im Zuſtande der Reconvalescenz, in dem ich mich befand, war nichts ſchädlicher als ein Tumult des Bluts und der Nerven, wie ich ihn mir beim Ueberfall des Mädchens bereitete. Die Nachtluft mag das ih-

rige gethan haben; auch ohne Deine Dazwiſchenkunft wäre ohne alle Frage mein Abentheuer tödtlich ausgefallen. Gieb mir die Hand und laß uns ohne Groll von einander gehen. Ich ſterbe gern; denn Leben, Vaterland, Ehre, alles iſt mit einander abgenutzt und zum Wegwerfen reif. Es iſt wahrlich eine Zeit jetzt, wo man gern ſtirbt. Leb' wohl. Beſorge die Papiere, die Du im Tiſchſchubfach dort findeſt; bezahle mein Spielſchuld von voriger Woche, und jetzt geh', denn ich mag weder Dich noch irgend Jemanden vor mir ſehen. Geh! ich bitte Dich."

Andreas entfernte ſich zögernd; wie er fort war, hörte er den Kranken die Thür, deren Schloß er aus dem Bette aus erreichen konnte, abſchließen. Es war Abend geworden und die Lampe brannte düſter im Häuschen. Niemand konnte hinein; es war eine ſchauerliche Stille drinnen. Plötzlich gegen Mitternacht hörte man einen lau-

ten Schrei; der Arzt stieß das Fenster auf und sprang durch dieses ins Zimmer; er fand Aurel im Bette liegend, den Kopf und den Oberleib hinaushängend, die Brust mit schwarzem geronnenen Blut bedeckt — er war todt. Hatte sich der Verband nun selbst gelöst, oder war er vom Kranken gelöst worden, es ließ sich dies nicht klar ermitteln. Andreas, der die Nacht über im Pfarrhause geblieben war, beschäftigte sich jetzt mit der Leiche, nachdem er die Papiere, die seiner Obhut anvertraut waren, in Sicherheit gebracht hatte. Unter diesen Schriften befand sich auch ein Brief an Frau v. Krüdener; er war offen, die Schrift noch frisch. Andreas widerstand nicht dem Verlangen, ihn zu lesen. Während er in einsamer Morgenstunde bei der Leiche wachte, überlief er mit forschendem Auge und klopfendem Herzen folgende Zeilen:

„Wenn Sie dieses Schreiben empfangen, Frau

Baronin, so ist dies ein Zeichen, daß ich mich nicht mehr unter den Lebenden befinde. Ich bin gestorben, ohne mit dem, was Sie einen Gott nennen, versöhnt zu sein. Ich bin dem Ursprung meines Daseins, mag dieser nun eine Blutwelle, ein in Fäulniß übergegangener Saft, oder sonst ein vagabondirender, elementarischer Stoff sein, keinen Dank schuldig — aber freilich auch keinen Fluch. Hätte mich ein Geist geschaffen, so würde ich ihm fluchen; aber freilich einem Stück Koth kann man nicht fluchen. Da Sie sich einst so viel Mühe gaben, mich zu bekehren, so muß es Ihnen tröstlich sein zu erfahren, daß ich wenigstens kein Heuchler geworden; so wie zahllose Ihrer anderen Schüler, die hinter Ihrem Rücken Sie auslachen, während sie Sie ins Angesicht eine Prophetin und eine Heilige nennen. Es kann sein, daß meine Mission auf Erden eine sehr geringe war, doch hab' ich den Trost, sie erfüllt zu ha-

ben. Als ich ein Knabe war und mit meinen Genoſſen in Streit gerieth, ſagte mein Vater zu mir: „Junge, wehre Dich Deiner Haut und laß Dich nicht zum Narren haben!“ Mit dieſen einfachen Worten war die Signatur meines Lebens hingezeichnet. Ich hab' mich gewehrt, wo ich konnte, und hab' verhindert, daß man mich zum Narren hielt; weder durfte dies von den Fürſten, noch von den Frommen, noch von den Frauen geſchehen; ſo ſehr auch dieſes dreimal geſtrichene F. ſich damit Mühe gab. Leben Sie wohl — finden Sie's der Mühe werth meiner zu gedenken, ſo thun Sie's, wo nicht — mich wird's auch nicht kümmern.“

Andreas faltete das Papier zuſammen und ſah nachdenklich auf das blaſſe ſtarre Antlitz, das neben ihm mit geſchloſſenen Augen gen Himmel gewandt war. Der Pfarrer trat ein, leiſe die Thür hinter ſich zuziehend, als ſchlummre Je-

mand. Er erkundigte ſich bei Andreas angelegentlich, ob der Verſtorbene nicht Reue und Bekehrung gezeigt, und der gutherzige Jüngling, der nicht das grauſame „nein“ ausſprechen wollte, gab eine ausweichende Antwort, die der Pfarrer ſofort für eine Bejahung ſeiner Frage annahm. Er trat zu dem Todten, faltete die Hände über ihn und rief mit großem und rührendem Pathos: „O, wie ſchön iſt's, wenn ein Mann hingehet zu empfangen ſeinen Lohn! Ich bin erzogen auf der Haide; der Nachtwind war mein Lehrer, der ſcharfſchneidende Oſt mein Prediger; ich vernahm nichts von Gott und meine Ohren hörten nicht das Wort der Gnade. Wenn der Mond aufging über der Haide, ſo jauchzte ich und war frohen Herzens, und wenn die Nacht die Erde mit Schatten überzog, ſeufzte ich und wußte nicht, wohin mich flüchten. Alſo war dieſes Mannes Leben! Er wuchs auf wie die Blume des

Feldes, wie die junge Birke, abſeits den älteren Bäumen. Um ihn herum ſpielten die Thorheit und der grauſame, gefährliche Witz der Welt. Es ging ihm vorüber ſchmeichelnde Sinnlichkeit und warf feurige Küſſe ihm zu. Es rannten und liefen die Leidenſchaften, um ſeiner Seele Reinheit zu beſudeln und der alte Teufelsrabe hackte in ſein Fleiſch. Aber er iſt errettet! Hoſiannah, er iſt errettet! Demüthig und beſcheiden wandelt ſeine Seele den Pfad, der zum Lichte führt. Singet Ihm, lobpreiſet Ihm — befreite Geiſter! O ſüß iſt der Sabbath dort oben! Es wandeln die ſchönen Erkorenen in lieblichem Geſang die Runde um den Himmelsſaal, es klingen die Harfen, und der Frommen Fuß tanzt in der Morgenröthe. Alles Luſt, alles Lieblichkeit, und während wir hier unten auf Erden dunkle Pfade gehen und den Staub unſerer geliebten Todten in enge kleine Höhlen ver-

ſenken, ſpringen oben unter dem Poſaunenſchall der ewigen Chöre die Himmelsthüren auf und in purpurnen Gewändern ziehen die Erlöſeten ein und ſetzen ſich auf goldne Stühle, die ihnen bereitet ſind. Alſo geſchehe es auch dieſem Mann; denn er hat bereuet ſeine Miſſethat, und er hat von ſich geworfen ſeine Sünde!“

Andreas hörte mit einem heftigen Schmerz den Alten ſo ſprechen; dennoch durfte und konnte er nicht, jetzt am wenigſten, die Wahrheit bekennen. Er ſchlich hinaus und drückte ſeine heiße fiebernde Wange, ſeine glühende Stirn an einen Baumſtamm. So fand ihn Anna. Sie gingen lange ſchweigend den dunklen Bogengang auf und ab. Andreas' Herz wollte ſpringen. Jetzt im Tumult ſeiner Gefühle, wo Tod und Leben auf gleiche Weiſe dumpf, hoffnungsleer, und mit ihrem Gewicht ihn faſt erſtickend, auf ihm laſteten, kam noch die bittere Qual der Trennungs-

ſtunde hinzu. Anna mußte jetzt erfahren, daß er morgen fort wolle, daß ſie ihn nie wiederſehen ſollte. Wo Worte finden ihr dies anzukünden? — Er ſtand vor ihr, er faßte ihre Hand, er ließ ſie wieder los; im Dunkel der Sommernacht ſah er ihr treues Auge auf ſich gerichtet, mit der ganzen Kraft der Seele, wie ſie in ſolchen Momenten beängſtigend und entzückend an die fremde Seele rührt. „Anna!“ hub er endlich an; „wir haben uns lieb gewonnen, allein es darf nicht ſein, daß ein Bund zwiſchen uns geknüpft werde; ich werde von Dir gehen, und wenn Du morgen meine Stätte ſuchſt, wirſt Du ſie nicht mehr finden. Laß meine Geſtalt wie einen Schatten vor Deinen Augen vergehen!“ — Er hielt inne, die Thränen traten ihm ins Auge; ſie warf ſich ihm an den Hals. „Ich habe nie gehofft, daß ich Dein Weib ſein könne,“ rief ſie, „Du warſt mir ein theurer Bruder — ich hab'

kein Recht, Dich zu halten — ſo leb' denn wohl!“ — Sie lag an ſeiner Bruſt; der Nachtwind ſpielte in den Zweigen der Linden. „Leb' wohl,“ rief Andreas, und drückte ſie noch feſter, noch inniger an ſein Herz. Sie wand ſich los und eilte auf's Haus zu; Andreas trat in's Zimmer zur Leiche. Das Licht war niedergebrannt; Dunkel hüllte die kleine Kammer ein, draußen erwachte ein Gewitterſturm. Er konnte es im Zimmer nicht aushalten, noch einmal kam er auf die Stelle zurück, wo er Anna verlaſſen; etwas Dunkles rührte ſich in geringer Entfernung. Beim Leuchten der Blitze erkannte er das Mädchen; er eilte auf ſie zu, zog ſie leidenſchaftlich mit ſich in das Häuschen, indem er rief: „Komm! komm! es regnet!“ —

Als ſie eingetreten waren, ſchloß er die Thür; ſeine Hand zitterte. Unſichern Schrittes ging er in der Stube auf und ab, indem er nicht den

Muth hatte, Anna anzureden, die am Fenster stand, und dem Grollen des Donners zuhörte. Der Sturm wüthete jetzt; ein dichter Regen prasselte nieder, und unter der Wucht des Regens und des Windes beugten sich die Baumstämme, und die nahen Aeste schlugen an's Fenster. Andreas hatte auf dem Stuhl Platz genommen dicht hinter Anna; jetzt als ein starker Schlag dröhnte, zog er sie zu sich nieder, hielt sie auf seinen Knieen und barg sein glühendes Gesicht in ihrem Busen. Sie wehrte ihn sanft ab, indem sie Versuche machte, von seinem Schooße sich zu erheben; er hielt sie fest und flüsterte: „Du bist doch mein!“ — „Andreas!“ rief sie, und in diesem einzigen Laut lag Vorwurf und Liebe in der innigsten Umarmung. Er suchte ihren Mund, den sie abwendete und doch hingab; seine Lippen vereinigten sich mit ihren, sein Athem tauschte Glut um Glut mit dem ihren; die Arme, an-

fangs ihn wegdrängend, waren jetzt um seinen Nacken geschlungen und zogen seinen Kopf tiefer zu dem ihren herab. Noch lag sie auf seinem Schooße, seine linke Hand hielt ihren Kopf, während seine Rechte auf ihren Knieen ruhte. Plötzlich schreit sie auf: „Der Todte regt sich!“ Andreas zuckt zusammen; er glaubt einen großen aufrechtstehenden Schatten hinter sich zu sehen — im Nu darauf steht alles in Flammen; doch ist's nur ein starker Blitzschein — der Todte liegt ruhig. Andreas' Hand, die auf Anna's Busen liegt, wird durch das wilde Klopfen ihres Herzens erschüttert; seine Pulse fliegen ebenso. Das Antlitz des Todten hat ihn gerade in diesem Moment an die leblosen starren Züge seiner Mutter gemahnt. Der Schwur, den er in ihre kalte Hand gethan, schreit jetzt wild durch seine Seele. Er läßt Anna frei und taumelt der Thür zu; er will öffnen, das Schloß widersteht; jetzt gelingt's

ihm; durch den Spalt der Thür fährt der Sturmwind und verlöscht die Lampe, die am Tischende zu Füßen der Leiche brennt. In diesem Augenblick fühlt er, wie Anna sich durch die Thür in's Freie drängen will — er hält sie in seinen Armen, und zieht sie zurück. Sie bittet, er hört nicht — er hat für nichts Sinne als für die volle heiße Form, die in Krämpfen bebend ihre Wellen an seine Stirn, an seine Wangen schlägt. Die ganze übrige Welt erlischt vor seinem Geiste, wie eine ins Wasser fallende Fackel. Er zuckt, er fiebert — alle Lebensgeister fließen in einen wilden Strom der Kraft und der Lust zusammen; sein Wille ist allmächtig; er kennt keinen Widerstand; seine Arme gewinnen die Kraft junger Baumwurzeln, die sich in den Schooß der Erde einwühlen. Nur so viel Besinnung behält er, daß er beim Schein der Blitze Anna von der Bank wegdrängen will, auf der der Todte liegt,

doch sie klammert sich zurückweichend gerade an diese Stütze. Mit Anwendung seiner ganzen Kraft reißt Andreas sie los und trägt sie auf das Lager — — —

Als Andreas am Tage hierauf die Gegend verließ, wandte er sich nach Magdeburg. Er fand diese Stadt in den traurigsten Verhältnissen. Trostlosigkeit, Mangel und Krankheiten drückten Gemüther wie die Körper zu Boden. Die Lazarethe waren überfüllt, Fieber wütheten. Auf den Straßen herrschte Verwirrung und Drangsal, die demüthigenden Nachrichten, die von der Armee einliefen, beugten die Patrioten tief; Berlin, so hieß es, sei vom Sieger in Besitz genommen; man wußte nicht, wohin der König sich gewendet; die Hoffnung doch noch zu triumphiren, die Schmach abzuwerfen und glorreich zu erstehen, war jetzt eine eitle. Andreas erhielt, so wie er sich gemeldet, eine anstrengende dienstliche Be-

ſchäftigung; in dem Seelenzuſtand, in welchem er ſich befand, war es ihm lieb, mitten in den Strudel der allgemeinen Noth und Sorge ſich hineingeriſſen zu ſehen. Man nahm ſeine Kraft, ſeinen guten Willen, ſeine Kenntniſſe und die militäriſche Tüchtigkeit, von der er ſchon oft Proben gegeben, in Anſpruch. Er hatte keine bleibende Stätte; wo der Ruf der Pflicht ihn hinbeſchied, und dieſer Ruf wechſelte in einer Stunde oft mehrmals, da mußte er wachſam, thätig, nie müde, auf dem Platze ſein. Wie er in einer Nacht ermattet auf ſeine Streu ſank, warf ihm ein Vorübereilender ein Päckchen zu. Er las die Aufſchrift, küßte ſie — es ſchien ihm Franzens Hand zu ſein. Der Schlummer, die Ermüdung, der Schmerz waren wie mit einem Zauberſtabe von ſeiner Seele genommen. Er riß die Schnur ab, die das Päckchen zuſammenhielt. Jetzt erkannte er ſeinen Irrthum und ſank

schmerzlich enttäuscht auf's harte Lager zurück. „Er hat mich verlassen!“ stöhnte er; „ich verdiene nicht mehr zu leben!“ Die Briefe waren an Offiziere seiner Bekanntschaft gerichtet. Viele dieser armen Märtyrer hatten schon ausgelitten; der Gruß der Liebe sank auf Grabhügel.

Gedruckt bei C. Feister in Berlin.

Jena und Leipzig.

Novelle in zwei Theilen

von

A. v. Sternberg.

Zweiter Theil.

Berlin, 1844.

Buchhandlung des Berliner Lesecabinets.

Zweiter Theil.

Memel — Gotha.

(Franzen's Tagebuch.)

Den 15. — langte ich in Gotha an. Ich fand die Stadt ruhig. Napoleon hatte vom Herzogthum Beſitz genommen, den Herzog aber weiter nicht beunruhigt. Als ich auf's Schloß geführt wurde, um in geheimer Audienz den Auftrag, um deſſenwillen ich gekommen, auszurichten, fand ich einen Kreis von Damen um einen Tiſch ſitzend, der Herzog in ihrer Mitte und ihnen einen galanten Roman vorleſend. Kaum war ich eingetreten, als er aufſtand, mich am Arm nahm, in den anſtoßenden Saal führte, mir einen Kuß auf die Stirn hauchte und dann flüſternd ſagte: „Was giebt's? Bin ich noch Herzog? Erlaubt mir des Kaiſers Majeſtät das Kapitel eines Romans

zu Ende zu leſen? Soll ich jetzt gleich mit Ihnen fort, um Maire einer franzöſiſchen Provinz zu werden? Sprechen Sie!“ Während er ſo ſprach, zitterte jedes Löckchen ſeiner blonden Perrücke; aber keine Miene ſeines glatten Geſichts, das an regelmäßiger Schönheit an eine griechiſche Büſte erinnerte, zeigte Furcht oder auch nur Beſorgniß. Ich blickte ihn an; er konnte, wie ehemals ſchon, den Blick meiner Augen nicht vertragen und wandte blinzelnd die ſeinen abwärts; dann ſagte ich mit feſter Stimme: „Eure Durchlaucht haben nichts zu befürchten; ich komme von Ihren Freunden, nicht von Ihren Feinden.“ „Still!“ rief er und legte mir die Hand auf den Mund; „ich habe keinen beſſern Freund, als den Kaiſer von Frankreich.“ — Er ging, nachdem wir einige Worte noch gewechſelt, ins Zimmer zurück — ich folgte ihm. Die Lektüre ging ihren Gang fort. Ich wählte meinen Platz, vom

Bereich der Lampen entfernt, in einer dunklen Ecke des Zimmers; von da aus betrachtete ich mir den Kreis. Der Herzog lag auf einer Ottomanne, ein Bologneſer Hund zu ſeinen Füßen; ein anderer, von ſehr kleiner Sorte, ruhte in den Falten ſeines weiten Sammetmantels, den er um die Schulter geſchlagen hatte; ein etwas ungewöhnlicher Putz. Während er las, oder vielmehr die Zeilen abſang, ſpielten ſeine Finger mit den Ohren des Hündchens. Der Roman, den er las, war eine griechiſche Schäfer-Poeſie voll ſüßlicher Schilderungen. Die Damen um ihn herum ſpielten theils müßig mit dem Fächer, theils machten ſie ſich mit kleinen Stickereien zu thun. Eine große Frau von ſtolzen Formen und mit dunklen leidenſchaftlichen Augen, ließ ihre Blicke, ohne dabei den Kopf zu heben, ſuchend im Zimmer hin- und hergehen. Ein Page ſtand an der Thür und hielt in halbem Schlaf den

Kopf an den Goldleiſten der rothen Tapeten gelehnt. Der Schatten ſeines Kopfes und ein Theil ſeines runden, weichen Profils mit den im Schlaf geöffneten Lippen zeichnete ſich an der Wand ab. — Ach! Himmel! In dieſem Zimmer hatte ich einſt als Knabe geſtanden — unſelig, verzweifelnd, mit dem Sturm in meiner jungen Seele ringend. Ich war funfzehn Jahr alt, und mich dürſtete, in der Welt mich umzuſehen, etwas zu thun, zu leiden — was wußte ich. — Der Herzog wollte mich nicht frei laſſen; er widerſtand ſelbſt den Vorſtellungen und Bitten meines Vaters. An einem Nachmittage ſtand ich hier — in derſelben Ecke — wie heut — und lauſchte, daß die Thür des Kabinets dort ſich öffnete und der Offizier, der mit dem Schreiben des Vaters zum Herzog gegangen, wieder mit der Gewährung heraustrat. Er kam und brachte das „Nein.“ Ich zerriß den Fenſtervorhang, an dem

ich ſtand, und barg dann in die Fetzen meine Thränen, die die Wuth mir auspreßte. Als ich aufſchaute, fiel ein langer breiter Sonnenſtrahl voll und warm ins Zimmer; er ſtreifte die große Porzellanvaſe, die Ecke des Marmortiſches, und ſank dann auf die rothe Seidentapete, die wie eine Flamme davon emporwehte. Ich wandte mich ſchnell um, breitete die Arme aus ſehnſüchtig nach dem fernen Land, nach dem klaren weiten Himmel, und mein Herz drohte zu brechen. Jetzt ſteh' ich an derſelben Stelle — und mein Gelüſte iſt geſtillt! Welch eine große, bewegte Welt hat ſich mir gezeigt! Was hab' ich alles gehört, gefühlt, erfahren — und noch bin ich nicht einmal ins volle Mannesalter getreten; nur wenige Jahre liegen zwiſchen jenem tobenden Knaben-Ungeſtüm und der — getäuſchten Hoffnung des Jünglings.

Wie ruhig man hier Romane lieſ't, während die Welt in Trümmer geht! —

Am andern Morgen ließ mich der Herzog zu ſich kommen. Ich fand ihn in ſeidene Shawls gehüllt, mit entblößten Armen, die Spangen zierten, auf den Polſtern des Sopha's hingelehnt. Man wußte nicht, ob dies Weſen Frau oder Mann war. Er lud mich ein, nebem dem Sopha auf einem Stuhle Platz zu nehmen. Ich las ihm aus den neueſten Blättern des Moniteur vor. Plötzlich rief er, aus ſeinen Shawls ſich empor-wickelnd: „Mein Himmel, wie ennuyirt mich das! — Was geht mich das kleine Herzogthum Gotha an? Es macht mir nur Pein und Verdruß. Warum bin ich nicht in Griechenland geboren zu den Zeiten des Perikles? Warum ward ich nicht einer der Hirten aus Theocrit's Idyllen? Warum durfte ich nicht am Fuße des Ida meine Lämmer weiden und beim Tode eines Lieblingſchäfchens

bukoliſche Thränen weinen und ſie ſtrömen laſſen in die durchſichtige Welle des Bachs?“ —

Ich ließ ihn ausreden, dann las ich ruhig im Moniteur weiter.

Er warf ſich auf dem Sopha hin und her, indem er fieberhaft ſtöhnte; endlich ergriff er die Stirnlocke ſeiner Perrücke und zog ſie ſich über das Geſicht. In dieſer wunderlichen Vermummung blieb er ſitzen und gab kein Lebenszeichen von ſich. Indem ich ihn über mein Zeitungsblatt hinüber betrachtete, ſprach ich zu mir ſelbſt: „Ja wohl hätteſt Du nicht jetzt geboren werden ſollen, armer Sinnloſer! Dieſe Zeit iſt über Dich gekommen unverſehens, plötzlich, wie ein gewappneter Mann einen wehrloſen Schlummernden überfällt. Du ſaßeſt und ſchnitzteſt aus Marzipan kleine lüſterne Figürchen; da ging die Thür auf und der Held des Jahrhunderts ſtand vor Dir. Du und Napoleon! Welch ein Contraſt! Ein

Schäfer Theocrit's und ein Cäsar der Cäsaren! Die Zeit stellte einen Fürsten nach der alten Art, einem nach der neuen Art gegenüber, einen Fürsten, den sie selbst dazu gemacht. Der Purpur des Einen war der Widerschein der Begeisterungsglut auf den Wangen seiner Getreuen; der Purpur des Andern Schminke aus den Schminkdöschen der Hofdamen. Die Krone des Einen hatte ein kecker Soldat sich im Freudentaumel selbst auf's Haupt gestürzt; die Krone des Andern war von vergelbten Pergamenten ihm zugesprochen worden. Die Legitimität hatte nie einen schlimmeren Vertreter der Revolution gegenüber.

Während ich dieses dachte, spielte der Herzog mit seinen goldenen Armbändern, deren Steine er dem Licht zukehrte. Eine Spieluhr schlug elf, und gab dann weiche Flötenakkorde an. Ich kannte diese Uhr; sie hatte mir manche lästige, manche bange, manche jubelnde Jugendstunde an-

gekündigt. Das Vorzimmer füllte sich mit Offizieren und Höflingen, die zum „Lever“ kamen; ich entfloh und eilte in den Park hinab. Hier suchte ich die einfache Steinbank auf unterm Fliederbusch, wo ich zum erstenmal den Plato las.

Auf dieser selben Bank las ich auch — auf den Knieen im Grase liegend, das Buch vor mir, den Kopf auf beide Arme gestützt — den Homer. Glückliche — glückliche Stunden! — Wenn meine Seele im Kampfe mit den Helden Ilions erglühte, wenn ich mit den Götterlieblingen unter dem Himmel von Hellas verkehrt hatte, dann erwachte ich wie aus einem Taumel und sah in die stille lautlose Nacht hinein. Nahebei war die Todten-Insel, so genannt, weil der verstorbene Herzog dort sein Grab erwählt hatte; es rauschten die Bäume und über das dunkle Wasser flogen zuckende Scheine. Ein warmer Regen fiel nieder und alles um mich her war still und schwül

und künftige Geſchicke treibend. Damals drangen die erſten Thränen aus meinem Herzen wild und ungeſtüm hervor. Ich wußte mich nicht zu laſſen vor lauter Zukunftgrauſen und Zukunftluſt. Knieend, wie ich da lag, barg ich mein Geſicht in den Blättern des Buches und weinte. Dann ſprang ich auf, warf die Kleider von mir und ſtürzte mich in den See. Die nächtlichen Schlingpflanzen umflochten meine Arme; ich ſchwamm und brauſ'te in die Nacht hinaus. Das Waſſer wurde immer ſtiller und geheimnißvoller, je weiter ich kam; die Marmorbilder zeigten ihre geſpenſtiſchen Leiber nur verſtohlen aus der dichten Nacht der Gebüſche. Auch im Waſſer kein Bild, kein Stern — nur der warme tropfende Regen. Als ich ſo in der ſchwarzen lichtloſen Flut mich bewegte, war es mir, als ſänke ich tief und immer tiefer in die Nacht der Zeiten, und als müßte, wenn ich nun erwachte, eine fremde licht-

helle Welt um mich her siegprangend erstehen; aber es blieb Dunkel und Nacht.

Jetzt stand ich an demselben Ufer, und vor mir schaukelte sich das Bild meiner Jugend in den Wellen. Die Marmorbilder blickten herüber, die Grab-Insel ließ die grünen Schleier ihrer Trauerweidenstämme wehen. O ihr Tage! daß ihr niemals wiederkehret!

Ich ging auf's Schloß zurück. Französische Generäle waren angelangt und spielten die Herren an der Hoftafel des Herzogs. Am Abend war Ball. Man tanzte, man gab Charaden auf, man küßte und lachte. Die schöne, üppig gebaute Frau, die ich am Abend meiner Ankunft am Tisch während des Vorlesens hatte sitzen sehen, war heute, in Diamanten strahlend, die Königin des Festes. Ihre dunklen Augen übten eine sehr wohl bewußte Macht. Sie beehrte mich

mit ihrer Aufmerkſamkeit! Belle dame! Vergebne Mühe!

Endlich hab' ich meinen Abſchiedsbeſuch gemacht. Fort, von hier. Es wird mir gelingen, meinen König — wo er ſich auch jetzt aufhalten mag — zu finden. In ſeiner Nähe wird mein Herz ruhiger ſchlagen. Das Unglück iſt's, das ich aufſuche — die Freude und die Luſt iſt vergiftet! Es wird gemein, glücklich zu ſein. ———

Hier bin ich — kalter ſtarrer Winter um mich her — Schneefelder ohne Ende! Ein Land, wie es ſich die Hoffnungsloſigkeit, der bleiche, erkaltete Lebensmuth, das matt pulſirende Herz wünſcht.

Als ich die Nährung durchzog, den ſchmalen Landſtreifen, der das kuriſche Haff vom Meere trennt, eine gefahrvolle Straße, gedachte ich aus dem Leben hinaus in die Verbannung zu ziehen. Einöde umgab mich. Während die ermüdeten

Pferde die Postkalesche mühsam zogen, hörte ich in der Dämmerung das Gekreisch der Möwen und das dumpfe Heranrollen der Wogen. Die ungeheure Meereswüste rauschte und tos'te. Alles einsam, alles weltentfernt, alles in schauerliche Dämmerungspoesie getaucht. Ich kam mir wie ein Punkt vor in diesem unermeßlichen, schaurig bewegten Saale, wo die kräuselnden Wellen das Parquet bildeten, und riesige Nebel wie lang hinschleppende Gebilde dahinzogen, in Gruppen fern sich bewegten, als wandelten alte Königsbilder in diesem prächtigen Dome dahin. Es wurde immer dunkler und dunkler, und immer geheimnißvoller rauschte das Meer. Ach, was ist eines Menschen Dasein gegen dieses gepanzerte, stille, große Reich, das seit Jahrtausenden dasselbe war. Wir träumen, wir lieben, wir hassen, und siehe, eine sich auflösende Schneeflocke hat längeres Dasein; hier aber zogen in stillen

Nächten die Nebelkoloſſe vor undenklicher Zeit, ſo wie ſie jetzt ziehen.

O ſeht — da kommt der Mond! Wie geſpenſtiſch — rieſenhaft wild wird jetzt die Halle. Beim Klang des brauſenden Meeres, ein wilder Choral — bewegen ſich die Nebelgeiſter, und ein bleiches Mondesantlitz ſieht aus der Höhe auf ihren Tanz herab. Wie ſie wachſen — wie ſie ſteigen. Da flattert ein weiter Mantel — jetzt pauſcht er ſich immer höher auf und wird zum Segel — und nun zieht ein Rieſenſchiff daher — bewaffnete Helden der alten Edda am Bord. Willkommen, ihr ſchauervollen Sänger der Einöde! willkommen! Singt mir das Lied, das eines Mannes Thräne wegküßt von der Wange, ſtimmt an die Klänge, die den Unmuth beſiegen! — O, wie grauſig heult dieſer lang hingehaltene Ton! Sind darin die Schmerzen gehüllt, die einſt tapfere Herzen, beſſere, kühnere, als ſie jetzt

auf Erden ſchlagen — erfüllten? O, nicht dieſes Wimmern aus hoher Luft; es klingt wie das zitternde Athemholen der armen Hingeopferten, die hier fern von den Ihrigen, einſam und verlaſſen ſtarben, über deren Gebeinen das Meer dahinrollt. Horch! war es nicht wie eine Stimme, die da rief? Das unruhige Geklatſch und Getoſe der Wogen übertönt den Ruf. Doch jetzt wieder — wie abgebrochene Töne eines Liedes erſchallt's. Wer ſingt hier in Nacht und Einöde? Wer hat den Muth, die Stimme zu erheben, hier wo die Geiſter geſchiedner Zeiten beim zweifelhaften Schimmer des Mondlichts mit einander verkehren? Der Geſang tönt aus einer Hütte; die Wohnung eines armen Strandbewohners; am Schein des ſpärlichen Lämpchens ſitzt das Schifermädchen und beſſert die ſchadhaften Netze aus. Das Horn des Poſtillons ſchreckt ſie auf aus ihren Träumen. Ein Reiſender! ſo ſpät noch

bei Nacht! denkt ſie, und unſchlüſſig, ob ſie den Vater wecken ſoll, ſteht ſie da, und die Netze entfallen ihren Händen. Sie öffnet das niedrige Fenſter; der feuchte Meeresſturm bläſt wild in die Stube und zerrt die Flamme der Lampe zu einer langen glühenden Zunge aus. Das Mädchen ſchlägt das Tuch um den Hals feſter und ſich aus dem Fenſter biegend, ſieht ſie in die flimmernden Nebel hinaus. Noch einmal, und jetzt ganz nah ertönt das Poſthorn und dem ſpähenden Auge wird jetzt das tief im aufgewühlten Schnee und Sande arbeitende Fuhrwerk ſichtbar. Zu Hülfe! Vater, zu Hülfe! ruft ſie, ſich die naßkalte Wange haſtig trocknend, die Pferde können nicht weiter! Der arme Reiſende — wenn die Schneewolken ihn begraben! Wenn der Triebſand unter ſeinen Füßen einſinkt — wenn ihn die Wellen erreichen — wenn ihn die Oede begräbt! — Vater, Vater, zu Hülfe! —

Endlich iſt das Poſthaus erreicht! Das war ein Weg! Ich kann von Glück ſagen, daß ich ihn überſtanden. In dieſer Jahreszeit verunglückte mehr als ein Wagen, und verwegne Reiſende haben hier ihren Tod gefunden. Dieſe Nebelnächte ſind beſonders gefahrbringend, weil ſie mit ihrem flimmernden täuſchenden Scheine von der kaum merklichen Spur, die der Wagen, dicht an der Grenze der Gefahr an beiden Seiten, inne halten muß, verrätheriſch ableiten. Und dieſe Wolken Schnee's, die dahertreiben, und ins Antlitz fahrend, wie mit tauſend kleinen ſchneidenden Meſſerſpitzen es verwunden, das Auge zwingen ſich zu ſchließen und auf die Hände, die die Zügel halten, erſtarrend niederfallen, welche Pein!

Und dieſen Weg iſt der arme König gezogen — von Hoffnung, von Muth, von aller Lebensfreude aufgegeben! Wie entſetzlich eine ſolche

Straße für einen *solchen* Wanderer! Hinter ihm sein blühendes Reich — sein Erbe — das Land seiner Jugend — die stolze Krone, die der Ruhm ihm eroberte und ihm als köstliches Angebinde in die Wiege legte, die Erde, die so viele Sieger und Helden erzeugte — das Haus seiner Väter — alles, alles hinter ihm, die Beute des Siegers — und vor ihm — nichts als eine endlose Schneewüste, ein paar zerfallende Hütten, ein grauer nebelvoller Horizont — ein weites, grausenvolles, kaltes Grab!

O, wer diesen Weg wandelte — *den* haben die Götter geprüft.

Erträgt er die Prüfung, so ist er werth, unter der Männer Ersten zu stehen. —

Armer König! — Aber Du warst nicht ganz verlassen. Neben Dir saß das Weib Deiner Wahl, und an Deinem Wagen ritten Deine treuen Garden — diese Gestalten, so unerschüt-

terlich, ſo ſtark und ſo ſchweigend wie die Eisfelder umher; dieſe ehrlichen Geſichter, mit den treuen Augen, Dir zugewendet, und Dein Unglück im eignen Buſen qualvoll bewegend. So warſt Du nicht verlaſſen.

Wie königlich zieht der Siegeswagen dahin! Wie flattern im leichten Roſenflor der Morgenwolken die Stunden voran, blumenſtreuend auf den Pfad, den der Glückliche zieht. Stumme Völker, in Andacht gebeugt, ſehen ſtaunend auf den prunkenden Schein, der die Stirne des Imperators ſchmückt. Die Thore der Städte fliegen auf mit Geſang, die Burgen öffnen ſich und die Ebene erſchallt von Siegeshymnen. So zieht er hin, eine feurige Wolke, über den blauen ſchimmernden Spiegel des Meeres! — Wie anders der Beſiegte — der in Schmach und Dunkel Hinabgeſtoßene! Für ihn hat die bebende Zunge der Glocke keinen Schall, für ihn der feſtliche Saal

keinen Purpurſeſſel, für ihn die jubelnde Hymne keinen Gruß. Er wandelt einſam und geſchmäht der ewigen Nacht zu. Den Pfad, den er betritt, flieht jede Creatur; die Stürme brauſen über ſeinem Haupt, die Wüſte wirft Wellen auf, die ihn verſchlingen. Selbſt ſein Grab ſoll Niemand finden! —

O ſo komme Du, ſanfte Stimme eines Gottes, der da nicht Wohlgefallen hat am Sturze des ſterblichen Mannes, komm und lege ihm wie einen weichen flammenden Sonnenkuß den Troſt in die Seele — daß nicht ewig die Triumphe des Siegers dauern, daß die Sonne Tage der Vergeltung heranführen wird, daß einſt die Erde, die ihn jetzt verſchmäht und ausſtößt, bräutlich für ihn ſich putzen wird. Sage ihm, ſanfte Stimme, daß der Himmel ſeine Starken demüthigt, daß er ſie aber auch wieder aufrichtet und groß macht.

Sage dies, ſanfte Stimme, dem armen König, der ſo einſam dahinzieht in die fernſte letzte Stadt ſeines Reichs. — — —

Als ich Memel erreicht hatte und die Waffengefährten begrüßt, ging ich daran, mir hier eine bleibende Stätte einzurichten. Ich wollte nicht anders als hier in dieſer Einſamkeit und Weltferne die Erde mit ihrer Luſt, mit ihrem Schmerz vergeſſen. Eine Hütte ward gemiethet, die tief im Schnee begraben lag; hier — unterirdiſch — wohnen in einer Stube ein Kornet von den Gardes du Corps und ich verträglich und vertraulich zuſammen. Mein Schreibtiſch ſteht am Fenſter, von deſſen einer trüben Scheibe der Schnee ſtündlich weggekehrt werden muß, um das Tageslicht einzulaſſen. Ueber dem Fenſter liegt's noch Häuſer hoch. Es muß ordentlich ein Schacht, wie in einem Bergwerk, gegraben werden, um zu den Thüren und zu den Fenſtern unſerer Hütten zu

gelangen. Aber in dieſem Bergwerke findet der, der's ſucht, das reine Silber treuer Herzen. Nachts flimmert es ganz wunderſam aus den Schneebergen hervor; das ſind die Lichter, an denen wir Rouſſeau's nouvelle Heloise, oder Grecourt's Gedichte leſen. Fromm iſt keiner von uns; wir ſind alle trotzig wie Männer, die da fühlen, daß es ihnen ſchlechter geht, als ſie's nur irgendwie verdienen können. Das iſt auch Recht! Etwas vom Prometheus muß jeder ächte Mann in und an ſich haben. Schicken uns die Götter ſo ganz verruchtes Elend, wie ſie's uns geſchickt, ſo ſoll'n ſie auch das Weiße unſerer Zähne ſehen, die wir knirſchend ihnen nach oben weiſen.

O und die Größe dieſes Einen, dieſes Mächtigen! Und daß ich dieſen Einen achten, daß ich ihn verehren — o Gott, daß ich ihn lieben muß! Das iſt ſo recht eigentlich mein Privat-Unglück — mein eigener Hausjammer! das Entſetzen und

der bleiche Tod während meiner Gedanken am Tage und meiner Träume bei Nacht! —

Napoleon!

Ich kann an dieſen Namen kein beſchimpfendes Beiwort hängen, und das iſt eben die Qual, die ich leide. Könnt' ich's — o wie ſelig wäre ich dann! — Wie wäre die Erde von neuem mir geſchenkt — ich der Glücklichſte auf ihr! —

Oft ſteh' ich, und rufe dieſen Namen hinaus in die ewige Schneewüſte, in die finſtere Winternacht — ich möchte, daß er kalt und todt hinfiele, und daß ich ihn einmal aus der glühenden Bruſt dann los wäre — aber mein eigner Hauch erhält ihn lebendig. Mit dem eignen Blute muß ich nähren, was mein Tod iſt. Weh! der Qual!

Heute ſtanden wir mehrere beiſammen. Der Eine ſagte dies, der Andere jenes vom Kriege. Das Geſpräch war ziemlich einſilbig. „Ich bedauere den Verluſt meiner ſchönen Möbel,“ hub

der an, der das Gespräch angefangen, „es ist ein Sopha darunter, der mit dem schönsten goldgelben Damast überzogen ist. Die verdammten Hunde, wie werden sie ihn zurichten!“ „Und ich?“ entgegnete sein Nachbar, „meine Sammlung schöner Gewehre; vielleicht der besten in ganz Berlin, wo wird die hingerathen?“ — „Wohin?“ rief der Erste, „wahrscheinlich dahin, wo mein gelber Damast hingeräth.“ Er klopfte die Asche seiner Pfeife auf den Schnee aus und sah, wie die glimmenden Funken auf dem weißen Grunde brannten. Endlich rief ein junger Bursche, indem er auf den Boden stampfte: „Ha! wie hasse ich diesen Napoleon!“ — Ich flog an seinen Hals, drückte ihn heftig an mich und schrie ihm zu: „Lieber, lehre mich das!“ — Sie sahen mich an und Keiner wußte, was er dazu denken sollte.

Die Sonne bescheint die weiten Schneefelder. Die Erde ist weithin kalt, weiß und blendend.

Der Himmel blau. Es iſt Sonntag. Die Glocken in Memel tönen. Ich ſtehe hier auf freiem Felde, richte mein Antlitz gegen Himmel und habe meine Andacht für mich.

Ein kurzer Wintertag iſt wieder zu Ende. Es iſt grimmig kalt. Ein froſtiges Roth ſteht im Weſten, es geht in Violet über und nun in ein kaltes blau, die Nacht kommt — tauſend und aber tauſend Sterne blitzen. Der Himmel iſt kriſtalliſirt und blitzt mit Millionen ſcharfen Lichtkanten. Nichts hemmt den Blick, er kann die ganze Wölbung überſchauen, auf dem Silberpflaſter der Milchſtraße dahin eilen. Es klingt der Schnee, die fernen Schritte eines einſamen Wanderers werden durch die Stille gehört. So iſt's mir recht! Unter dem Sternenhimmel allein — allein mit dem Groll und dem Schmerz in meinem Buſen. — Ich höre meinen Namen rufen; es iſt der Kornet. Er kommt im Mantel ge-

hüllt, eilig und frierend, um mir zu ſagen, daß die Kameraden Punſch gemacht haben, daß es in der Hütte ganz wunderherrlich ſei und daß man luſtig ſein wolle. Und flüſternd ſetzt er hinzu: „Punſch und Mädchen!“ — Er geht und bald darauf ſah ich einen leichten Schlitten daher fahren, mit Silbergeläut durch die Nacht tönend. Gelächter und Geſang erſchallt; die bunten Federn an zwei Frauenhüten wehen im Winde, hinterdrein zwei Diener mit Fackeln, an der Hütte hält der Zug. Die Mädchen ſteigen aus, der Schlitten und die Fackeln verlieren ſich — die ernſte, ſtille, große, heilige Nacht tritt wieder in ihre Rechte. Die kleinen verkrüppelten Tannen zu meinen Füßen ſtehen unter ihrer dicken Schneelage ſtill; es birgt ſich kein Vogel unter ihren Zweigen; die weite Erde iſt ausgeſtorben; ſie iſt ein weiter blitzender funkelnder Todtenſaal geworden. — Wie ich mich der Hütte nähere, höre

ich innen tanzen — in einem Raum von kaum fünf Schritten im Quadrat, die Dorfmuſikanten ſpielen auf. Geſang, Geſchrei, Staub, Qualm, Hitze wirbelt durch das offen gelaſſene Fenſter in die Höhe. Ich ſteige hinab, um einen Streit zu ſchlichten. — — —

Die Gräfin Hatzfeld hat knieend um das Leben ihres Gemahls gebeten, ſo lauten die Nachrichten aus Berlin. Die Kameraden ſind außer ſich — eine Reichsgräfin, auf dem Pflaſter von Berlin hingeworfen, zu den Füßen eines kleinen Edelmannes aus Corſica, eines Glücksritters, eines Beutemachers! — Entſetzlich! — Ja wohl entſetzlich! und noch viel entſetzlicher, daß er uns Männern den Fuß auf den Nacken ſetzt. Aber das alles reicht immer noch nicht an mein Privat-Elend heran. Noch lange nicht! — Das könnt Ihr mir glauben.

Ich machte heute mit einigen Kameraden einen

Streifzug nach Königsberg. Kant's Haus beſah ich mir. Man zeigte mir den Baumgang, in welchem er täglich ſpazierte, immer um dieſelbe Stunde, es mochte ein Wetter ſein, welches es wollte. Dann kam er nach Haus, fand ſeinen alten Diener, der ihn erwartete; am Abend machte er eine Spielparthie. So einen Tag wie den andern. Nichts ereignete ſich äußerlich in dieſes Mannes Leben, alles wurde inwendige Bewegung. Was draußen in der Welt ſich begab, er wollte es nicht wiſſen; ihm war Perikles eben ſo nah und gegenwärtig wie Friedrich der Große; die Gegenwart hatte für ihn ihr Intereſſe und ihren Reiz verloren, da er nicht mit ihr in unmittelbare Berührung kam. Die fertig gewordene Gedankenarbeit ſonderte ſich ſtill ab von dem weiter fortſpinnenden Geiſte und wurde niedergelegt in ein Buch — dann wieder in eins — dann in noch zwei — plötzlich hörte die ſtille Arbeit auf, des

Geiſtes Haus war zuſammengeſtürzt, das körperliche Weſen, das ſich Immanuel Kant nannte, lag auf der Bahre — der Geiſt, dieſer rüſtige, kräftige Arbeiter, ſuchte ſich eine andere Hütte. Forſcht einmal nach, ihr Prieſter der Geheimlehre — welcher von unſern großen Genien wurde in Kant's Sterbeſtunde zur Welt gefördert? da findet ihr den ſtillen Gedankenſpinner vielleicht in einem wunderlichen neuen Hauſe, wo ihr ihn in ſeiner neuen Einrichtung gar nicht wieder erkennt; vielleicht gar in einem ſchönen Frauenkörper! O die Seele eines Philoſophen iſt jeder ſpitzbübiſchen Myſtifikation fähig. Denkt, wenn das kalte, gebieteriſche, philoſophiſche „Ich“ im weichen lüſternen Blut- und Nervenglühenden Buſen einer Julia zittert, von der ſchönen Stirn einer Petrarca'ſchen Laura niederblitzt? Welch ein Contraſt!

Ob ich zur Fahne der Philoſophie ſchwören

möchte? — Nein! Mir gefällt die Welt der Leidenschaft. Die Philosophie bespöttelt, die Religion verdammt die Leidenschaft, ich aber verehre sie glühend. Was ist mir der größte, der gewaltigste Gedanke, wenn er nicht That werden kann, wenn ich ihn nicht zur That machen kann. Ich weiß, daß Deutschland einen Vorrath großer und schöner Ideen hegt; Jahrhunderte haben an der Vergrößerung dieses Schatzes gearbeitet, aber es sind kostbare Priestergewänder, die nie auf den Leib eines lebenden Mannes gekommen, die immer nur vorgezeigt, nicht angelegt worden. Versuch' es Einer und laß einen solchen Diamant- und Perlengestickten Talar auf der nackten Brust ruhen, über einem stürmisch und heiß arbeitenden Herzen, und mit diesem Talar geschmückt flattere er hinaus und stürme in das Gefecht des Tages, in den Kampf der Völker und zeige sich als Priester und Held! Wie wird die edle Glut der

Edelsteine blitzen in der heißen Sonne des Tages, wie süß flimmern werden der Perlen jungfräuliche Blüthen im Glanz der Mondnacht! — Aber es bleibt alles im Kirchenschrank. — Das Gezücht der Motten wandelt darauf hin und her, vor Unmuth erblindet der helle Schmuck! — Deutschlands Einheit und Gemeinsinn ist auch so ein schönes versteckt gehaltenes Priestergewand! — Wüßte man's zu finden und zöge es jetzt gerade Einer an, er müßte Wunder thun; — aber so sind wir geknechtet und warten der Lakaien-Livrée, die uns die Hand des Sieges zuwerfen wird. — Ach, ich komme immer auf meine Pein, mein Elend zurück! —

Die Hauptgegenstände für die philosphische Forschung sind: Ursprung und Bestimmung des Menschen; sein Verhältniß zum Schöpfer. Auf wie mühsamen Wege wandelt der Geist! Er begiebt sich in das Dunkel der Jahrhunderte, und die ganze Beute,

die er heimbringt, iſt eine Frucht, golden bemalt von außen, vergiftet von innen. Er wirft ſchaudernd die Frucht weg, da er ſie aufgebrochen, und geht von neuem ſuchen. Er ſieht der goldnen Früchte viele, allein er rührt ſie nicht mehr an, denn „der Zweifel“ iſt in ſeiner Seele. Es wird Abend, die Nacht droht einzubrechen — er ſucht noch immer. Wie haſtig, wie übereilt, wie blind hin- und hertaſtend ſucht er jetzt. Umſonſt! die Nacht iſt kommen; er muß heim und bringt nichts mit als eine verzweifelnde Seele und einen zerrütteten Körper. Um ſein Sterbelager ſtehen Menſchen, die ſeinen Schmerz nicht verſtehen, ſein innerſtes Weh nicht begreifen. Eine Mutter ruft ihn zu: „Mir ſtarb der Sohn; ich begreife Deinen Schmerz.“ Der Sterbende lächelt: „Du begreifſt ihn nicht; was iſt mir der Tod eines Menſchen? meinen Vater hatte ich in den Wellen umkommen ſehen, ohne eine Hand zu

rühren.“ — Der Handelsherr tritt hinzu und ruft: „Ich verlor an einem Tage die reichste Habe und wurde Bettler; ich verstehe Deinen Schmerz.“ Der Sterbende lächelt: „Du verstehst ihn nicht. Was ist mir Hab' und Gut? Ich will mit eigener Hand mein Haus anzünden, ohne daß dessen Verlust mir auch nur einen neugierigen Blick nach der Brandstätte kostete.“ Der Edelmann ruft: „Mir raubte ein nichtswürdiger Verläumder die Ehre und den Glanz eines unangefochtenen Namens vor der Welt; ich begreife Deinen Schmerz,“ doch auch ihm erwiederte der Sterbende: „Du begreifst ihn nicht; denn Ehre und Ruhm vor der Welt sind gerade die bunten Harlekinslappen am Kleide der Menschheit, die ich am verachtendsten von mir werfe.“ „So werde ich Dein Weh' verstehen,“ ruft der Krieger; „das Vaterland seufzt unter fremder Despotengewalt, und wir, die Söhne desselben, müssen schaudernd

und in stillem Ingrimm thatenlos zusehen.“ „Auch Du begreifst meinen Schmerz nicht,“ ruft der Weise — „was geht mich Dein Vaterland an? Ich habe selber keines und will keines haben.“ — „So gehörst Du nicht zur Menschheit!“ rufen Alle empört, „denn unsre Schmerzen sind die tiefsten, die heiligsten der Menschenbrust!“ — „Ich lache über sie,“ murmelt der Sterbende mit Hohn, „es sind die Schmerzen eines Kindes — ich, ich allein kenne den wahren, den ewigen, den Schmerz der Schmerzen, er besteht in der kleinen Frage: Warum? — Er wendet sich und stirbt unter Krämpfen! So war der Tod eines Spinoza.

Und diese blutdürstige, gierige Frage: „warum?“ schlüpft von der welken Lippe des Sterbenden auf die frische, gesunde der Jugend, um sie nach Jahresfrist eben so welk, eben so sterbend zu machen. Aber es giebt auch eine Phi-

loſophie, die dieſe Vampyriſche Frage beantwortet, die ſich abzufinden weiß mit dem Zweifel und die ſich lächelnd an die üppige Tafel des Lebens ſetzt, in allen Genüſſen ſich berauſchend. So die philoſophiſche Muſe Voltaire's, dieſe kleine geſchminkte Ballettänzerin, die lachend den Eiertanz zwiſchen den hingeſtellten uralten Zweifeln der Menſchheit hintanzt. — Und warum nicht? Da wir einmal nichts wiſſen ſollen, nichts wiſſen können, warum nicht lachend in unſer Schickſal ſich ergeben? Giebt es einen Gott, kann er uns dafür ſtrafen, daß wir nicht gefunden haben, was er nicht wollte, daß wir's finden ſollten?

Aber, wird man mir ſagen, die Philoſophie tritt als Ordnerin und Leiterin auf. Sie lehrt, im Unglück Standhaftigkeit und Ruhe zeigen. Sie zeitigt die Frucht des Ehrgeizes zu einer milden, beſonnenen Thatkraft, ſie verſchafft der

Thräne des tiefſten Schmerzes die Weihe edler und männlicher Entſagung! — Allerdings; allein wodurch wirkt ſie dieſe Wunder? — Indem ſie die Größe der Motive niederdrückt, indem ſie die Gegenſtände vor uns mit fahlem Grau überzieht. Der leidenſchaftlichen Seele iſt aber alles geraubt, wenn man ihr die Größe der Welt raubt. Sie will den kühnen Egoismus nicht, der alles um ſich klein macht, um nur ſelbſt die einzige Größe zu ſein. Wie herrlich iſt's, in Liebe vor einem Menſchen ſich zu beugen — wie herrlich iſt's, in Haß einem großen Menſchen kämpfend gegenüberſtehen! — Wie hab' ich gejauchzt, als ich durch tiefſte Demüthigung mir den Freund erwarb, wie flamme ich und zittere in Grimm und Entzücken, daß ich — o lieber Himmel, ich weiß nicht, ob ich das Wort niederſchreiben ſoll! — einſt Napoleon, Auge im Auge, im Kampf

gegenüberstehe! Ich bin zum Philosophen verdorben.

Alle Hoffnung schwindet. Immer neue demüthigende Nachrichten, immer neue Triumphe des Siegers! So sei es denn! Das Schrecklichste, ein ruhmloses Grab in dieser Zeit des Ruhmes ist für uns — für dieses Häuflein von Verbannten — bereitet. Erschließe dich, du kalter Schooß der Erde — nimm uns auf. Ein Herz voll Jugend und Kühnheit erlischt unter diesem ewigen Schnee. So mag es dem Gläubigen zu Muthe gewesen sein, als er die letzten Tempel der Götter stürzen sah, ihre geliebten und angebeteten Bilder in den Staub geworfen! Alles hin! Alles vorbei! — Ich geh' durch die dunkle Winternacht dahin — ein Thauwind bläst und schüttelt die nassen schwarzen Aeste der Bäume, der Fluß treibt Aufwasser, am Himmel ziehen schwere lichtlose Wolken! O, werd' ich

Dich jemals wiederſehen — Stätte meiner Jugend, werd' ich je Dein Auge wieder ſchauen — Andreas, Geliebter? Iſt alles hin — mit dem Ruhm auch die Heimath und die Liebe? —

Heute kam der Adjutant des Königs, Graf S—, zu mir, ein edler Mann — er machte mir in männlicher Sprache, ſelbſt ergriffen und mit Faſſung kämpfend, Vorwürfe, daß ich mich ſo ausſchließe und abgeſondert halte. „Die Bürgerſchaft giebt dem König einen Feſtball heute,“ ſetzte er hinzu, „auf der Liſte ſteht Ihr Name bereits. Wir hoffen, daß Sie nicht wegbleiben.“ „Lieber S—,“ erwiederte ich ihm; „wahrlich, wir ſind beide treffliche Ballgäſte.“ Er ſah zur Erde und ſagte dumpf: „Seit einem Monat hab' ich keine Nachricht von meinem armen Weibe. Ich verließ ſie krank — das beſte und treueſte Herz ſchlägt vielleicht nicht mehr.“ — Ich ſuchte ſein Auge, bis er's mir öffnete — der Strahl mei-

ner Seele ging in seine bekümmerte über. Wir drückten uns die Hände. „Wir wollen ausharren — Gott ist über uns!“ sagte er rasch. „Ja wohl,“ rief ich ebenso schnell — „Gott ist über uns! Er wird Ihre Frau gesund machen und mir wird er eine wohlthätige Kugel senden, die alles Weh' endet.“ Er blickte mich forschend an, dann gab er mir nochmals die Hand, und sagte mit fester Stimme: „Lassen Sie uns Freunde sein. Sie haben kein Weib, Sie haben nichts, was Sie persönlich bindet an's Vaterland und an die Vater-Erde und doch geht Ihnen unsere Schmach so tief zu Herzen. Lassen Sie uns Freunde sein!“ Ich nahm seine biedere Rechte an — aber Freund? — nein! der Name ist mir zu heilig. Er schien dies für Stolz zu nehmen und entfernte sich beleidigt.

Heute irrte ich tief in die Kiefernwaldung

hinein. Ich ſtand auf einem Plätzchen ſtill, wo die Welt zu ſchlummern ſchien. Auf den Fichtenzweigen lag hochaufgehäuft der Schnee — alles ſtill, dunkel, auch von keinem flüſternden Hauch des Lebens beſeelt. Meine Schritte im Schnee lagen wie die Schattenſpuren eines Dämons, der mir nachgeſchlichen gekommen. Ein matter Schimmer, das Schneelicht, erleuchtete den Raum, doch nur ſoviel, daß ich die nächſten Stämme unterſchied — undurchdringliches Dunkel hüllte die Tiefe des Gehölzes ein. Ich hatte eine ſcharfgeladene Piſtole bei mir und zog ſie aus dem Buſen. Alles, was die Menſchenbruſt an Pein empfinden kann, lag in dieſem Moment bergehoch auf mir. Ich blickte die Piſtole an, das Metall des Laufs ſchimmerte bläulich. Die großen, ungeſtümen Geiſter meiner Träume gingen in dieſer ſchauerlichen Stille an mir vorüber,

ſie forderten mich auf die That zu vollbringen, vor der die Seele des Erſchoſſenen ſchaudert. Stirb! riefen ſie, da das Leben werthlos und ſchaal geworden, da keiner der Unſterblichen Dir Wort gehalten. Stirb! denn nur ſo geht noch künftige Schmach an Dir vorüber. Die Jugend, die Freundſchaft und das Leben zuckten in mir auf, aber auf Sekunden vibrirte der Nerv, dann lähmte ihn wieder die kalte ſtarre Oede in meinem Geiſte. Es fiel der Schnee von dem Zweige über mir; ich fuhr zuſammen, denn ich meinte eine Hand zu fühlen, die meine Schulter berührte. Im tiefen dämmernden Grunde glaubte ich den Schatten meines Vaters zu ſehen, in einen weiten dunklen Mantel gehüllt, den Blick ſtarr auf mich gerichtet. Ich wandte mich ab und drückte meine Stirn an den Baumſtamm. Da rief eine Stimme in mir Montaigne's herr-

lichen Spruch: „Es iſt die Rolle eines Feigen, nicht eines Tapfern, ſich in die Höhle eines ſteinernen Grabmals zu verkriechen, um den Streichen des Glückes auszuweichen! Der wahre Muth weicht nicht aus dem Wege, verändert nicht ſeinen Schritt, wenn das Ungewitter tobt und brauſet“ — und ich ſteckte die Piſtole wieder ein. Ein Gefühl der Schaam erfüllte mich. Als ich dem Dorfe mich wieder näherte, fand ich den Grafen S—, der unruhig und ſehr bewegt mir entgegentrat. Er ſah mich mit einem forſchenden Blick an, und ich — im Bewußtſein feig und elend geweſen zu ſein — konnte ſein Auge nicht ertragen. „Sie haben da etwas auf dem Rocke,“ ſagte er, und that, als klopfe er den Schnee herab, berührte aber den Griff der Piſtole, mich immer dabei ſcharf anſehend. O, ich war wie ein Kind zaghaft, innerlich geknickt und gebrochen, ich ſtand ihm gegenüber, die Blicke

niedergeſchlagen und am ganzen Leibe zitternd. Er ſagte nichts, aber ſeit dieſer Stunde beobachtet er mich, und wenn ich glaube allein zu ſein, ſeh' ich irgendwo einen dunklen Schatten mich umkreiſen, und das iſt er. — —

„Wenn den Napoleon nur Jemand meuchlings todtſchöſſe und uns und die Welt von dem Ungeheuer befreite!“ rief heute Einer. „Um alles in der Welt nicht!“ ſchrie ich. „Ich möchte ihn in Baumwolle einpacken, jedes Lüftchen, das ihm ſchaden könnte, von ihm fern halten.“ „Ei, warum?“ fragte Jener. „Weil,“ entgegnete ich, „dieſes Mannes Leben das Koſtbarſte iſt, das wir beſitzen. Er nahm uns die Ehre; von ihm allein können wir ſie wieder erhalten, und zwar kann dies nur geſchehen auf offenem Schlachtfeld, während Europa zuſchaut.“ — „Dahin wird's nie kommen!“ war der Einwurf. — „Gut, ſo herrſche

er und wir wollen ihm als Sklaven dienen unser Lebelang, und unsere Kinder sollen ihm dienen ihr Lebelang, und unsere Kindes-Kinder seinen Kindern."

Briefe.

Euphroſyne an Armide.

Womit ich mich beſchäftige? fragſt Du mich — nun, ich habe Bücher. Die Anzahl Helden und Weiſen, die einſt gelebt haben, und es kommt eine ziemliche Menge heraus, wenn wir ſie nur ſuchen wollen, muß mir den Inhalt meiner Tage hergeben. Mein Mann — der mich immer noch liebt, obgleich ich ſeiner völlig unwürdig bin — hat ſeine ererbte Bücherſammlung um einige neuere Werke, deren Titel ich ihm aufſchrieb, vermehrt, und dies einzig meinetwillen. Er ſelbſt lieſ't nichts. Er iſt noch von der herrlichen Gattung Männer, die nicht in Büchern zu ſuchen brauchen, was ſie im Leben leiſten ſollen. O, wie

ich ihn liebe, dieſen ehrwürdigen, ſchönen Greis! Wenn er ſo durch die Hallen ſeines Stammſchloſſes ſchreitet, ſo ſeh' ich Oſſian's Helden in ihm. Ich fliege auf ihn zu und werfe mich vor Liebe und Glück trunken an ſeine Bruſt. In dieſer Zeit der Buben und Feiglinge, welch ein Mann! Wenn wir die Abende beiſammen ſitzen im dunklen alten Familienſaal und er mir erzählt von den Tagen ſeines Ruhms, von den Schlachten, die Preußens Glück, Ruhm und Ehre gegründet haben, wie ſeh' ich an dem Blitzen ſeines Auges, daß ihm der alte Heldengeiſt der homeriſchen Männer zur Seite ſteht.

Ich liebe in dem Manne nur die That, denn in allem andern — iſt unſer Geſchlecht ihm unendlich überlegen. Philoſophiren, Grübeln, Kunſt und Wiſſenſchaft zerlegen, können wir auch — aber in die Welt hineinblitzen, kühn, gewaltig — das können wir nicht, und tauſendfach Schmach

über den Mann, der anſtatt ſich tapfer zu ſchlagen, am Spinnrade der Idee ſitzt und ein Leben hindurch feine Fäden zieht. Unſer philoſophiſches Jahrhundert hat bis jetzt ſolcher gelehrten Spinnerinnen und männlichen Webefrauen in Menge gezählt. Ganz Deutſchland war eine Spinnſtube. Aber ſtill mit ſolchen Sarkasmen, ſie ändern an der Sache nichts und ich liebe die Satyre nicht, weil ſie eine feige Seele vorausſetzt.

Es hat ſich ein junger Mann in unſerer Nachbarſchaft angekauft, der ſich angelegen ſein läßt, mir den Hof zu machen. Er denkt nach der beliebten, herkömmlichen Weiſe: eine junge Frau, ein alter Mann — da muß ſich etwas machen laſſen. Ich ſeh' es ſeinen dummen ſinnlichen Augen an, wenn er ſo ganz in dieſe Gauner-Philoſophie verſinkt; jedes ſeiner Worte iſt dann durchduftet von dem widerlichen Parfüm der Welt-Gemeinheit. Daß wir Frauen dies dulden müſ-

ſen! Aber da kommt mir meine kalte (kälter als kalt) Miene zu ſtatten. Ich verſinke in dem Augenblick, wo ich dergleichen an mir erleben muß, in einen wahren Abgrund von Alter; es iſt im Moment alles an mir fort, was an ein Weib, und noch dazu an ein junges Weib auch nur von ferne erinnert. Die Natur hat mir dieſes Talent verliehen und ich habe ſchon hübſch damit gewuchert. Man muß den Seelenſchauder deutlich auf dem Antlitz zu zeigen wiſſen; wozu ſind wir Frauen geborne Schauſpielerinnen, wenn dieſe Mimik nicht in unſerer Macht läge? Für gewöhnlich wenden wir ſie an, um zu verſtecken, was in uns vorgeht; aber ſie iſt eben ſo da, und muß uns zu Gebote ſtehen, wenn wir mit der ganzen Macht der Wahrheit ſchrecken, beleidigen und vernichten wollen.

Noch etwas Neues: ich überſetze Racine's Phädra. Mir iſt's darum zu thun, die ſchönen

Verſe möglichſt treu in unſere Sprache zu bringen. Ich las einige Stellen, wie ſie eben friſch von der Feder kamen, in unſerm Abend-tête-à-tête meinem Manne vor; er ſchlief dabei ein, und dieſe Kritik iſt in der That die einzig wahre und treffende für ſolch ein Unding von erlogener Leidenſchaftlichkeit. Anfangs befremdete mich etwas dieſer Schlaf — aber bei einigem Nachdenken, wie natürlich fand ich ihn. Ich umarmte den Schläfer, und als er erwachte und in ſeiner unendlich liebenswürdigen Weiſe einige Entſchuldigungen murmelte, ſagte ich lachend: Racine hat nie einen ſtrengeren, aber auch nie einen gerechteren Beurtheiler gefunden. Findeſt Du dieſen kleinen Zug ſeines Charakters nicht köſtlich? Er wollte mir kein tadelndes Wort ſagen, und den Dichter fand er nicht werth ſeiner Beachtung; dennoch hätte er mir Rede ſtehen müſſen, meine unbeſcheidenen Fragen hätten ihm keine Ruhe gelaſſen, wie alſo

da ſich mit guter Art aus der Schlinge ziehen — er ſchlummert ein. Jetzt mache ich meine Verſe allein, während mein Mann mit dem Nachbar ein Spielchen macht. Du ſollteſt mich ſehen in der dunklen gewölbten Gallerie, die zur Bibliothek dient, bei zwei Lichtern ſitzen und die Füße des Alexandriner's abzählen. Der Sturm brauſ't und ſchüttelt die Fenſter des alten Saals, doch um mich her iſt's ſtill, ſo ſtill, daß ich ein Mäuschen knuspern höre, das an der entgegengeſetzten Ecke ſich mit irgend einem alten gelehrten Herrn in Kalbslederband kritiſch beſchäftigt. Wenn ich zufällig aufblicke, hängt ein alter Schwedengeneral in Lebensgröße in dunklem Goldrahmen vor mir. Der Bediente, der mich in den Speiſeſaal hinunterruft, muß oft zwei, dreimal ſeine Stimme ertönen laſſen, und dann ſpringe ich auf, erfaſſe den ſchweren Armleuchter, alles in Haſt und Hitze, mit fliegenden Locken und arbeitendem Buſen

ſtürze ich durch die öden Säle, um bei einer dampfenden Schüſſel in Wein gekochter Semmelſchnitte niederzuſitzen. Der Himmel weiß, wie ich dann den Männern erſcheine, die in der vollſtändigſten Ruhe ſind und den ganzen Abend bei ja und nein in halbem Schlafe zugebracht haben.

Von den Begebenheiten in der Welt iſt nicht die Rede. Weder ich noch mein Mann wollen das Geringſte davon erfahren. Wir wiſſen, daß die Götter ausgezogen ſind und daß die Tempel leer ſtehen — wozu noch weiteres? Mein Mann hat keine phyſiſche, ich keine moraliſche Zukunft mehr. Darum iſt unſere Ehe auch ſo glücklich.

Armide an Euphroſyne.

Caſſel.

Mein Engel — alles, was Du mir ſchreibſt — iſt durch und durch unwahr, erkünſtelt, Selbſttäuſchung. Sei mir nicht böſe; Jede Andere

würde ſich haben blenden laſſen, ich nicht. Ich geh' unendlich — zum Erſchrecken — ehrlich mit dem Leben um, und ſo vergilt es mir Gleiches mit Gleichen. Was man „Illuſionen“ nennt, hab' ich nie gekannt. Ich will Dir ein Wort ins Ohr flüſtern: Du liebſt! — Ja, mein Kind — werde tauſendmal böſe, kündige mir immerhin Deine Freundſchaft — Du liebſt, ſag' ich; Du liebſt. Forderſt Du nun auch, daß ich Dir den Gegenſtand nenne? Nein, nein! Ich ſeh' Dich zuſammenfahren, und meine Hand mit der Feder krampfhaft faſſen. Gut, ich ſchweige. Ich kann artig und gehorſam ſein. Wir wollen kein Wort mehr hierüber wechſeln, wenn Du mich nicht geradezu dazu aufforderſt.

Ich lebe hier in Caſſel, (Du weißt, das neue Königreich iſt etablirt) — ein Leben, wie ich es wünſche. Mein Mann hat auf mein Verwenden eine Anſtellung bei Hofe erhalten, die ihm Geld-

ſummen giebt, das Einzige, wonach er begehrt. Er ſpielt hoch; gewinnt aber in der Regel. Unſer guter König thut ſein Möglichſtes, ſeinen Hof glänzend zu machen, und wenn nicht gerade gewiſſe Briefe aus Paris kommen, die kleine brüderliche Notabenes enthalten, ſo iſt er von einer ſtets roſenfarbenen Laune. Eine Anzahl Frauen gruppirt ſich ganz artig um ſeinen Thron; auch ich laſſe mich daſelbſt erblicken. Doch bin ich vorſichtig, mich nicht unnöthig hinzudrängen. In meinem Hauſe ſpiele ich die Aſpaſia. Mein Salon iſt griechiſch, mein Ameublement, meine Toilette — alles, alles aus den Zeiten des Perikles. Du ſollteſt mich ſitzen ſehen auf meinem antiken Sophaſtuhl, der, nebenbei geſagt, verzweifelt unbequem iſt, friſirt, drapirt à la grecque. Ein weißes faltiges Untergewand, mit einer feinen Goldborte gekantet, dann ein Ueberwurf von Purpur mit einem griechiſchen Muſter, ebenfalls

von Goldschnur eingefaßt, die Arme völlig entblößt, oben mit einem Armband, eine goldene antike Schlange darstellend, geziert. Das Haar ist in einen Knoten geschürzt, der minutiös nach der Büste der Agrippina gewunden ist, und meinem Kammermädchen ein Nagel an ihrem Sarge ist, denn das arme Ding quält sich, es dem französischen Haarkräusler gleich zu machen, was doch nie ganz gelingt. Dieser wundersame Haarknoten muß bei vielem andern Undarstellbaren, das er darstellt, auch jene fliegenden Locken wiedergeben, die da aussehen, als 'ginge man einem starken Windstoße entgegen. Es läßt sich dies nicht anders erreichen, als kleine Locken von Draht anzubringen, um die man dann das Haar wickelt und anheftet. Auf diese Weise hab' ich Damen nach der Mode einen Haarknoten sich erschaffen sehen, der einer wahnsinnigen Muse oder

beſſer noch einer mit dem Thyrſos umherſchwärmenden Bachantin zukäme.

Wenn ich in dieſer Art meinen Putz zu Stande gebracht habe, ſitze ich auf meinem goldnen Stuhl, das rechte Bein etwas vor auf einer niedrigen Fußbank geſtellt, und empfange Beſuche. Ehe ich mich deſſen verſehe, iſt Seine Majeſtät auch gegenwärtig. Es giebt einen komiſchen Streit. Ich verlaſſe graziös meinen Stuhl, will vorwärts, er drängt mich zurück; ich, in reizendem Ungeſtüm, will dies nicht leiden, er in chevaleresker Liebenswürdigkeit beharrt auf ſeinem Sinn. Ein Chor Bewunderer, wie bei der griechiſchen Tragödie, umgiebt uns und giebt ſeine Theilnahme, ſein Mitwirken bei dieſem Kampf zu erkennen. Endlich ſitze ich wieder auf meinem Stuhl und der König — zu meinen Füßen. Ja, zu meinen Füßen. Das kleine Tabouret, das für dieſen Zweck immer in der Nähe ſteht, iſt

mit großer Geſchicklichkeit zurecht gerückt, wenn der König Miene macht, zur Ruhe kommen zu wollen. Denn dieſe Gruppe bildet ſich nicht heute, o nein, ſo oft er kommt, ſpielt immer dieſelbe Scene, und endet immer auf dieſelbe Weiſe. Der gute König; all dieſe Leichtigkeit, dieſes „ſüße Durcheinander von Grazie und Geſchwätz“ will ihm nicht recht glücken. Plötzlich kommt ihm der Gedanke, daß er ſeiner Würde nichts vergeben dürfe, und dies giebt ſeinen Mienen einen Ausdruck von komiſcher Beſtürzung. Wäre er ein geborner Fürſt, ſo könnte er in dieſe Pein nie gerathen. Oft ſeh' ich ihn an und denke bei mir ſelbſt: Ach, mein Schatz, wie wäre es, wenn Du wieder hinter meinen Wagen aufſprängeſt, denn da iſt doch eigentlich Dein Platz! Wenn er mich verläßt, geht ein Laufen, Lärmen, Rauſchen und Toſen in meinen Vorgemächern an, als hätten ſich alle Stürme des Nordens dort

verfangen. Dann heißt's, „der König verläßt das Palais.“ Ich steige von meinem goldenen Stuhl herab und nehme ein kleines Frühstück ein. Nach einer Stunde kommt die zweite Toilette; der Wagen fährt vor und ich statte Besuche ab. Nachdem ich einige meiner alten Freundinnen, die häßlich wie die Katzen sind und unbeschreiblich seltsam in ihrem griechischen Putz aussehen, betrachtet habe, geht's zurück in mein Palais und die Toilette für den Mittag beginnt. Man bleibt lange bei der Tafel. Gegen eilf Uhr Abends versammelt sich der Hof; um drei Uhr liege ich endlich in meinem Bette. Hier hast Du den äußerlichen Inhalt meiner Tage — doch ich hab' noch etwas vergessen! meine Bäder. In einer sehr schönen Brongewanne sitzend, in einen Gageschleier gehüllt, empfang' ich — die Philosophen. Während ich in lauwarmem Wasser abbrühe, bemüht man sich, mir die philosophischen Systeme

von Pythagoras bis zu Fichte beizubringen. Es ist ein Summen, Rauschen, Klingen um meine Badewanne herum. Die Herren der Stoa gerathen in Streit mit den Anhängern des Epicur, ich, aus dem Wasser heraus, schlichte den Streit. Das ist sehr belustigend. Es ist Mode bei meinem Bade zu assistiren, und so hab' ich vor einigen Tagen auch den berühmten Historiographen der Schweiz bei mir gesehen. Glaube mir, diese Kunststückchen kosten Mühe; aber ich habe den Triumph, daß ich, die ich nicht mehr jung bin, schöne und junge Frauen unbeachtet sehe, weil sie mir diese modischen Possen nicht nachmachen können. Ich habe die schönsten Männer in meinem Salon, und hiermit ist alles erreicht, was ich wünsche. Du glaubst nicht, welch eine Invasion liebenswerther junger Franzosen diese Stadt überschwemmt. Ich dachte, man hätte in dem alten Frankreich alle hübschen Köpfe

abgeschlagen, allein ich sehe, es sind deren noch genug übrig geblieben.

(Einige Wochen später.)

Du forderst mich auf meine Philosophie über die Liebe und die Männer Dir vorzulegen; hier ist sie. Schon sehr früh hab' ich gemerkt, daß ich ein gewisses Etwas, das ich „Mystik des Herzens" nennen möchte, nicht besitze. Ich werde also von den Schwärmern und auch von Dir für flach erkannt. Das ist in der Ordnung. Doch wenn ich auch nicht aus einer „bodenlosen Tiefe" schöpfe, so hab' ich dagegen eine ganz hübsche Oberfläche, sonnenhell und blumensprießend, für mich. Als ich noch jung war, leitete mich ein glücklicher Instinkt der Freude zu; später hab' ich mir Grundsätze gemacht, die mir helfen sollen, dieselbe Richtung unausgesetzt beizubehalten. Meine Maxime ist kurz gefaßt, sie besteht in dem Gesetz: mich nicht beherrschen zu lassen. Ich em-

pfand, wie Du mein Liebchen, das Bedürfniß mich von der Herrschaft der Männer frei zu erhalten, aber ich gelangte zum Ziele, nicht indem ich mich den Männern entzog, sondern indem ich mich ihnen hingab. Versteh' mich recht: das Dogma der Liebe, wenn man es in seiner ganzen Strenge annimmt, legt uns Frauen einen strengen Cultus auf, der mit den frühesten Athemzügen anfängt und oft mit dem letzten erst schließt; das war nicht meine Sache. Die heroische Liebe, sie mag nun glücklich oder tragisch sein, ist mir ein wunderbarer Apparat, der wie der Heiligenschein der alten Märtyrer nur schlecht zu meinem Gesicht passen würde. Ich wollte frei und glücklich sein, und wollte genießen. Da ich die Heuchelei verabscheue, ging ich offen zu Werke. Du glaubst nicht, mein Kind, welche Reize die Erde hat, wenn man auf ihr zu leben weiß! Und die Männer! wie viel Vergnügen

gewähren sie, wenn man mit ihnen zu verkehren weiß, wie ich mit ihnen verkehre. Die Liebe ist ein geniales Mährchen, das immer neu erzählt wird; durch das Prisma der Sinnlichkeit fallen immer abwechselnde Farbenscheine. Nur nicht Gelehrsamkeit, Pedanterie und Prüderie in's Spiel gezogen, damit ist alles verdorben. Unsere Sitten sind schwerfällig; man muß über sie hinaus zu dichten verstehen, wie der ächte Dichter über die bestehenden Kunstformen hinaus dichtet. Was ist mit einem Leben voll Kälte und Regelmäßigkeit zu beginnen? Welch elender Trost, abgeschmackte Pflichten erfüllt und dafür die ächte, große Pflicht, Glück zu bringen und zu empfangen unter die Füße getreten zu haben. Man muß nicht glauben, daß jede Liebe geistreich und groß ist, aber jede Liebe ist eine andere. Der allergewöhnlichste Mann hat einen Moment, wo er sich bis zur Genialität emporschwingt, und

dies ist der Moment, wo er zum erstenmal einer Frau sagt, daß er sie liebe; und sagt er's mir, so hab' ich's mit einem genialen Mann zu thun. Den nächsten Moment darauf ist er's nicht mehr; da seh' ich ihn auch nicht mehr, da existirt er für sein ganzes übriges Leben, wo er prosaisch und langweilig ist, nicht mehr für mich. Wie entsetzlich wär's, zu fordern, daß ich einem solchen Gimpel treu sein solle, das heißt ihn auf seiner ganzen übrigen trostlosen Wanderschaft begleiten. Der Epicuräismus in der Liebe weiß auf ein Haar abzumessen, wo das Scheiden Gesetz wird; nur die unglücklichen Dilettanten schleppen den zerrissenen Festrock der Liebe noch lange in lächerlichen Fetzen hinter sich nach. Man giebt uns Frauen ein stärkeres, innigeres Gefühl in der Liebe zu, so wird man uns auch schärfere Sinne in Auffassung der äußeren Zeichen und Merkmale zugestehen. Schon dies ist ein artiges Spiel.

Einem schönen Auge mehr Glanz zu verleihen, die Röthe des Gefühls auf Lippen und Wangen hervorzurufen, die für uns erglühen. Ich gestehe frei, daß ich eine seltene und verführerische Schönheit da hervorzuzaubern gewußt habe, wo man es nie für möglich gehalten hatte, den Stumpfsinn und die Starrheit durch irgend ein Mittel zu vertreiben. Dies nenne ich „meine Bildsäulen beleben.“ Wenn ich nicht manchesmal ungebildeten Stoff zu bearbeiten hätte, würde mir die Schöpfer-Lust auch kein solch Vergnügen machen. Ich kenne Herzen, deren keusches Aufflammen ich mit keinem andern Bilde zu vergleichen weiß, als mit dem Kelch einer weißen Lilie, über die eine Flamme weht. Du schiltst mich oft, daß ich keinen Sinn für Poesie habe; allerdings für eure gemachte Bücherpoesie nicht; aber für die lebendige, wie sie farbenerglühend über ein schönes, sinnlich erregtes Antlitz fliegt, da

hab' ich welchen. Wie süß sind manche Augenblicke gewesen. Wie bezaubernd ist noch die Erinnerung an sie. Dies alles hab' ich meinem festen Grundsatze zu danken, jede Fessel von mir fern zu halten. Wie unselig wäre ich, wenn es mir begegnete, wirklich Einem treu zu sein. Dieser Eine würde mein Tyrann und würde alle seine Vorgänger an mir rächen. Das traurigste Ende ist Denen zubereitet, die keck diese Höhe erklimmen, aber sich oben nicht zu halten wissen. Doch sorge nicht, ich werde mich halten.

Euphrosyne an Armide.

Ach, Armide, welch ein unglückliches Geschöpf bin ich! Das Gebäude meines Stolzes und meiner Ruhe ist zertrümmert. Ich will Dir nichts weiter sagen, als daß ich mir selbst das Geständniß gemacht habe: daß ich liebe. Gestern war

dieſer fürchterliche Augenblick. Ich war lange halb im Traum, halb im Wachen umhergeirrt, nicht wiſſend, wohin ich mich bergen ſollte, mit einer unſäglichen Pein im Herzen, da, endlich ſtürzte ich auf die Kniee, ſchloß die Stirne in die eiskalten Hände, und mit hervorſtürzenden Thränen rief ich ſeinen Namen. Es iſt geſchehen. Der Zauber iſt gebrochen, der mich in meiner Starrheit zuſammenhielt; die Feſſel iſt von Hand und Fuß abgeſchüttelt. Was nun? Werd' ich wahnſinnig ſein, oder heißen? Ich kann meinen Mann nicht ſehen, die Geſichter, die mich für gewöhnlich umgeben, nicht ſehen. Ich eile mich einzuſchließen und — zu weinen! Dein Brief hat alle Flammen des Zornes in mir erregt; wie magſt Du zu einem Spielwerk Deiner Laune ein Geſchlecht erniedrigen, zu dem er gehört? Was ſoll ich mit dem Syſtem dieſer vornehmen Genußſucht — ich — ich liebe! Könnt'

ich Dir ſagen, was ich empfinde, welche Stürme durch mein Herz ziehen — Du würdeſt vor Entſetzen und Entzücken ſchaudern! O der albernen Vermummung! Da ſtelle ich mich, als haßte ich ihn, da treib' ich's ſo weit, ihn zu ſchmähen, ihn zu verfolgen — ja noch weiter ich entehre ihn und mich, indem ich einem Greiſe meine Hand reiche — und alles dies mit dem Wahnſinn der Liebe ſchon im Herzen! Kennſt Du, Armide, eine Strafe, die für ſo arge Heuchelei ſtark genug wäre? Doch jetzt — jetzt empfinde ich Qual und Pein.

Errette mich! Zeige mir Rath, Hülfe!

In meinen ſchlummerloſen Nächten ſitze ich auf meinem Lager und ſtarre in das endloſe Elend meiner Zukunft. O, wo findet eine Seele, die wie die meine ihr Köſtlichſtes hinwarf, Troſt und Erbarmen?

Seitdem ich den Schleier von meinem Her-

zen gerissen, ist die Vergangenheit grausenvoll lebendig vor meinen Blicken. Diese Bilder sind meine Qual und mein Entzücken; in allen tritt seine Gestalt siegend, vernichtend in den Vordgrund. Erinnere Dich, Armide, jenes Abends, als ich ihn zum erstenmal sah? Besinne Dich des Umstandes mit dem Bilde. Schon damals faßte mich der Dämon und zwang mich, diese traurige Heldenrolle vor ihm zu spielen, vor ihm, dem wahren Helden. Noch brennt der Strahl seines dunklen Auges, das er in Vorwurf und gleichsam erstaunt auf mich richtete, in meiner Seele. Welch' eine Wollust, den Zorn einer solchen Seele auf sich zu lenken. Ich triumphirte! Alles an mir war Liebe, in Haß maskirte Liebe. Ich hätte mich dem stolzen, schönen Mann an die Brust werfen mögen, und ich zog es vor ihn mit vergifteten Pfeilspitzen blutig zu ritzen. Später folgte ihm mein Blick, wo er ging und stand;

ſah er jedoch auf mich hin, ſo überzog eiſige Kälte meine Züge. Unglückſeliges Gaukelſpiel! Wer iſt nun gehöhnt, wer iſt nun zertreten? Ich hab's erreicht, er haßt mich und ich — bete ihn an.

Wo war Euer Aller Vernunft und Billigkeit, daß Ihr mir nicht ſchnell in die Rede fielet, als ich das Unglück des Heeres auf ſeine Schultern bürdete? Welch ein Wahnſinn! Konnte er, der Einzelne, anders als beſiegt werden und in ſeinem Grimm verbluten? Sein Verſtummen war ſo edel; es war keine Miene, keine Bewegung an ihm, die nicht den Mann, den Helden verrieth. Aber all mein Toben, mein Trotz, meine Spöttereien waren Leidenſchaft, verſtellte Glut. O, Armide, welch ein Herz ward mir in den Buſen gepflanzt!

Mit ungeübter Feder hab' ich verſucht, ſein Bild zu zeichnen. Die Umriſſe ſind richtig — aber nun die Seele, das Auge! O, die giebt

keine Künſtlerhand wieder. Dieſer Mund, ſo ſüß, ſo ſtolz, auf dem der Wahnſinn der Liebe in tauſend und aber tauſend Küſſen dahinlodern möchte. Armide! Armide! Ein Kuß von ihm! Aus dieſen Augen Feuer trinken, in einem langen ſinnlichen Strahl Lebensflammen trinken, während Lippe ſich auf Lippe preßt! Ich will nichts von dieſer Erde als nur die Minute Zeit, wo ich dieſen Kuß empfange und gebe. Still! Wie hat die ſchweigſame Nacht meinem Geheimniſſe Sprache verliehen? Wie kamen dieſe Worte auf's Papier, die ich unter ſo ſicherm Verſchluſſe wußte? Es hilft nichts: Ich bin Phädra. Zürnenden Göttern bin ich anheimgefallen; nicht mein Wille, nicht mein Bewußtſein leitet mich mehr, ein Werkzeug bin ich in der Hand der beleidigten Liebe.

Auf welchem Wege erhalte ich Nachricht von ihm? Ich muß welche haben. Ob ich noch weiter lebe, hängt lediglich von ihm ab. Sein bin ich

jetzt und immerdar; er mag mich von ſich ſtoßen, ich werde ſein bleiben. Weilt nicht ſein Genoſſe, der ſanfte junge Mann mit dem einnehmenden blauen Auge, Ihr nanntet ihn Walt, noch in Eurer Gegend? Und wenn auch er fort iſt, kannſt Du nicht erfahren, wohin er ſich gewendet? Dieſer Walt brachte ihm noch den letzten thörichten Beſcheid von mir. Ich ließ ſagen, daß ich mich glücklich fühle, daß mein Mann meine volle Liebe beſitze. Es ſollte das unwahre und heuchleriſche Geſtändniß der Fernen, Kalten, Theilnahmloſen ihn aufſtacheln und reizen. So tief war ich ſchon gefallen. Die Wahrheit hob ſich aus dem brechenden Herzen ſchon auf die Lippe und ich drängte ſie doch noch zurück. Hat dieſer Walt ſeinen Freund gefunden, hat er ihm mein Lügen-Geſtändniß gebracht? O, ich muß dies wiſſen. Armide, meine Theure, gieb mir Antwort, baldige, willkommene. In Caſſel wird man

Nachrichten von den Preußen haben. Fordere Deinen Mann auf, sein Möglichstes zu thun. Ich will Geld daran wenden; ich will theuer jeden Tropfen Balsam, der auf meine lechzende Zunge fällt, erkaufen. Nur Nachricht, Nachricht von ihm! Hier in der Einsamkeit eines alten Schlosses, in der fürchterlichen Pein dieser endlos langen Winterabende und Nächte bin ich meinem bösen Schicksal auf das Grausamste preisgegeben. Ich schließe mich Tagelang ein; die Stille um mich her — mordet mich! Der Anblick der Menschen ist mir aber auf gleiche Weise verhaßt! Wohin mich retten? —

Der Bote, der Dir dieses bringt, soll nicht früher heimkommen als mit einem Briefe von Dir. Vertraue ihm sicher. Nach unserer Gegend zu sind die Spione auch bis jetzt nicht thätig gewesen. Lebe wohl; bleibe Deinen Freunden treu.

Armide an Euphroſyne.

Mein Kind, Dein Brief hat mich erſchüttert. Kann man wohl ſo wunderlich ſchwärmen? Hier ſeh' ich alſo das Geſpenſt, vor deſſen Erſcheinen mir immer ſo ſehr gegraut. Aber nein! Du nicht; Du kannſt dieſer feigen, elenden Frauen-Krankheit nicht erliegen, Du nicht. Ich bitte Dich, ſtelle Dir die Sache einfach, alltäglich vor, ſo wie ſie iſt. Einen hübſchen jungen Mann anziehend gefunden zu haben, ihm meinetwegen ein lebhaftes Intereſſe geſpendet zu haben — iſt dies ſo ungewöhnlich? Weiter, meine ſtolze Euphroſyne, war es nichts. Nur die Einſamkeit läßt Dich ſo ſeltſam ſchwärmen. Racine und Dein altes Schloß haben Dich um Deine geſunden Sinne gebracht; Du willſt die Phädra ſpielen, da Du eben keine andere Rolle haſt. Oder willſt Du mich überreden, daß Du wirklich am gebrochenen Herzen ſterben willſt, ſo zärt-

lich und so unwahrscheinlich als irgend eine Jungfrau in der Ballade? Nein, mein Engel, jeder Thorheit bist Du fähig, nur dieser nicht. Wenn er hier in Cassel wäre, würde ich ihn Dir hinüberschicken, er sollte Dir den Hof machen, es sollte eine Intrigue werden, wie sie täglich hier unter meinen Augen gesponnen wird, da würdest Du bald sehen, daß Dein hoher Held auch nichts anderes ist, als ein gewöhnlicher Mann. Du kennst meine Philosophie, aber manchesmal, obgleich sehr selten, ist's mir doch auch geschehen, daß ich etwas wie Liebe, wie Achtung und Verehrung für einen Mann fühlte, aber da wußte ich's zu machen, daß ich ihn schwach und erbärmlich sah nnd dann — schnell war ich geheilt. Dieser Franz, trotz seiner kostbaren Außenseite ist nicht mehr und nicht minder ein Enkel Adam's, jenes dummen Mannes, der im Paradies Aepfel aß und später ein häßlicher Ackerbauer wurde, nicht mehr werth daß man sich die Mühe gab,

ihn zu verführen. Und dann, soll ich Dir etwas in's Ohr flüstern, worauf hin Dein Stolz sich empören und auf immer mit diamantnem Panzer Dich gegen jede Schwäche wahren wird? Er liebt Dich nicht! Es ist grausam, es zu sagen, aber es ist wahr. Er hat nie mit einer Miene verrathen, daß er Dir huldigte. Was willst Du nun also? O Kind, wie sehr beklage ich, daß ich Dir jenes Wort, das Dich aus Deinem Mondwandlerzustand erweckte, zugerufen; allein ich war, glaube mir das, eher auf den Einsturz des Himmels gefaßt, als auf eine solche Umwandlung in Dir.

Der junge Walt — fürwahr zu seiner Zeit ein ganz allerliebster Knabe — ist schon lange aus jener Gegend fort, wo wir zuletzt alle beisammen waren. Ein junges Geschöpf, das er verführt hat — (wer hätte ihm dies zugetraut!) war schon vor längerer Zeit bei mir, um Erkundigun-

gen nach ihrem Geliebten einzuziehen. Das arme Ding hatte jene trübſelige und doch in Liebe ſtarke Leidensmiene an ſich, die einen ſo tiefen Eindruck auf die Männer macht. Der meinige war ganz hin. Ich mußte ſie ohne Troſt fortſchicken, und ſie zieht nun mit einem alten Pächter, der dienſtlos geworden, dem Heere nach, um ihren Freund wieder einzufangen. Das Pfarrdorf, in dem ſie geboren, iſt verwüſtet und zu einem elenden Trümmerhaufen gemacht worden; der alte Vater geſtorben. Das iſt viel Unglück in Zeit von einem halben Jahre.

Du ſiehſt, daß ich keine Nachrichten geben kann, da ich ſelbſt keine habe. Mein Mann wird ſich Mühe geben; er geht in die Gegend von Halle; von dort aus kann er Erkundigungen einziehen. Mein nächſter Brief wird Dir melden, wenn etwas zu melden iſt. Gute Nacht, meine Theure; gute Nacht!

Euphroſyne an Armide.

Du biſt ſo leichtfertig, Armide; Deine Briefe ſind ſo frivol. Man muß ganz anders an mich ſchreiben; ich bin eine Geweihte des Himmels; der Schmerz hat mir ſeine Krone aufgeſetzt; ich führe ein wunderſames Seelenleben. Dies bedenke. In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen, ſo ſteht's geſchrieben; ſo ſag' ich, im Hauſe der Schmerzen ſind viele Wohnungen, ich aber bin in jenen düſtern Saal eingetreten, den große, herrliche Götterbilder in hohen Niſchen umſtehen. Um mich her, in Gruppen vertheilt, ſitzen jene Unſterblichen, die die Liebe tödtete und ewig leben machte. Ich kenne dieſe Frauen. Sie leben im Lied; ich kenne ihre Schmerzen, ſie ſind verklärt durch die Sänger. Durch den dunklen Raum dieſes Saals ſchwingen ſich Harfenklänge und eine Stimme ſingt wie aus weiter Ferne

jenes alte Mährchen, das sechstausend Jahre hindurch das Ohr der Lauscher mit Grauen und mit Entzücken füllte!

Was gehen mich die Armseligen an, die Du schilderst? Er ist nicht so. Zu einem ächten, wahren Manne gehört es, daß er sich von den Fesseln der Sinnlichkeit frei mache. Können wir ihn erst mit den tausend kleinen Schwachheiten der Kinderstube überwältigen, dann ist nichts mehr an ihm, dann ist er abgethan und beseitigt. Dieser Stolz gegen die Frauen ist das Köstlichste, was ein Mann besitzen kann. Wir müssen werben mit allen unseren Kräften, mit dem Edelsten und Besten, was wir haben, müssen wir werben um ihn. Erreichen wir seine Liebe blos, weil wir Frauen, nichts weiter, sind, so ist der Umgang mit Männern das Schmachvollste, was ich kenne. Gemein ist jede Liebe dann, und dem dürftigsten Erdgeiste unterworfen.

Du ſagſt, daß er mich nicht liebe — freilich nach Deinen Begriffen von der Liebe — liebt er mich nicht. Ich hab' ihn fortwährend beleidigt, ihn verwundet, wo ich nur irgend ihn verwundbar wußte; grauſam und peinigend bis zur Unnatur konnte ich ſein, war es wohl da möglich, daß er mir Liebe, nach dem Maaßſtabe, was Ihr Liebe nennt, zeigte? Aber mein innerſtes Weſen durſchauend und es dem ſeinigen ebenbürtig fühlend, das wäre bei ihm Liebe, und eine ſolche Liebe kann, werde, muß ich ihm eingeflößt haben. Wenn ich mich hierüber täuſchte, wie elend wäre ich da.

Die Leute in meinem Schloſſe ſehen mich für eine Nachtwandlerin an, weil ſie mich oft um Mitternacht, wenn der Mond lange Streiflichter wirft, in den weiten Sälen einſam umherwandelnd erblickt haben. In dem alten Ritterſaal hängt das Bild eines jungen ſchwediſchen Obriſten, das

seine Züge trägt. Der Mond beleuchtet gerade das bleiche, schöne Antlitz und ich glaube dann die dunklen Augen auf mich gerichtet zu sehen. Ich möchte dies Bild nicht aus dem Kreise seiner ehrenhaften Genossen entfernen, sonst tauschte ich es um gegen das Bild in der Bibliothek. Dort hätte ich ihn näher und ausschließend für mich, während ich nur bei Nachtzeit den alten Saal einsam finde.

Ob es Geistesgrüße giebt? Ob er empfindet in weiter Ferne, wenn ich hier vor seinem Bilde steh' und mit der ganzen Fülle meiner Seele in ihn mich versenke? Ach nein! Dies verworrene Leben trübt den Verkehr der Geister. Der stärkste Ruf der Sehnsucht erreicht nicht das Ohr, für das er bestimmt ist. So viel Gleichgültiges, Störendes, Mattes, Hinfälliges drängt sich dazwischen.

Ob ich seinen Besitz erstrebe? Nein. Er ist

ja mein. Ich möchte meine Verhältnisse, so wie sie jetzt bestehen, auch nicht aufgelöst wissen. Dieser gutmüthige, ehrwürdige Greis, mein Vater, nicht mein Gatte, stellt meinem innern Lebensdrange nichts entgegen. Ich habe das Maskenspiel einer ehelichen Zärtlichkeit, wie ich sie gegen ihn — er nie gegen mich — erheuchelte, aufgegeben, und nun ist unser Beisammenleben völlig ohne Interesse, aber auch völlig ohne Störung. Einen Mann, der mir als seinem angetrauten Weibe begegnen wollte, könnte ich morden. So aber bin ich frei — —

Ach, ich bin ein Kind! Ja wohl, ja wohl möchte ich ihn besitzen —! Kann eine Sehnsuchtsqual, wie die meine, wohl mit Schatten spielen? Nein! Nein! Ich will diesen Greis, dem ich durch eine Lüge mich verband, nicht mehr vor mir sehen. Ich will nicht. Zuwider ist mir alles, was sich zwischen ihn und mich stellt, und

dieſer Alte, ſo gefahrlos er iſt, doch iſt er mir in eine unangenehme unheimliche Nähe gerückt. Hinweg Mäßigung, Edelmuth, Dulden! Die Heftigkeit eines Herzens duldet keine Beſchränkung. Ich bin nicht gemacht, ein ſogenanntes edles Weſen darzuſtellen; es brennt und ſiedet etwas in meinem Gehirn, das mich vor mir ſelbſt erzittern macht. Armide — Dein feiges Abfinden mit dem Leben — kenne ich nicht! Ich will es nicht kennen. Mein Dämon ruft mir zu, daß nur kurze energiſche Jugendſtunden *mein* ſind, daß ich ſie nicht ungenützt verfliegen laſſen darf. Die Süßigkeit einer That, wenn auch einer teufliſchen — reizt mich. Alles, was ich ertragen und darum fordern kann, muß mein ſein; in einer kurzen ſchnellen Minute — mein! Dann folge meinethalben ſchnell darauf Nacht und Tod.

O, daß Du mich verſtehen könnteſt!

Wo ich hinſehe, ſchleppt ſich alles matt, gleich-

gültig nur mit halbem Leben hin — nur ich — nur ich hab' die Fülle. Unter einem prachtvollen Baum ſteh' ich — ein leiſes Schütteln — und es fallen mir die Früchte in den Schooß, berauſchende Früchte. Nur ein leiſer Gedanke an ihn, nur die Nennung ſeines Namens und ich bin in Traum und Wahnſinn verzückt. So beweglich ſchwankt der Balſam in der vollen Schaale. Wie eine Prieſterin von ihrem Gotte, ſo bin ich von ſeiner Seele beſeelt. Alles was ich bin, gehört ſein! —

Mein Mann verläßt mich auf einige Tage; eine nothwendige Geſchäftsreiſe muß abgethan werden. Die Einſamkeit wird mir wohl thun. Ich werde die einzige Bewohnerin dieſer hohen, dunklen, alterthümlichen Räume ſein. Schlöſſe mich ein mächtiger Zauberer hier ein, und ich wandelte in Ewigkeit in ſtillen Mondennächten hier umher — wie ſchön wäre das! Im Pallaſt

des Traumes die sehnsuchtkranke Liebe! — Dann aber giebt's wieder Augenblicke, wo ich dieselben Säle durcheile mit aufgelösetem Haar, in fliegendem Nachtkleide — den brennenden Schrei des Wahnsinns auf der Lippe. Was wird der Gott noch aus mir machen, der mich jetzt so schonungslos in seiner Gewalt hat? Und doch um keine Erdenfreude, sie heiße, wie sie wolle, möchte ich diesen blutigen Purpur des Schmerzes von meinen Schultern streifen. Ich fühle mich geweiht und gehoben. Dürfte ich diese Straße wandeln, wenn ich dem Anblick ihrer Schrecken und Schönheiten nicht gewachsen wäre? Sanfte Seelen werden bescheidne Pfade geführt. — —

Lebe wohl. —

Armide an Euphrosyne.

Nur wenige Zeilen, mein Engel. Ich reise nach Paris, um von Gérard mein Bild malen zu lassen. Du kennst seine meisterhafte Gruppe,

die er nach dem Roman der Frau von Staël gemalt „Corinna auf dem Cap Miſene“ gerade ſo wird auch mein Portrait aufgefaßt werden; nur nicht mit dem begeiſterten Blick gen Himmel; etwas menſchlicher, irdiſcher; ich hab' mit dem Himmel und der Poeſie gar wenig zu ſchaffen. Mein Blick wird zur Erde gerichtet ſein, und zwar auf einen hübſchen Sohn der Erde — auf den Grafen St. Charles, einen meiner neueſten Verehrer. Dein letzter Brief, meine Liebe, iſt mir etwas zu dithyrambiſch, ich hab' in meinem Diktionä keine Phraſen, die darauf paſſen; deshalb ſchweige ich. Von unſeren beiden Flüchtlingen hab' ich nichts gehört. Es ſind mörderiſche Schlachten vorgefallen; wer ſagt uns, ob unſere Freunde nicht ſchon unter Oſſian's Helden im Saal der nordiſchen Olympier wandeln?

Lebe glücklich; in wenigen Wochen bin ich wieder in Caſſel.

Die Schlacht von Eylau.

Die winterliche Landſchaft zeigte das düſtere Bild eines nebelvollen Abends. Dicke, formloſe Wolkenmaſſen durchzogen den Dom des Himmels, nur ſpärlich hier und da ein kaltes Roth durchſchimmern laſſend, das das Scheiden der Sonne verkündete. Der Thauwind, der ſeit einigen Stunden heftig dahertobte, hatte den Schnee von den Bäumen geſchüttelt und ihre ſchwarzen, nackten Aeſte, von Regentropfen beſchwert, ſchwankten jetzt in der feuchten Dämmerung. Ein kleines Dorf zeigte die Ruinen ſeiner Brandſtätte in ſchweigſamer Stille — im weiten Umkreis dieſer trüben Fläche erblickte das Auge nichts, was auf Leben deutete. Die ſchwarzen, in den

Schnee getretenen Wege, die sich vielfach kreuzten, waren von frischen Spuren nicht berührt: die Sorge, der Schrecken, der Kummer, die Raublust hatten diese Pfade gewandelt, doch sie alle waren verschwunden und hatten den Schauplatz ihrer Thätigkeit verödet hinter sich gelassen. Ein Baumgang von Weiden und Erlen leitete von einem Hügel herab in das Dorf; zwischen den schwarzen, vom Sturm bewegten Bäumen sah man auf der Höhe jetzt ein einsam wandelndes Paar erscheinen; ein ältlicher Mann und eine Frau. Wir gehen in der Reihefolge der Begebenheiten von dem Standpunkt an, den die obigen Briefe angeben, etwas zurück und führen den Leser zur Schlacht von Eylau. Der Wanderer, der den Hügel herabkommt, ist Bertram, ein Veteran, nachmals Pächter in der Nähe des Dorfes, wo der Vater Maria Anna's, Pfarrer war. Er hat bei der Plünderung seiner Geburtsstätte den

Wanderſtab ergriffen, um Verwandte aufzuſuchen, ſie um Hülfe anzuſprechen. Auf ſeinem Gange begleitet ihn die arme Tochter des Pfarrers, die, von dem Grabhügel ihres Vaters Abſchied nehmend, in die weite Welt zieht, den Geliebten aufzuſuchen. In jenen Tagen der Verwirrung, der Schrecken, des wildeſten Spiels des Ungefährs waren feſte Pläne, auf ausreichende Berichte und Nachrichten geſtützt, nicht zu faſſen. Mehr als eine Verlaſſene, mehr als ein trauerndes liebetreues Weib irrte umher und ſuchte auf den Schlachtfeldern unter dem Sichelſchlag des Todes den Mann ihres Herzens. Man ſah grauſenvolle Wiedererkennungsſcenen. Die Pfarrerstochter folgte einem unſichern Gerücht, das ihr ihres geliebten Andreas Gegenwart bei dem Heere der Verbündeten gemeldet hatte. Das Dorf, in welches wir ſie einpilgern ſehen, iſt Liebſtadt; ein Streifcorps aus der Avantgarde der Franzoſen

hatte es, wenige Tage vor der Ankunft der beiden Wanderer, geplündert und zerstört.

„Sollen wir noch weiter?“ fragte die erschöpfte Anna, indem sie sich an einen Baum lehnte und ihr Antlitz, das fieberhaft glühte, in die Hände verbarg. Bertram blickte seine Gefährtin an mit jenem Ausdruck wilder und stürmischer Theilnahme, die den rohen Zügen des Alten einen trotzigen, aber dabei nicht unschönen Ausdruck verlieh. „J ja doch!“ rief er — „weiter und immer weiter! Macht mir jetzt keine Possen! Sind wir einmal so nah der Teufelsschmiede, so laßt uns nur vollends eintreten. Halloh! aufgeschaut, Jungfer!“

„Ach, ich kann nicht!“ rief das arme Mädchen. „Nur ein Bissen Brods, nur ein Trunk Wasser!“

„Wird sich dort unten finden. Das Nest sieht zwar verdammt ausgeleert aus; aber so viel,

wie wir brauchen, werden die Schnapphähne schon noch nachgelassen haben. Also vorwärts!“

Die beiden Wanderer erschienen jetzt in den verödeten Straßen und betraten die wenigen, vom Brand verschont gebliebenen Häuser, deren Thüren offen standen. In einer dieser elenden Hütten glaubte Anna Schmerzenslaute zu hören, die aus einem niedrigen Holzverschlag, der an die Brandmauer des Hauses angelehnt war, hervortönten. Sie rief ihren Begleiter und Beide öffneten mit großer Anstrengung eine Art Fallthüre, die in eine dunkle Höhlung leitete. „Um Jesu willen! Kommt Ihr, mich zu berauben?“ — rief eine Stimme — „ich habe nichts mehr! Ich gab schon alles her, was ich hatte!“ Der Klang, mit dem diese Worte mehr geseufzt als gesprochen wurden, übte auf die Beiden, die am Eingang dieses schmutzigen ekelhaften Gefängnisses standen, einen schreckenvollen Eindruck. Sie sandten

beſchwichtigende Worte in die Höhle hinab, und es gelang ihnen, den Bewohner deſſelben endlich an's Tageslicht zu fördern. Es war ein Greis mit ehrwürdigen Zügen, von Kummer und Elend faſt aufgezehrt. Anna, die die Geſtalt ihres Vaters zu ſehen glaubte, wie er aus Nacht und Tod drohend zu ihr emporſtieg, ſchrie laut auf und taumelte zurück. Bertram half dem Unglücklichen vollends heraus und theilte ihm mit, in welcher friedvollen Abſicht ſie gekommen waren. „Dem Himmel ſei Dank!“ rief der Greis und faltete zum Dankgebet ſeine entfleiſchten Hände, „Ihr gehört alſo nicht zu den mörderiſchen Schaaren, die die Schmach und das Entſetzen in dieſe ruhige Gegend geführt haben! Ich ſeh' wieder Menſchen vor mir, denn jene, deren Bild noch vor meiner entſetzten Seele ſchwebt, waren nicht Menſchen, ſondern Teufel! O, führet mich zu der Leiche meines armen Kin-

des! Ich sah sie unter den Mißhandlungen dieser Barbaren ihren Geist aufgeben — führt mich zu ihren entseelten Ueberresten — damit ich Gott danke, daß er seinem Knecht so schwere Prüfung aufzulegen gewürdigt hat.“

„Alter!“ rief Bertram. „Wir wissen Dein Kind nicht zu finden; auch ist jetzt nicht Zeit, weder für Dich noch für uns, unthätig zu klagen. Es kommen Tage, wo es gestattet sein wird, das Bett für die Todten zu bereiten und auf dem grünen Hügel zu weinen. Jetzt aber drängt die Zeit. Sag, Alter, hast Du nicht einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln gerettet?“

„Ich sprach die Wahrheit dort aus dem Grabe heraus,“ entgegnete der Greis. „Sie haben mir alles genommen.“

„Hier ist Geld,“ rief Bertram.

„Treibe keinen Spott mit mir, indem Du mir den todten Mammon zeigst!“ sagte der Greis.

„Nie schätzte ich das Gold und jetzt verfluche ich es; denn es ist einer der wildesten höllischen Geister in ihm verkörpert, der seine Freude daran hat, Bruder gegen Bruder, Sohn gegen Vater aufzureizen. Wirf Dein Geld in die Winde, laß den Abgrund es begraben und die Tiefe es aufnehmen. Als glühende Tropfen wird es in den Flammenpfuhl zurücksinken, aus dem es gestiegen. O mein Kind! Hätten sie mir mein Geld geraubt, und Dich mir gelassen; ich wollte sie segnen! Führt mich zur Leiche meines Kindes! Seid barmherzig!“

„Kommt! kommt!“ rief Anna. „Ich führe Euch. Stützet Euch auf mich — mein Vater.“

„Ja, Du bist meine Tochter! So jung, so rührend in Miene und Gebährde war auch meine Verlorene.“

Anna führte den Unglücklichen aus der Hütte heraus wenige Schritte weiter auf einen kleinen

zerstörten Gartenplatz. Hier, halb versteckt unter einem Haufen dürren Laubes, lag der von Bajonetstichen durchbohrte Körper eines jungen Mädchens. Mit einem wilden Schrei fiel der Greis nieder; Anna wendete sich ab; der grausenvolle Anblick schnitt ihr durch's Herz. In hohlen Tönen rauschte der Thauwind durch den Busch und spielte mit den greisen Haaren des Armen, der sich auf das bleiche Antlitz seiner Tochter herabneigte, es mit seinen Küssen bedeckend.

Bertram's Stimme rief die Pfarrerstochter herbei. Sie verließ die rührende Gruppe und eilte auf die Straße, wo sie ihren Reisegefährten in einem lebhaften Gespräch mit einem großen derbgestalteten Weibe fand, das nach Art der Marketenderinnen ein kleines Fäßchen mit einem Bande über die Schulter hängen hatte und deren Kopfbekleidung eine alte Soldaten-

kappe ausmachte? „Ist dies das Jungferchen?“ rief sie, als Anna in der Gartenthür erschien, und auf ein bejahendes Kopfnicken Bertram's setzte sie mit roher, aber aufrichtiger Herzlichkeit hinzu: „Komm her, Kleine; Dein Begehren soll erfüllt werden. Laß mich nur machen.“ — „Und wie wollt Ihr's vollbringen?“ fragte Bertram. „Heute Morgen,“ fuhr die derbe Gestalt fort, „ist mir meine Lise mit dem Tambour unseres Corps davon gelaufen. Ich glaube nicht, daß man beide wieder einfängt, ich aber hab' eine Gehülfin nöthig, denn das Geschäft geht stark. Das Jüngferchen ist zwar nicht so kräftig geartet wie meine Lise, aber was thut's, geschieht ihr und mir ein Gefallen damit, so soll sie schon als Marketenderin mitziehen. Wir stellen dann Nachforschungen an; mein Mann kennt alle Offiziere beim Namen; ist der Schatz also über-

haupt bei der Armee zu finden, so soll er uns nicht entgehen. Da geb' ich meine Parole drauf.“

Anna's Furcht und Widerwillen wurden überwunden, als sie den tröstlichen Schluß der Rede der Marketenderin vernahm. Die Hoffnung, den Geliebten zu sehen, überwog jede Pein und Sorge. Sie erklärte sich willig, und wurde sogleich mit dem Nöthigsten zur äußern Ausstattung ihres neuen Berufs versehen. Bertram nahm Abschied, indem er versprach, nach Ablauf von wenigen Tagen in einem Städtchen, das er Annen und der Marketenderin genau bezeichnete, mit seiner Pflegebefohlenen wieder zusammenzutreffen. Von den Erfrischungen, die Anna erhielt, theilte sie dem armen unglücklichen Greise welche mit; wie gerne hätte sie für sein Unterkommen gesorgt, wenn ihr dies irgend möglich gewesen wäre, so aber mußte sie sich in eiligem Abschied von ihm trennen, denn die Marketenderin drang darauf,

ihren Weg fortzuſetzen. Auf dem kleinen niedrigen Karren, der beiden Frauen zum Reiſewagen diente, und den ein magerer Gaul zog, ging die Fahrt nur langſam vorwärts. Anna ſah hier mit Schrecken zum erſtenmal bewaffnete Reiterabtheilungen daherſprengen. Die Straße war, je näher ſie dem Standort der Armeen kamen, durch Munitionswagen geſperrt; die derbe Frau jedoch, die ſich hier in ihrem Element ſah, wußte überall Rath. Ihre Stimme hatte, trotz des Lärmens und Geſchreies rund umher, einen ehernen Klang, der kleine Karren machte ſich Platz, und gegen Abend des zweiten Tages langte Frau Berſy, ſo hieß die Marketenderin, in der ihr beſtimmten Abtheilung des Corps an, und wurde in die Bagagekolonne in die Reihe der aufgefahrenen Regimentswagen gewieſen.

Hier war nun vor Annen's Blicke die wilde, ungeheure, hin- und herfluthende Soldatenwelt

erschlossen; ein Anblick, der erschreckte, aber auch auf wundersame Weise die Seele mit den Vorstellungen eines unerhörten, noch nie dagewesenen, nahe herandrohenden Geschicks erfüllte. Diese unabsehbaren Lagerreihen, diese nicht endenden Kolonnen, deren helle Waffen in der Wintersonne blitzten, der Qualm und die Feuer des Bivouaks, der ferne und nahe Ruf der Gebietenden, die Reiterhaufen, die über die Ebene sprengten, und vor allen die bange Erwartung eines großen Tages, die unheimlich über dem Ganzen lagerte, machten ein Bild eigenthümlicher und erschütternder Art. Anna sah von ihrem Karren herab mit Zittern und Herzklopfen in diese bewaffnete Welt hinab. Weilte der, den sie suchte, in diesen stolzen Reihen? Verbarg er sein theures Antlitz hinter einem jener Zeltwände, aus dem der Klang einer Zither hervortönte? War er auf jenem Hügel zu finden,

auf welchem eine lebhafte Gruppe sich gestaltete und weiße Federbüsche weheten? oder war er vielleicht jener einsame Reiter, der in tiefe Gedanken, vielleicht Todesmahnungen, versenkt, sein Roß dem Lager zuwendete? Anna befragte schüchtern ihre Gefährtin um die besonderen Zeichen der Uniformen, und diese machte ihr bemerkbar, daß nur die Männer in blauen Röcken für sie ein Gegenstand der Aufmerksamkeit sein könnten, denn die in grünen seien Russen, und von denen habe sie nichts zu hoffen, aber auch nichts zu fürchten. Ueberhaupt, fügte sie hinzu, seien die Herren Soldaten gesittet und sie solle nur nicht denken, daß sie wirklich solche Teufel seien, wie es der alte wahnsinnige Mann im Dorfe gesagt. Anna versuchte sich bei dieser Versicherung zu beruhigen, allein es gelang ihr nur schlecht. Sie mußte in Verrichtung des übernommenen Geschäfts oft in einem dichten Haufen von Solda-

ten stehen, deren Späße und Artigkeiten ihr nicht wenig Pein und Verlegenheit verursachten. Sie stellte anfangs schüchtern Nachforschungen an, als sie aber merkte, zu welcher Quelle von rohen Anspielungen und derben Späßen diese Fragen unmittelbare Veranlassung gaben, schwieg sie und überließ diese Sorge ihrer Gefährtin, die sich derselben auf eine eindringlichere und wirksame Weise entledigte. Leider aber ohne günstigen Erfolg. Man erwartete noch ein fehlendes Corps; vielleicht war er dort zu finden. Wenigstens fand die Marketenderin für gut, diese Hoffnung festzuhalten, um ihrer jungen Gefährtin nicht allen Muth zu rauben.

Der Tag der Schlacht begann. Der Donner der Kanonen ließ seine tobenden, grollenden Klänge erschallen; der Choral des Todes spielte in dumpfen Akkorden zu den Wolken empor. Der Morgen war heftig kalt gewesen, jetzt, da die

Schlacht begann, fiel ein Schneegestöber, das in kurzer Zeit zu der Stärke eines Schneesturmes anwuchs. Die streitenden Kolonnen waren einander verhüllt, die Feuerschlünde spieen ihre todtbringende Ballen aus dichtem Nebel heraus; hierdurch kam Verwirrung in manche Gegend des Kampfplatzes. Anna's Führerin hatte die Weisung erhalten, sich hinter die jenseits eines Feldgrabens aufgestellte Wagenreihe zu begeben; sie verfehlte, dem Schneegestöber sich entgegen bewegend, ihren Weg und plötzlich befanden sich die beiden Frauen mitten im Feuer des Geschützes, ohne daß sie wußten, von wo eigentlich die Gefahr kam. Mehrere ebenfalls verirrte Führer von Bagagewagen gesellten sich zu ihnen, und das kleine Häuflein, in Angst und Entsetzen gestürzt, suchte einen Hügel hinab zu entkommen, doch gerade hier wuchs die Gefahr. Der Eine schrie: „Zurück! die Artillerie donnert vor uns!“

„Nein,“ rief der Andere. „Vorwärts! der Tod droht vom Rücken her.“ „Ach, mein Himmel!“ jammerte die Marketenderin — „wohin sind wir gerathen! Wer rettet uns! Treibt die Pferde an!“ Ihr Ruf verhallte, denn ein furchtbares Krachen, Brüllen, Donnern machte dicht in ihrer Nähe die Erde erbeben. Zugleich stürzte das Pferd vor dem Karren, von einer Kugel getroffen, andere sausten über den Köpfen der Verirrten dahin. „Werft Euch platt auf die Erde!“ schrie der Führer. „Und wer den Graben erreichen kann, springe hinein!“ — Diese Weisung wurde sogleich von der Marketenderin befolgt, die Anna mit sich zog. In der Vertiefung, vom Gebüsch verborgen, lagerten sich die zwei Frauen, in Todesangst erbebend, und nicht wagend, die Köpfe emporzurichten, um in dem Tumult um sie her forschende Blicke auf die nächste Umgebung zu thun. Anna's Geistesgegenwart kehrte

am früheſten wieder zurück. Der Gedanke, daß der Geliebte ſich in Gefahr befinde, daß er vielleicht in ihrer Nähe im todtbringenden Gefechte begriffen ſei, gab ihr Muth und ließ ſie ihre eigne Gefahr vergeſſen. Mit dem halben Leibe aus dem Graben hervorgebeugt, deſſen eine höhere Umgrenzung eine Art von Bruſtwehr bildete, hielt ſie ſich an das überhangende Geſträuch und ſtrengte ſich an, den Knäuel von Streitenden mit den Blicken zu entwirren, der ſich in der Nähe des Grabens tummelte. Ein entſetzenvoller Anblick bot ſich ihr. Eine franzöſiſche Kolonne rückte dem ruſſiſchen Kanonenfeuer entgegen. Die Geſtalten gewährten ein Bild des Schreckens. Es war nicht der Lärm und Tumult einer muthigen Schaar, nein, es waren bleiche, verzerrte, dem Tod geweihte Opfer, ihr Tritt nicht feſt, ſondern wie durch hohes Korn ſchlürfend, die Glieder gleichſam entfeſſelt, nur eben in den Gelenken hängend, aus den Geſich-

tern die Jugend und das Leben verbannt, mit tiefen Schatten und mit Furchen bedeckt, Schaum vor dem Munde und Todtenbläſſe auf den Wangen. Dieſer entſeelten Schaar, die wie ein Trupp Automaten vorrückte, ſpielte eine Schlachtmuſik auf, die nur zitternde, ſchrillende Laute angab, als hätte das Entſetzen ſelbſt den Klang der Inſtrumente erfaßt und ſeine Organe umgebildet. Die ſonſt freudigen und muthigen Töne der Trompete klangen wie von einem ſtöhnenden Athem beſeelt, wie ein Schrei des Wahnſinns, und das gellende Geklapper der Trommel hielt nur einen abgeriſſenen und oft ſich fieberhaft übereilenden Takt. Zu allem dieſem der Nerv des Schreckens, jener Ton, der mit keinem andern in der weiten Schöpfung etwas gemein hat, der die Seele des Hörers in Wahnſinn ſtürzt und den das Einſchlagen der Kugeln in die Menſchenmaſſe hervorbringt, wenn das Quetſchen und Zerreißen

der Körper, dieſes faſt lautloſe Arbeiten und Metzeln im Menſchenfleiſch beginnt. Dieſer Ton warf Anna in Ohnmacht nieder; ſie raffte ſich jedoch mit aller Anſtrengung ihrer Kräfte wieder auf und richtete das aus ſeiner Höhle getretene Auge in ſtarrem Entſetzen auf die Gruppen der in ihrem Blute ſich Wälzenden. Sie wagte ſich aus dem Graben heraus, und mitten von Kugeln umſauſ't, knieete ſie nieder, um einem Sterbenden in's brechende Auge zu blicken, ſeinen Kopf, der im Todeskampf ſich tief in den Schnee gewühlt hatte, aufzurichten. Sie glaubte Andreas erkannt zu haben — er war es nicht und mit einem dankenden Blick gen Himmel flog ſie in ihren Schlupfwinkel zurück. Das Schneegeſtöber hatte ſich verloren; die Heerhaufen rückten nunmehr geordneter gegen einander, und der Kampf zog ſich von der Seite des Grabens mehr in die Mitte der Ebene hinab. Die Marketenderin

ging, um ihr Eigenthum in Sicherheit zu bringen und nebenbei Beute zu machen. Sie bemächtigte sich der goldenen Kette und der Uhr eines Sterbenden und forderte Annen auf ein Gleiches zu thun. Die Pfarrerstochter schauderte vor diesem Ansinnen zurück. Sie verhüllte ihr Auge, um die gräßlich zerrissenen und verstümmelten Körper nicht zu sehen, doch ihr Fuß mußte sie berühren. Ein Geheul und Gewinsel zerriß die Luft. Ueber Leichen hinwegschreitend wollte sie eben ihrer Führerin, die unaufhaltsam vorwärts drängte, folgen, als ein herabsprengender preußischer Reiter ihre Aufmerksamkeit in dem Grade fesselte, daß sie wie erstarrt mitten in dem Schrecken stehen blieb. Dieser Reiter wurde von mehreren Franzosen verfolgt, und es begann ein Einzelkampf, der so hartnäckig, mit so viel Grimm und Wuth geführt wurde, daß er Bewunderung und Entsetzen zugleich einflößte. Anna erkannte,

daß der Verfolgte nicht der von ihr Geſuchte war, dennoch bewirkte eine ferne Aehnlichkeit mit den Zügen des Geliebten, daß ſie den lebhafteſten Antheil an dem Schickſal des Jünglings nahm. Er ſtürzte vom Pferde und ſchon konnte er als dem Tode verfallen gelten, als er ſich mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit vom Boden aufraffte und zu Fuß auf ſeine Gegner, die berittten waren, eindrang. Es gelang ihm, den Nächſten vom Pferde zu reißen und ihm in Fallen den Todesſtreich beizubringen. Die zwei Kameraden des Getödteten drangen nun mit verdoppelter Wuth auf ihn ein; es war entſetzlich zu ſehen, wie ihre Säbelklingen auf den faſt Wehrloſen niederblitzten, doch die Verzweiflung gab dem Gefährdeten Rieſenkräfte. Da ſeine Waffen ihm entwunden waren, brauchte er die Kraft ſeiner Arme und bohrte ſich mit Zähnen und den Nägeln ſeiner Hände in das Fleiſch der

Feinde. Er hängte sich an den Hals des Pferdes wie eine geschmeidige blutdürstige Tigerkatze und so bügelfest der Reiter auch war, er mußte herab, und auf dem Boden liegend, erlag er den Kniecestößen und dem Daumendruck des Wüthenden. Auf den Leichen seiner Ueberwundenen gestützt, kämpfte er jetzt mit seiner letzten Kraft gegen den dritten Feind. Dieser hatte sein Pferd freiwillig, vielleicht aus einem Gefühl der Schaam, dem schon Sinkenden gegenüber unwürdigen Vortheils sich bewußt zu sein, verlassen und stellte sich zum Todesstreich ausholend dem in Ohnmacht Hintaumelnden gegenüber. Das Blitzen der Waffen belebte die entfesselten Geister von neuem und band sie eng an die Befehle der Seele. Todesbleich, die Lippen mit Staub und Fieberschaum verklebt, die Augen wie zwei Feuerbrände in starrer Glut leuchtend, fuhr er mit einem gewaltigen Satz in die Höhe und schleuderte sich gleich-

ſam in die Arme ſeines Feindes. Er umfaßte ihn mit einer ſo grauſenvollen Energie, wie ein Raubthier ſeine Beute, und beide taumelten und ſtürzten und wälzten ſich in dem blutigen Moder des Bodens umher. Nichts gleicht dem Schrecken, den dieſe blaſſen, verzerrten Geſichter einflößten, halb zerriſſen und zerfleiſcht von den Händen des Gegners, ſo nahe an einander und bald von den Fäuſten zurückgedrängt, bald wieder feſt auf einander hinfallend, als wollten ſie durch einen verpeſteten Kuß, durch einen Kuß der Hölle ſich gegenſeitig tödten. Dabei rieſelte das Blut aus einer Menge Wunden und beſpülte mit den warmen Herzenswellen des Einen den von Todeskälte ſchon überzogenen Körper des Andern. Aber mechaniſch, obgleich faſt ſchon der Einwirkungen der Seele beraubt, wütheten noch die Glieder; es ſchien nur ein Körper zu ſein, der ſich zuckend dem Schlamm des Grabens zuwälzte. Endlich

siegte der heldenmüthige Jüngling; er hielt nur noch eine Leiche im Arm und diese gab er frei, sich selbst mühsam auf die Kniee richtend, um, aus seinen Wunden blutend, ohne Schmerzensschrei, aber mit einem Blick, worin die Todesstunde in ihrem tausendfachen Weh sich malte, nach Rettung umzuschauen. Anna wankte herbei. Sie brachte eine kleine Schaale mit Wein an die Lippen des Sterbenden. Sein brechendes Auge sah sie nicht, aber die Lippen sogen die dunkle Flut, dann stürzte er zusammen und — seine Seele war entflohen. Er hatte sein Tagewerk vollendet und hatte Ruhe jetzt. Anna breitete über das Antlitz ihr seidenes Tüchelchen und schlich dann betäubt, und durch die Schrecken, die sie angeschaut, wie im Gehirn zerrüttet, zu ihrer Schutzstätte zurück. Hier angelangt, sank sie nieder. Der kurze Wintertag neigte sich zu Ende. Der Donner des Geschützes dauerte fort, doch

ſchon, wie ein abziehendes Nachtwetter in Entfernung. Die blutigen Geſchicke des Tages hatten ſich erfüllt, die Erndte war gethan, doch Dunkel ſchwebte noch über dem Zünglein der Waage; der Sieg war, trotz dieſer Tauſende von Opfern, nicht entſchieden.

Der Nachthimmel mit ſeinen Sternen zog empor. Ein ungeheurer Dom wölbte ſich über dem Leichenfeld. Die Erde hatte einen Teppich erhalten von zuckenden verblutenden Herzen. Das Sterbegewinſel von Tauſenden von Todesbetten ſtieg in die klare Winternacht empor. Es wand ſich und krümmte ſich wie dunkles Gewürm auf der Erde; es bäumten ſich verſtümmelte Körper im Strahl des Sternenſchimmers. Grauſenvolle Stille über ein weites Feld hin, wo eben noch alle tobende Lärmſtimmen der Erde ſich zu einer infernaliſchen Hymne vereinigt hatten. — Anna, die die Zurückkunft der Marketenderin abzuwar-

ten versprochen hatte, die jedoch jetzt nicht länger in ihrem mit Schreckbildern umlagerten Versteck auszuharren vermochte, wollte sich eben anschicken, den Weg in's nahe Dorf ausfindig zu machen, als sie in geringer Entfernung den kleinen leuchtenden Stern einer Laterne auf sich zukommen sah. Sie hielt im Gange ein und bemerkte ein altes Mütterchen, in Pelze gehüllt, das von einem ebenfalls ältlichen Manne geleitet wurde. Das Paar kam nur langsam vorwärts, denn den beiden Alten schienen die Kräfte zu mangeln, sich durch das Leichenfeld hindurchzuarbeiten. Die kleine Laterne schwankte und wankte, bald verschwand das Lichtlein, bald tauchte es wieder auf, endlich kam es über den nächsten Hügel herüber und warf seine Strahlen, wie das suchende Auge der Liebe, ganz nah auf die Gruppen der Getödteten und Sterbenden. Anna wollte diesen Lichtschimmer benutzen, um noch einen letzten Blick auf das Antlitz des heldenmü-

thigen Jünglings zu werfen, deſſen Todesſtunde faſt auch die ihrige geworden war. Sie knieete nieder, enthüllte die erſtarrten Züge, die jetzt wunderbar einen Ausdruck von Ruhe und Frieden angenommen hatten, und war eben im Begriff, ſich mit einem ſchmerzensvollen Seufzer emporzurichten, als eine gellende Stimme rief: „Zurück! Zurück! Beraube ihn nicht! Es iſt mein Sohn!“ — Die beiden Alten ſtürzten zugleich herbei, Anna zog ſich zurück und ließ ihnen, von Ehrfurcht und Schmerz durchdrungen, den Platz am Herzen, auf das ſie einſt gegründetere Anſprüche hatten, als ſie. Es war rührend zu ſehen, wie das Mütterchen, ſich im Staub niederwerfend, die geliebten, jetzt ſo ſtarren Züge küßte, wie ſie ſie in ihren Thränen badete und ſie mit ihren Liebkoſungen überſchüttete. Der ältliche Mann hatte die Laterne auf den Boden geſetzt, und, die Arme gekreuzt, ſah er mit einem Antlitz, worin ſich wortlos aber tief der Schmerz des

Vaterherzens kündete, zu der Gruppe nieder. „Da hast Du ihn nun! Maria!“ rief er. „Da haben wir ihn gefunden! Wirst Du nun anders von Gottes Liebe und Erbarmen sprechen?“ — „Ja, Mann,“ rief sie, „ich will Gott danken, denn ich halte die Leiche meines Sohnes im Arm.“ Sie nahm den Kopf des Todten, küßte die Haare, küßte die bleichen Wangen, küßte die noch bleicheren Lippen und alles mit jener glühenden Mutterliebe, mit jenem zitternden, von Gott schwer berührten Herzen. Sie riß ihren Pelz ab und warf ihn über die erstarrten Glieder, sie nahm ein Tüchelchen vom Halse und band es um Kopf und Wangen des Todten. Sie hätschelte ihn und spielte mit ihm im Wahnsinn ihres unendlichen Wehes, wie ein Kind mit der Puppe spielt. Sie riß ihn an sich und ihre mageren, entfleischten alten Arme hatten Kraft, den starken Körper an ihr warmes Herz zu reißen. „Still, Mutter,“ rief der ältliche Mann, „ge-

biete Deinem Schmerze, daß er nicht zu wild und stürmisch sei!“ — „Und Du stehst da!“ klagte sie leidenschaftlich — „so kalt, so starr — öffne Deinen Mund, Mann, und sprich ein Gebet über Deinen Sohn!“ — Dieser Aufforderung leistete er sogleich Folge, er knieete nieder und mit stiller, aber fester Stimme sprach er: „Der Herr sei gelobt! Er hat uns überschwänglich Freude geschenkt und seiner Gnade Born fließt ewig. Er hörte unser Lobpreisen in der Stunde, da er diesen Knaben uns schenkte, er höre auch jetzt unsern Dank, da er uns ihn nimmt! Friede sei Deiner Seele, mein Sohn! Der Herr beschütze Dich, wo Du auch ferner wandelst, er hebe sein Antlitz auf und lasse es leuchten über Dir, und gebe Dir seinen Frieden! Amen!“ Die Mutter lag an der Brust des Todten und schluchzte leise, der Vater, immer noch auf den Knieen, richtete sein dunkles Auge mit einer Inbrunst, die seine volle Seele offen dem Richter legte,

nach dem Sternenlichte oben. So wurde mitten unter dem Entsetzen, dem Tod und der Verzweiflung ein stilles wundervolles Todtenopfer gehalten; so wand sich aus Nacht und Dunkel, aus Graus und Verwesung die Lichtblume ewigen Trostes in die Sternenräume empor. Auch Anna knieete und betete mit; auch in ihre bange Seele ergoß sich Trost und Hoffnung. Die kleine Laterne erhob sich wieder, und beide Eltern trugen den Todten heim, die Mutter, als die schwächere, hatte die Füße erfaßt, der Vater unterstützte die starke Brust und die kräftigen Schultern. Wenige Schritte vom Graben entfernt warteten die Diener mit einer Tragbahre. Die Mutter wollte auch jetzt noch selbst an dem Tragen der Leiche Theil nehmen, aber die abrathende, ja sogar gebietende Stimme des Mannes hielt sie zurück. So ging still in die Nacht hinaus der Zug von dannen. Anna schloß sich an und langte ungefährdet in's Dorf.

Die Eltern des todten Kriegers waren einige Meilen weiter zu Hause, sie setzten ihren Weg fort, trotz Nacht, Kälte und Unsicherheit der Straße. Anna wurde auf ihre Bitten und nachdem sie erzählt hatte, was sie von den letzten Lebensmomenten des Jünglings mit erschaut, in den Schutz des kleinen Zuges aufgenommen. Bei jedem Ruhepunkt, den die Träger machten, warf sich die unglückliche Mutter von neuem auf die Leiche ihres Lieblings. Sie berichtete Annen, wie sie von einem befreundeten Herrn Offiziere den Beginn der Schlacht erfahren habe und zugleich von dem ungefähren Standorte ihres Sohnes unterrichtet worden sei. „Dennoch, liebes Jungferchen," setzte sie hinzu, „verdanke ich Euch hauptsächlich, daß ich ihn fand, denn unter der grausen Zerstörung und unter vielen Leibern, die die Sichel gemäht, hätte ich noch lange suchen können. Das Licht meines Laternchens mußte gerade

in dem Augenblick auf das Antlitz fallen, als Ihr das Tüchelchen davon wegnahmt! Kommt, liebe Jungfer, wohnet bei uns. Es mahnet mich, daß ich Euch vergelte den Dienst, den Gott durch Euch uns gethan.“

Anna dankte freudig. Es mochte Mitternacht sein, als man in der Nähe eines Landhauses kam, dessen ganze Umgebung wie ausgestorben erschien. Ein schöner weitläufiger Park, mit Statuen verziert, die durch die Winternacht glänzend schimmerten, dehnte seine Grenze bis an die Landstraße aus. Man machte Halt, und ein paar Männer vom Zuge gingem dem Hause zu, um wo möglich einige Lebensmittel einzukaufen und sich nach der Sicherheit des Weges zu erkundigen, den man zu nehmen hatte und der durch einen dichten Föhrenwald führte.

Anna, durch Neugier getrieben, und immer in der Hoffnung, von ihrem Verlorenen Nachricht zu erhalten, folgte den beiden Bauern, die die

dunklen, entlaubten Baumgänge hinabschritten. Die Stille und Einsamkeit schien zuzunehmen, je näher die Wanderer dem Landhause kamen, dessen zierlicher Bau, das schlanke Säulenportal und die überallhinvertheilten Balkone von dem heiteren anmuthigen Leben Kunde gaben, das einst hier geherrscht. Während ihre Begleiter einem Wirthschaftsgebäude zuschritten, blieb Anna auf der Treppe des verlassenen Hauses stehen und warf einen prüfenden Blick auf die festgeschlossenen Fenster und Thüren. Plötzlich war es ihr, als hörte sie einen wundersamen Gesang aus dem Innern des Hauses emportönen. Sie neigte ihr Ohr an die Thür, doch sie vernahm nichts; einige Schritte weiter gehend versuchte sie den Vorhang eines Fensters zu lüften. Es gelang nicht, doch hörte sie an diesem Standpunkt wieder Gesang und Stimmen. Es schien eine geräuschvolle Gesellschaft beisammen zu sein. Gläsergeklirr, lachende Stimmen, und zwischendurch ein schmet-

lernder, bis in die höchsten Töne hinaufsliegender Gesang. Anna riß jetzt stärker an der Verhüllung des Fensters und es gelang ihr, eine kleine Oeffnung frei zu machen, die gerade genügte, um einem lauschenden Auge Platz zu gewähren. Welch ein Bild zeigte sich ihr hier! In einem hellerleuchteten, mit Bildsäulen und Gemälden kostbar verzierten Saale saß eine schwelgende Gesellschaft von Herren und Frauen an einer runden Tafel beisammen, auf der Speisen dampften, Weine perlten, Silber und Krystall funkelten. Ein junger Mann mit einer Guitarre in den Händen sang eben in den zärtlichsten Tönen Don Juan's Verführungslied: „Gieb mir die Hand, mein Leben! Komm in mein Schloß mit mir!“ — Und eine Schöne, die sich nachlässig zurückgelehnt hatte, antwortete ihm lachend: „Nein, nein! ich darf's nicht wagen — mein Herz warnt mich davor!“ — Sie hob ein Champagnerkelchglas empor und trank es dem schönen

Sänger zu, der immer fortfuhr in den zärtlichsten Tönen sie zu umgirren. Die ganze Gesellschaft lachte. Plötzlich sprangen leichtgeschürzt ein paar Mädchen von ihren Stühlen auf, die Guitarre ging rasch in eine Tanzmusik über und jene schönen Nymphen flogen, wie zwei von ihren Stielen gelös'te Blumen, mit flatternden Schleiern und aufgelös'ten Locken, im Saale auf und nieder. Sie blieben in einer schönen Gruppe stehen und Alle im Saale klatschten Beifall. Der zärtliche Sänger warf seine Guitarre auf die Polster zurück, schlang seinen Arm um seine Nachbarin und raubte ihr einen Kuß. Seinem Beispiel folgten die Uebrigen. —

Anna entfernte sich und trat in die stumme, kalte Nacht zurück. Die Laternen auf der Landstraße zeigten ihr, daß der stille Zug sich bereits wieder in Bewegung gesetzt hatte. Sie eilte rasch die Stufen hinab und kam zu ihren Reisegefährten.

Der Tugendbund.

In einer der abgelegenen Straßen Königsbergs vor einem kleinen unscheinbaren Hause erschien um die Mitternachtstunde ein Mann, in einen weiten Mantel gehüllt und begehrte Einlaß. Auf das leise Zeichen, das er angab, öffnete sich die Thür und der Eigenthümer des Hauses erschien. „Wohnt der Vater Hilarius hier?“ fragte der Mann im Mantel. „Seit gestern,“ entgegnete Jener. — „Meldet mich bei ihm. Sagt ihm, daß der, den er erwartet, da sei.“ — Der Hauseigenthümer entfernte sich; bald darauf sah man oben auf dem Treppenflur Licht erscheinen und zugleich trat aus dem Dunkel die Gestalt eines ältlichen Mannes hervor, der sich langsam die

Treppe herabbewegte und vor dem späten Gaſte ſtehen blieb. Beide ſahen ſich einige Sekunden forſchend an, dann fragte der Aeltere mit leiſer Stimme: „Herr von Selbitz?“ Der junge Mann neigte das Haupt. „So laſſen Sie uns gehen,“ ſetzte Jener ſchnell hinzu. „Die Nacht iſt ſchön; wir werden im Freien uns wohler fühlen und beſſer mit einander verkehren können, als darinnen in dem kleinen, engen, dumpfen Zimmer.“

Sie ſchritten beide die Straße hinab und befanden ſich bald außerhalb der Stadt auf einer Ebene, die der Mond beglänzte und die dem Auge einen freien Spielraum gewährte, ſo weit die Schatten der Nacht dieſes verſtatteten. Die mächtige und wunderſame Kuppel des Himmels wölbte ſich in der Klarheit einer Sommernacht über der Ebene, und Friede und Ruhe verkündete rings die Natur. Die beiden Wanderer, auf dem breiten Wieſenpfade dahingehend, empfanden dieſe

Weiheſtunde und ehrten ihren erſten Eindruck durch Schweigen. In ihre weiten Mäntel gehüllt, gingen ſie, wie zwei Schatten der Unterwelt daher, hinaufbeſchworen durch das melancholiſche Licht des Mondes, und an die Erde gekettet durch ernſte Mahnungen an Thaten, mit denen ſie einſt dieſes Rund erfüllten, das zu betreten ihrem leiblichen Fuße nicht mehr geſtattet ward. Der ältere dieſer Männer war ein Greis, ſchon über die ſechszig hinaus, aber ſeine Geſtalt zeigte eine gerade und ſtolze Haltung. Sein Antlitz, wenn es dem Monde ſich zuwandte, war wie aus weißem bläulichen Alabaſter gemeißelt; es hatte etwas von der Natur jener durchſichtigen Schalen an ſich, die, mit Licht ſich füllend, einen geiſterhaften Schimmer aushauchen. So leuchteten dieſe mächtigen impoſant geformten Züge, dieſe offenen und ſtrahlenden Augen von einer milden Geiſtesglorie. Seine Hände, die

von Zeit zu Zeit aus den Umhüllungen des Mantels hervorkamen, waren schmal geformt und fleischlos. Sie schimmerten ebenso blendend im Mondlichte. Eine Fülle weißer Haarlocken drang unter dem Hute hervor und fiel zu beiden Seiten der Stirn nieder, vom Nachtwind spielend über die Schulter hinweggerollt. Der Schritt des Mannes war langsam und fast feierlich; sein ganzes Wesen drückte Ruhe und erhabene Sammlung aus. Wenn er still stand, geschah es, um den Blick gen Himmel zu richten und in minutenlangem Anschauen die Größe und Erhabenheit des Anblicks mit stiller, aber mächtiger Seelenregung in sich aufzunehmen. Sein junger Gefährte war nicht so feierlich und gelassen gestimmt, sein Gang war unruhig, seine Miene düster, seine Worte kurz und abgebrochen. Auch er blieb stehen, wenn sein Gefährte die Schritte anhielt, doch er richtete den Blick nicht auf die

ewigen Sterne, sondern suchte den Nebel zu durchdringen, der die Ferne umflort hielt. Sein forschendes dunkles Auge war an die Schatten der Erde gebannt, während der Blick seines Begleiters die ewigen Räume des unvergänglichen Lichtes suchte; seine bleiche Wange von dem schwarzen glänzenden Gelock der Jugend umspielt, hielt er dem nächtlichen Hauch des Windes hin, damit er die unsichtbaren Flammen kühle, während die geläuterten und stillen Züge des Greises dem Sternenlichte Stand hielten, wie seine Seele gewohnt war, dem Lichte der Wahrheit Stand zu halten.

„Sie sind mir aus Ihrem Leben noch manche Erläuterung schuldig, mein theurer Sohn," hub der Greis an, indem er sich zu seinem Gefährten wandte und diesen aus seinen düstern Träumen weckte.

„Erläuterung? Zu welchem Zweck? Was wollen Sie aus mir und meinem Leben machen?“

„Ich möchte Sie aus dem dunklen Thal der Unfreiheit dem ewigen Lichte entgegenführen,“ erwiederte der Greis mit Ernst.

„Sind Sie deſſen ſo gewiß, daß das Licht, das Sie ewig nennen, wirklich unwandelbar iſt?“

„Ich hoffe es.“

Sie ſchwiegen beide, und ſetzten ihren Weg fort. Als ſie an einen alten Weidenſtamm gelangten, an welchen eine aus Moos kunſtlos geformte Bank ſich lehnte, zog der Greis ſeinen Gefährten auf den Sitz nieder und mit der Rechten, die des jungen Mannes faſſend, rief er: „Sie ſollen mir vertrauen! Schon ſind es Wochen, daß wir einander täglich ſehen und ſprechen und doch dieſe düſtere Verſchloſſenheit! Verdiene ich es, mein Freund, mein Sohn? Haben Sie in meinen Worten, in meinem Weſen nichts entdeckt,

was Sie auf das Daſein einer Seele ſchließen läßt, würdig das Vertrauen eines Mannes zu beſitzen?“

„O doch,“ rief Franz. „Bilden Sie aus meinen Träumereien keine Anklage gegen ſich. Sie erſcheinen mir ehrwürdig und heilig, mein Vater.“

„Nun denn! Drückt eine geheime Schuld Ihre Seele?“

„Warum gerade eine beſondere Schuld, mein Vater? Kann es nicht die Schuld der Zeit ſein, die auf mir, den Einzelnen, laſtet?“

„Wenn dies iſt,“ fuhr der Greis mit ſanfter Stimme fort, „ſo wird der Bund, in denen Sie aufgenommen werden, Ihrem leidenden Gemüthe Troſt gewähren. Wenn wir ſehen, daß unſer Inneres verſtanden wird von gleichgeſinnten Männern, daß wir Gefährten des Trübſals und

der Trauer haben, so ist dem Uebel der empfindlichste Stachel genommen.“

„Gefährten?“ rief Franz und sah den Greis forschend an. „Wer sind sie, wo sind sie?“

„Man wird sie Ihnen vorführen. Sie werden in die Mitte jener Auserwählten treten, die in finsteren Tagen zusammentreten, um sich gegenseitig Muth einzusprechen.“

„Wie nennt sich die Verbindung?“

„Braucht sie einen Namen? Sind der Geist und die Kraft nicht überall dieselben? Wir sind gebeugt, und wir wollen aufrecht stehen, wir sind gelästert und wir wollen unsere Ehre zeigen, wir sind der irdischen Güter beraubt, und wir wollen zeigen, daß wir himmlische haben. Hier ist kein besonderes Abzeichen, keine Ordensinsignie, kein mystisches Dogma, es ist der freie Geist der Männer, die Ungebührliches zwar dulden, aber

in der Stille Muth und Kraft sammeln, das Joch plötzlich von sich abzuwerfen."

Franz faltete mit einem Ausdruck des tiefsten, bittersten Leids die Hände im Schooß und rief: "Ach, wenn ich hoffen dürfte, daß Gott unsere Schmach wenden werde durch solche Mittel!"

"Und durch welche andere sonst?" rief der Greis und ein Anflug düsterer Leidenschaft mischte sich in den sonoren Klang seiner Stimme. Ist's nicht jetzt, da alles verloren scheint, da der Feind im Herzen Deutschlands seinen Thron aufgeschlagen, daß der Ehebund mit der Kaisertochter die Patrioten auf ewig in Hoffnungslosigkeit und Trauer stürzt; ist es nicht jetzt an der Zeit, die Pforten des Tempels des ewigen Gedankens zu öffnen, das Palladium des Genius der Geschichte vor dem niedergebeugten Volke zu erheben. O, mein Freund, es hat Stürme in den Jahrhunderten vor uns gegeben, es wird welche nach uns

geben, grauenvoller als dieſer, der jetzt daher-brauſ't. Das milde Auge der Gottheit wurde durch Wolken verſchleiert, viel ſchwärzer noch, als die giftigen Nebel, die ſich jetzt um daſſelbe aufthürmen. Darum Muth! Wir bauen nicht an dem vergänglichen Hauſe, das unſere Exiſtenz umfaßt; wir bauen an dem großen heiligen Tempel, in deſſen Hallen die Ströme der Weltgeſchichte in Millionen ſich ergießen. Was iſt unſer Daſein? Was ſelbſt das der edelſten und beſten Menſchen? Ihr Leben war ein Träumen. Als ſie erwachten und ſich aufrafften, um eine That zu thun, ſiehe da war ihr Abend ſchon da, und ſie mußten hinweg, einem neuen Geſchlechte Platz machen. In dieſer flüchtigen Sekunde ihres Daſeins blieb ihnen kaum Zeit mit der Farbe ihrer Seele jenes Pünktchen zu bezeichnen, das in dem koloſſalen aufgerollten Teppich der Geſchichte des Menſchengeſchlechts den Be-

standtheil irgend einer Blume oder Arabeske bildet, dem Auge nur verständlich, das das ganze Muster übersieht. Unsern Schmerz und unsere Freude wollen wir daher demüthig in die Hand des großen Geistes legen."

„Ist dieser Weltzerstörer, dieser Coloß an Macht und Ruhm auch nur ein so unscheinbares Pünktchen im Teppichmuster?" sagte Franz.

„Er ist's," sagte der Greis lächelnd. „Sein Leben zählt auch nur Jahre. Er ist ein Mensch, wie wir. Er wird hinweggenommen werden und sein Werk, das er für die Ewigkeit zu bauen gedenkt, wird zertrümmert daliegen."

Der junge Mann blickte düster auf: „Aber auch unser Dasein wird dann vorüber sein. Wir werden die Tage des Triumphs nicht erleben."

„Ein Triumph? Und für wen? Kann dem Geiste, der sich dem Ewigen zuwendet, das ephemere Glück eines Menschen ein Triumph schei-

nen? Nur der ewige Geist triumphirt, nur indem wir dies kleine Bewußtsein unserer Tage zerstören, nur indem wir uns selbstvergessen in den Arm der Gottheit stürzen, triumphiren wir.“

„Ich verstehe diese Worte nicht und fasse nicht ihren Sinn,“ rief Franz. „Soll ich mich selbst, meine Gedanken und Empfindungen, mein Hassen und mein Lieben aufgeben, und ein unbestimmtes, gestaltloses Etwas dagegen eintauschen?“

„Dieses gestaltlose Etwas,“ rief der Greis ernst, „ist das, um welches die Weisesten der Erde kämpften und rangen. War die Welt nicht oft schon am Rande des Abgrundes? Gab's nicht Epochen, wo ein Grauen der Verzweiflung alles erfaßte, was Leben hatte? Und immer wieder schwang sich der ewige Gedanke empor. Als die Religion der Griechen zu Grabe ging, als die Tempel der Götter stürzten und dasjenige in Nacht und Tiefe sank, was Millionen

Geistern ein Schutz und ein Trost gewesen, war da nicht auch eine dunkle Erdenstunde zu überstehen? Weissagten da nicht Stimmen den Untergang der Welt und stürmte es nicht in den Harfen der Propheten wie die Donner des Gerichts? — und doch — der Geist webte fort und fort an seinem Werke."

Franz drückte die Hände vor's Gesicht und rief mit gepreßter Stimme: „Wie furchtbar, sich so in's große Ganze zu verlieren."

„Furchtbar?" entgegnete der Greis; „sagen Sie lieber wie beglückend! Was hilft uns über die Qualen der Selbstsucht, dieses geistigen Todes, was über die Pein des körperlichen Sterbens hinweg, wenn es nicht dieser ewige Gedanke ist? So lange ich mich als Einzelwesen betrachte, von Gott gehätschelt oder gescholten, werde ich vom Egoismus nicht frei. Die Eitelkeit zeigt mir die Welt und den Himmel nur immer in

Beziehung auf meine Exiſtenz. Immerwährend mit mir ſelbſt beſchäftigt, quält mich der Gedanke, wie ſoll ich leben, wie werd' ich ſterben? Die Ausübung der Tugend ſoll mir Wohlleben, ein Fehltritt mir Reue und Pein verurſachen. Immer ich! und nichts wie ich! Kommt die Stunde des Todes, wie entſetzlich iſt da die Qual. Werd' ich im Grabe leben? Werd' ich auferſtehen? Wird's einen gräßlichen Traum, ein noch gräßlicheres Erwachen geben? Wird man über mich Gericht halten, wird man die Stunden meines Tages, die Minuten meiner Nächte zählen? Hab' ich keine verborgene Lieblingsſünde, ein kleines vergeſſenes Verſehen, das dann an den Tag kommt? Die Folter dauert ewig, und immer bin ich mit mir ſelbſt beſchäftigt. — O fort, fort damit! Ich ſchleudere dieſes kleine Ich mit ſeinen Seligkeiten und Schmerzen weit weg und ſtürze in das weite, glänzende, wellende Meer des Gei-

stes. O, wie kühlend wie die Seele ausweitend! Dem Weltgeiste werd' ich antworten: Was ich that, nicht ich that es; Tausende der Guten und Besten, die vor mir gelebt, die nach mir leben werden, sie alle haben Theil an meiner That, ich bilde mit ihnen einen großen schönen Gedanken. O, all ihr Unsterblichen, Ihr seid mein! ich bin Euer! Euer Leben lebt in mir! Künftige Weise, Lehrer der Menschen, Bildner kommender Jahrhunderte, Euer innerster Gedanke zittert jetzt in diesem Moment in dem bewegten Pulsschlag meines Herzens! So bin ich nicht allein! Ein mächtiger Chor der Geister umrauscht mich. Vor die ewige Allmacht tretend, führ' ich meine Brüder an der Hand — ihr Loos ist das meine, das Urtheil, das ihnen tönt, trifft auch mein Haupt."

Als er dies gesprochen, wandte er sein Antlitz dem Himmel zu und mit seelenhinströmender Andacht haftete sein Blick an den ewigen Ster-

nen. Ein Schauer ging durch Franzens Seele. Er wagte nicht zu athmen, während eine große, feurige Seele neben ihm sich vor ihrem Schöpfer demüthigte.

„Mein Vater,“ hub er endlich an, „man hat mich glauben gelehrt, daß ich als Christ unter einer besondern Aufsicht Gottes stehe, daß für mein Wohl, zur Sühne meiner Sünde der Sohn Gottes sich zum Opfer gegeben.“

Der Greis blickte ihn an, senkte dann sein Haupt und schwieg.

„Sprechen Sie, mein Vater,“ rief Franz leidenschaftlich, „sprechen Sie! Wie vereinen Sie Ihre Lehre mit der Christi?“

„Es ist in Beiden nichts Widersprechendes,“ entgegnete der Greis. „Dem innern Auge ist die Einheit offenbar. Jeder große, edle Mensch hat für mich gelebt, ist für mich gestorben.“

„Das ist's nicht," rief Franz lebhafter. „Schärfer! Deutlicher!"

„Mein Sohn," hub der Greis an; „ich wollte Ihnen Trost geben, nicht rauben. Ich könnte mich, Ihren Fragen gegenüber, hinter einen höheren Grad des Wissens und der Weihe verstecken, aber fern sei zwischen uns jede kleine Täuschung der Erde. Meine Seele ist arm und nach Trost verlangend wie die Ihrige. Ich bin Bettler vor dem Thron der Allmacht, wie Sie. Wird Einer dem Andern wohl seinen Bettelstab entreißen? Nein, mein Sohn, genügt Ihnen die Lehre Christi, wie sie uns überantwortet worden, so halten Sie fest an ihr. Eine jede Lehre schließt den Meistergrad in sich und nur wer die höchste Stufe erreicht hat, gewinnt einen weiten Blick um sich. Aber nun lassen Sie uns zu dem Punkte wieder heimkehren, von dem unser Gespräch ausgegangen. Geben Sie mir, Angesichts dieses ewigen

Himmels, Ihre Rechte und geloben Sie mir vor dem Auge Gottes, daß nicht unmännliches Verzagen in Ihre Seele dringe, daß Sie gläubig und mit Zuversicht der Erlösung des Vaterlandes entgegensehen!"

"Wo ist der Bürge für die Erfüllung dieser Hoffnung?" fragte Franz.

"Der ewige Geist der Geschichte!" rief der Greis mit tönender Stimme. "Der Geist, der nie gelogen hat, nie lügen wird, der Geist, vor dessen Auge die vollenden Jahrhunderte wie eine That stehen."

"Nun denn," rief Franz, "ich gelobe es Ihnen, weil Ertragen männlich, und Muth die Sache einer großen Seele ist. Auch ich strebe männlich zu denken, groß zu handeln."

Der Greis hielt ihm die Hand hin, in die der junge Mann rasch und bewegt einschlug. Eine lange Pause entstand. Der Himmel funkelte mit

seinen Sternen über den beiden, so vereinigten Männern.

„Lassen Sie uns den Rückweg antreten,“ hub der Greis an. „Die Morgenröthe naht.“ Sie gingen. Vor dem kleinen Hause angelangt, beurlaubte sich Franz. Als er allein die stille Straße hinabwanderte, ging die eben vernommene Lehre in seinem Geiste von neuem auf. Er sah die Erscheinungen mit anderen Augen, mehr im Großen, in Massen. Es war, als wenn ein mildes Mondenlicht auch über der moralischen Welt läge, das alles größer, ruhiger, stiller machte. Haß und Liebe gegen einzelne Menschen und Verhältnisse schwiegen in seiner Brust und der ängstliche dumpfe Kampf in seinem Innern löste sich in dem Spruche auf: „Ich werde sterben, aber das, was ich mein besseres, größeres Ich nenne, das wird leben. Nun sei ruhig, stürmisch Herz; nun hast du, was du erstrebt —“

Wie er um die Ecke bog, sah er vor seiner Hausthür auf der Steinbank im hellen Mondschein einen Mann, gebückt die Hände in den Schooß gefaltet sitzen. Er stutzte einen Augenblick, dann lief er auf den Sitzenden zu und sich ihm um den Hals werfend, schrie er, daß es weit hin durch die stille Nacht tönte: „Andreas! Andreas!“

Er überhäufte jetzt den wiedergefundenen Freund mit den zärtlichsten Liebkosungen; er ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern versiegelte seinen Mund mit Küssen. Er küßte seine Augen, seine Stirn, seine Hände preßte er an die Brust, an die Wangen des Freundes. Er spielte mit ihm, wie ein Kind mit der Puppe spielt und immer wieder rief er mit gebrochener Stimme: „Andreas! mein Andreas!“

„Und ich,“ entgegnete Andreas, „hatte nicht

den Muth, in Dein Haus zu treten. Ich fürchtete, Du zürntest noch immer mir.“

„O die Stimme!“ rief Franz, „ich höre diese Stimme wieder! —“

„So hast Du mir vergeben?“

„Ich habe Dir nie gezürnt. Komm jetzt in mein Haus!“ — Beide verloren sich in den dunklen Flur. —

Es wird nöthig sein, ehe wir in der Erzählung der Begebenheiten fortfahren, den Zeitpunkt zu bezeichnen, in dem wir uns jetzt befinden. Es ist im Spätsommer des Jahres 1810; nach Abschluß des Wiener Friedens. Napoleon befindet sich auf dem Gipfel seiner Macht; sie scheint dem gedemüthigten Europa unerschütterlich. Oestreichs kriegerische Erhebung hat in blutigen Niederlagen einem Frieden weichen müssen, der den Glanz einer der ältesten Kronen der Christenheit durch ein Ehebündniß hinüberleitet auf das Dia-

dem des Eroberers. Spaniens Königshaus iſt durch Verrath gefallen. Es liegt nicht im Zweck dieſer flüchtigen Skizze, den Tumult der Waffen, den Sturm der Siege zu ſchildern, die Tafeln der Geſchicke, bedeckt mit Heldennamen, zu enthüllen; wir haben es mit den wenigen Perſonen dieſer Erzählung zu thun, und auch hier nicht ſo ſehr mit ihren äußerlichen Schickſalen als mit dem Kampf, der in ihrem Geiſte und Gemüthe, angeregt durch eine große Zeit, ſich bildet. Nicht müßig auf dem bewegten Theater des Krieges waren die Freunde geweſen. Andreas hatte in mehreren Schlachten mitgekämpft, indem er öſtreichiſche Dienſte genommen; Franz dagegen hatte in der Feſtung Colberg, die treu verblieben, eine Thätigkeit gefunden, die die Unruhe und den düſtern Sturm in ſeiner Seele in etwas beſchwichtigte. Jetzt kehren wir zu unſerer Erzählung zurück.

Als Franz Licht angezündet, leuchtete er damit dem Freunde ins Antlitz und es war, als suchte seine Seele die theuren unvergeßlichen Erinnerungen vergangener Stunden aus diesen lieben Zügen herauszulesen. Andreas hielt die treuen Augen unverwandt auf den forschenden Freund gerichtet. Franz stellte das Licht hin, strich die hellen Locken seines Gastes aus der Stirn und legte die Hand mit warmer zärtlicher Berührung auf eine Narbe, die über der linken Augenbraune befindlich. Dies Zeichen kenne ich noch nicht an Dir!" sagte er dabei leise.

„O, ich habe Dir viel, viel zu entdecken," sagte Andreas und senkte seinen Blick zur Erde.

„Vor allen Dingen, wie erfuhrst Du, daß ich mich hier aufhalte?"

„Durch den Vater Hilarius."

„Wie? Du kennst ihn?"

„Schon seit lange. Ich machte seine Bekanntschaft einige Tage vor der Schlacht von

Aspern, wo er in der Umgebung des Fürsten Lichtenstein sich befand.“

„Du kennst also seinen wahren Namen?“ fragte Franz.

„Nicht eigentlich; denn ich habe bemerkt, daß er mir nicht den rechten genannt. Doch er heiße, wie er will, er ist ein großer, edler Mensch. —“

„So ist er auch mir erschienen,“ entgegnete Franz rasch. „Kennst Du die Anderen in seiner Umgebung?“

„Ich kenne sie; lauter würdige, treffliche Männer.“

„Was ist ihr Zweck?“

„Hat Dir diesen nicht der Vater Hilarius genannt?“

„Nein. Bis jetzt nicht. Wir haben nur über allgemeine Gegenstände gesprochen.“

„Franz!“ rief Andreas. „Wenn ich Dir bekenne, daß diese Männer mich aufgerichtet haben,

da ich am Boden lag; daß sie mir Glauben und Zuversicht, Muth und Stärke neu in die Brust gepflanzt, daß sie mich, der ich in meinen Sünden und in meiner Schwäche mich selbst aufgegeben hatte, zu mir selbst zurückgeführt, hab' ich Dir damit nicht den Zweck ihres edlen Zusammenwirkens genannt? Doch sprich jetzt kein Urtheil, ich seh', Dein finsteres Auge blickt drohend; ich bitte Dich, sprich jetzt kein Urtheil. Sieh' diese Männer erst, lerne sie kennen. Der Vater Hilarius wird Dich in ihre Mitte führen, und Deutschlands edelste Männer werd' ich meinem einzig Geliebten die Hand reichen sehen."

„Schön, schön," sagte Franz, „wir wollen's abwarten. Es ist nur gut, daß ich Dich wieder habe, daß ich wieder in Dein Auge sehen kann, daß ich Deine Stimme höre, daß Deine liebe Gegenwart Wärme und Licht in meine Seele trägt."

Die Freunde trennten sich für den Rest der Nacht nicht. Als der Tag emporstieg, ritten sie beide auf's Feld hinaus, mit ihrem guten Gewehr versehen, die Jagdtasche über die Schulter geworfen. So durchzogen sie den herbstlichen frischen Wald und langten gegen Abend mit dem Jagdzuge, dem sie sich angeschlossen, auf dem Landgute eines Edelmannes an, der in der Nähe von Königsberg seine reichen Besitzungen hatte. Dort blieb Andreas die Nacht, denn ein Trinkgelage fesselte ihn; Franz kehrte heim und war zur Mitternachtstunde wieder an der Thür seines ehrwürdigen Freundes, der ihn schon erwartete und wiederum in die klare schöne Nacht mit ihm hinauswandelte. Diese Spaziergänge hatten etwas eigenthümlich Poetisches, fast Mysteriöses. Franz liebte dies. Ihm war nirgends enger und unbehaglicher, als in der Gesellschaft vieler und in gleichgültigen oder nichtig leidenschaftlichen

Gesprächen begriffener Menschen. Seine Seele hatte schon jene köstliche Frucht der Einsamkeit gekostet, deren Frische und Wohlgeschmack keine andere Geistesspeise zu ersetzen fähig ist, und deren Kern die Erkenntniß der Welt und unseres Selbst einschließt.

„Sie kennen meinen Freund Walt?“ hub Franz das Gespräch an.

Der Greis neigte das Haupt leicht; dann fragte er: „Ist er Ihr Freund?“

„Im vollen Sinne des Worts,“ entgegnete der junge Mann. „Es kettet mich an ihn mein Schicksal. Er ist unter den Hunderttausenden, die eine Straße mit mir wandeln, derjenige, der mir gewisse Erkennungsworte zugerufen hat. Wenn ich im gewöhnlichen Leben von Freundschaft sprechen höre, so grauf't mir vor dem gemeinen und platten Elend, das man mit diesem Namen bezeichnet. Der Name „Freund“ ist so

trostlos alltäglich geworden, daß er recht eigentlich die Livréejacke des Schmutzvolks auf der Landstraße bildet.“

„Sie haben Recht; und doch liegt in der Bezeichnung ein himmlisches Erbe verborgen, auf das nur große Seelen Anspruch haben.“

„So möchte ich's nicht ausgedrückt haben,“ rief Franz schnell. „Man muß sich ebenso hüten, die Freundschaft für etwas Apartes und Absonderliches zu erklären, gleichsam für eine Prämie, die für schöne Thaten und Gefühle ausbezahlt wird. Auch eine solche Freundschaft ekelt mich an. Nicht weil ich vortrefflich bin, hab' ich einen Freund, sondern weil ich es bin und kein Anderer, nicht weil ich exemplarisch lebe, sondern schlechthin weil ich lebe; meine Existenz, nicht meine Verdienste erwerben mir den Genossen. Es ist ein Band so mysteriös, als nur die ächte wahre Liebe gewoben wird. Haben Sie nicht gesehen,

daß man ein armes, mit Schmach bedecktes, in Schmutz getretenes Weib noch liebt, ihr heimlich nachgeht und seine Thränen mit den ihrigen mischt — so der Freund dem Freunde. Die stolzen Seelen, die nur eine kalte Tugend anbeten, wissen nichts von der wollüstigen Zähigkeit eines Herzens, das nichts, selbst das Laster und die Schande nicht, von dem Gegenstand seiner Wahl losreißen kann."

„Gleiche Lebensansichten, gleiche Grundsätze knüpfen das Band der Freundschaft," sagte der Greis.

„Nein, o nein!" rief Franz. „Das ist ja der Gemeinplatz, den ich bestreite. Damit hat die Welt sich mit diesem Gefühl abgefunden. Wie kläglich! Eher möchte ich noch sagen: gleiche Religion bindet Freunde, denn in den Flammen religiöser Andacht kann sich Sympathie entwickeln. Aber vor allen ist's der sinnliche Eindruck. Ich

theile die Lehre der alten Gnostiker, die da behaupteten, im Innern jedes Menschen sei eine geheimnißvolle Chiffer eingeschrieben, die man mehr oder minder klar erkenne, wenn man durch den Schleier der äußeren Gestalt hindurchzuschauen verstände. Wenn man in ein dunkles Auge schaute, wie in einen dunklen Schattenquell, so sähe man, so meinten sie, wie hier die Steine auf dem Boden, so dort jene wundersame Chiffer. Darum jener tiefe ergründende Blick der Liebe. Ich habe die Chiffer seiner Seele erkannt und finde sie mit der meinen übereinstimmend. Ich geb' Ihnen zu, daß dies alles Phantasieen sind, aber für den gewöhnlichen Weltverstand ist selbst die Andacht, und ihre tiefe geheimnißvolle Glut eine Spielerei der Sinne. Ich kann nicht erklären, was ich fühle und warum ich's fühle. Mein Haß und meine Liebe, sie sind mir nicht

an den Leib geschneidert, sie stecken in meinen Gebeinen, sie wachsen mit meinem Fleisch. —"

„Dieses Gefühl der Persönlichkeit ihrer Existenz," hub der Greis nach einer Pause an, „fürchte ich, macht Sie der Lehre, die ich Ihnen gestern gepredigt, weniger zugänglich."

„Das ist's auch," rief Franz. „Ich werde kein Schüler sein, mit dem Sie Ehre einlegen."

„Ehre?" entgegnete der Greis. „Was ist die Ehre dieser Welt. Sehen Sie, mein Sohn, das ist ein Ausdruck noch viel schmählicher gemißbraucht von den Zungen der Gemeinheit, als jener der Freundschaft."

„Mit einem Soldaten dürfen Sie nicht über die Ehre streiten wollen," sagte Franz.

„Setzen Sie," rief der Greis, „für die Ehre des Einzelnen, die Ehre einer Corporation, so werden Sie den Begriff der Ehre schon gesteigert finden."

„Gesteigert, aber nicht geläutert. Die Ehre des Einzelnen muß doch zuletzt den Ausschlag geben. Das Individuum ist den Massen nur bis auf eine gewisse Grenze hin unterworfen. Sie wollen, wenn ich Sie gestern recht verstanden habe, das peinliche Gefühl, das uns alle drückt, in große schöne Gegensätze auflösen. Auf diese Weise wünschen Sie Friede zu bringen, wo Krieg ist, Ruhe und Ergebung, wo Unruhe und Verzweiflung; aber haben Sie bedacht, daß Sie damit gerade dem Bewußtsein eines ganzen Volkes entgegentreten, wie Sie einer Persönlichkeit entgegentreten? Sehen Sie in mir, dem Einzelnen, die Nation, die Tugenden und Schwächen eines ganzen Volkes, werden Sie auch dann Ihren großen kosmopolitischen Lehren treu bleiben? Die Nationen haben charakteristische Physiognomieen, so scharf ausgeprägt, so orginell geformt, wie sie oft nur ein Individuum haben kann.“

Der Greis sah seinen jungen Gefährten forschend an und sagte darauf: „So passen dieselben Mahnungen für die Nation, wie für den Einzelnen.“

„Aber die Fehler des Einzelwesens können bei einer Nation eine Tugend werden,“ rief Franz lebhaft. „So der Egoismus, bei dem Individuum ein gehässiges Laster, bei einer Nation eine glänzende, unentbehrliche Tugend, der Patriotismus.“

„Der Patriotismus ist die Selbstliebe, nicht die Selbstsucht der Nationen.“

„Wenn auch; nach Ihren Grundsätzen, mein Vater, müßten die Nationen auch diese erlaubte Selbstliebe aufgeben.“

„Sie müssen's, wenn eine große Wahrheit des Geistes der Geschichte dadurch Platz gewinnt. Wer wollte ein enges, baufälliges Haus nicht

verlassen, wenn ihm ein großes, stattliches und bequemes angeboten wird?"

„Was soll das heißen? Ist Deutschland das enge Haus?"

„Nein, doch die Eifersucht und der Rangstreit seiner einzelnen Stämme ist es. Der Patriotismus ist das Kinderkleid der Völker; er trägt die naive Form, den blitzenden Schmuck, die bunten Farben eines Knabenrocks, an ihm haften die, auch dem Manne, süßen Erinnerungen wilder und frischer Ausgelassenheit, tollen und verderblichen Trotzes, roher und tollkühner Lust. Die breite und entwickelte Brust des Mannes würde jedoch durch das enge Kleid zusammengeschnürt und gedrückt werden; ein anderes Kleid ziemt dem Manne: Milde, Menschenliebe, Toleranz. Dies sind männliche Tugenden! Es scheint vom Geschick bestimmt, daß Deutschland von allen Nationen mündig gesprochen werde, daß dieser

Krieg die kindische Hülle von ihm abzustreifen bestimmt sei, und daß es jetzt die Kraft und die Fülle seiner geistigen Begabung entwickle. Wie dann? Auf welcher Seite ist dann Erniedrigung und Schmach? Auf unserer Seite, die wir eine Zeit des ewigen Ruhms in unserer Mitte geheimnißvoll vorbereiten, oder auf jener der Barbaren, die im Getöse der Waffen die Rohheit und den kindischen Uebermuth einer längst zu Grabe getragenen Zeit wieder wach rufen? Das Geistesleben, das sich in dieser schweren Zeit unter uns entwickelt, giebt, wir mögen nun im materiellen Kampfe überwinden oder überwunden werden, dennoch uns die Siegespalme in die Hand. Aber damit dies völlig und ohne Rückhalt geschehe, ist's nöthig, daß die Geister sich verstehen, daß die Nation an sich arbeite und bilde, daß die Patrioten, die das Große und Ganze im Auge haben, denen nicht weichen, die

die ephemeren Erfolge der Stunde allein bedenken.“

Franz war erschüttert von diesen Worten. Er wußte nicht, brachten sie Trost in seine Seele, oder raubten sie ihm noch den letzten, den er hatte. Zweifelhaft und mit einem finsteren Grollen im Auge blickte er seinen Gefährten an; doch der Ausdruck, den er in dessen Zügen fand, entwaffnete seinen Unmuth. Es war das Antlitz eines Mannes, der mit reinem Herzen und klarem Willen ernste und große Ueberzeugungen ausspricht. Es lag der Klang geschmeidiger Liebe in der Stimme; sie warb gleichsam bittend um Gehör und Theilnahme, während der Ernst des Auges etwas Strenges und Gebietendes beibehielt. Franz schlug beschämt seine Blicke nieder; er fühlte sich so gewaltsam aufgeregt, in so eitler und hinfälliger Leidenschaftlichkeit befangen neben diesem Bilde voll Ruhe und Klarheit.

„Ach, mein Vater!“ rief er und faßte des Greises Hand krampfhaft; „wenn Ihre Worte Wahrheit predigen, was bin denn ich? Was sind denn Tausende meiner Brüder, die vor Begier glühen, in den Kampf zu gehen? O Himmel! Mir will das Herz brechen! Reden Sie, was sind wir? Trostlose, elende Schwärmer, die nicht wissen, was sie wollen, nicht wissen, was sie thun! Nicht wahr?“

„Gewiß, gewiß, mein Sohn. Fassen Sie sich. Lange Jahre der Erbitterung zurückgedrängten Groll's haben Sie so leidenschaftlich gemacht. Das ist eben der Zweck unserer Vereinigung, die Jugend vor Fehltritte zu bewahren, ihr in den Momenten der Zerknirschung die großen Lehren der Geschichte entgegenzuhalten, den Muth des Soldaten zum Muth des Mannes empor zu veredlen, die kleinen Gegensätze der Zeit auszulöschen und dafür die unwandelbaren Gebote der

Gottheit zu setzen, die die Menschheit an ewigen Ideen leitet und anzieht.“

„Ich gehöre Ihrem Bunde an,“ sagte Franz fest und setzte dann leise und wie schüchtern hinzu: „Wenn Sie mich aufnehmen wollen.“

„Es ist schon geschehen,“ entgegnete der Greis. „Doch vergessen Sie nicht, daß wir keinen Bund bilden, noch weniger einen Orden gestiftet haben. Wenn man Ihnen etwas der Art sagt oder zeigt, so sein Sie versichert, es ist eine schädliche und thörichte Spielerei, von der wir nichts wissen.“

Franz hörte auf diese Worte nicht, so sehr erfüllten ihn noch die in seine Seele aufgenommenen Vorstellungen und Gedanken. Es machte ihn froh, daß Andreas da sei, dem er im vertrauten Gespräch sich mittheilen könne; er eilte nach Hause und fand den Freund, der eben in der Morgenfrühe angelangt war. Aber er war

nicht allein; ein langer blondgelockter Mann mit bleichen, etwas verstörten Zügen, begleitete ihn und Franz wußte nicht gleich, wo er diesen Herrn schon gesehen. Er besann sich, als der Fremde zu sprechen anhub, daß er ihn in der Gesellschaft des Grafen Fluhm im Armidens Landhause gesehen. Schon damals war dies Gesicht ihm zuwider, und jetzt vollends, wo es sich zwischen ihn und seinen Freund zu so ungelegener Stunde drängte, konnte er die Zeichen des Mißhagens über den Gast nicht unterdrücken, so daß Andreas ihn eilig bei Seite ziehen und ihm zuflüstern mußte: „Wie siehst Du aus, mein Guter! Welch ein Gesicht! Du ziehst die Augenbraunen in einen Strich zusammen.“ — „Warum hast Du auch den Affen mitgebracht!“ sagte Franz und kniff den Freund gewaltsam in den Arm. — „Affen?“ rief er verwundert. „Er gehört zum Tugendbund. Er will Dich kennen lernen, und

ich habe Dir ein Vergnügen zu bereiten geglaubt, wenn ich ihn Dir gleich mitbrächte.“ — „Ach, Andreas, durch solche Gesichter macht man mir kein Vergnügen. Das solltest Du wissen.“ — „Gleichviel,“ rief Andreas; „er ist nun einmal da; ich bitte Dich, sei artig, begrüße ihn; er ist ein Sohn des Grafen Fluhm.“ — „Gut, Dir zu Liebe.“ — Er wandte sich rasch um und schritt auf den Grafen zu, der ihm die Hand entgegenhielt, indem er rief: „Herr von Selbitz, ich habe Ihren Vater gekannt; es war ein vortrefflicher Mann!“ — „Das sagt man,“ entgegnete der Angeredete, „aber ich sah meinen Vater sehr wenig ähnlich.“ — „Der Augenschein widerspricht dem — Sehen Sie nur näher hin,“ rief Franz und trat dem Grafen, der freundlich lächelte, dicht an den Leib, „mein Vater hatte eine krumme Nase, ich eine gerade, mein Vater große Augen, ich kleine, mein Vater hatte graues

Haar, ich schwarzes, mein Vater war ein ehrlicher Mann, und ich ein Schurke, mein Vater war ein guter Soldat, ich ein schlechter, mein Vater hatte Muth, ich bin feig, mein Vater trug seinen Siegelring am Zeigefinger, ich an dem Daumen. Mein Vater schnupfte Taback, ich keinen, mein Vater bekam nie Schläge von seinem Vater, ich aber von dem meinigen; mein Vater hat eine hübsche Frau geheirathet, ich habe keine Frau; mein Vater konnte sich bezwingen und artig sein mit Leuten, die ihm zuwider waren, ich aber versteh' das nicht. —"

„Es ist genug," rief Andreas. „Der Graf wird nun schon vollkommen eingesehen haben, daß Du das wahrhaftige Widerspiel Deines Alten bist." Der Graf lachte und nochmals Franz die Hand hinreichend, rief er: „Wie freut es mich, Sie so heiter zu finden. Man hatte Sie mir

düster und in schwarze Träumereien versenkt, geschildert.“

Franz, der den bittenden Blick seines Freundes sah, erwiederte hierauf nichts, sondern wandte sich rasch um und besah die Pferde, die vom Reitknecht auf- und abgeführt wurden. „Was habt Ihr den Abend und die Nacht gemacht?“ fragte er Andreas.

„Thorheiten,“ entgegnete dieser. „Wir haben eine Anzahl Frauen in den Tugendbund eingeweiht. Es waren sehr hübsche Mädchen darunter, und dann einige ältliche Unvermählte, denen wir's auf's Wort glaubten, daß sie der Tugend treu bleiben würden. Der verabschiedete Rittmeister, der nach Deiner Abreise anlangte, dachte sich allerlei wunderliche und ergötzliche Ceremonien aus, von denen einige etwas stark auf die Moralität drückten; namentlich die mit den zwölf Küssen, wo jeder Kuß auf eine andere Stelle des

Körpers gedrückt werden mußte. Der Rittmeister erklärte die Füße der Damen auch für ein kußbares Terrain. Ich glaube, er war betrunken."

„Es kann sein," sagte Franz, „doch damals war er gewiß bei allen seinen Sinnen, als er den Abschied nahm, gerade als der Krieg losbrach."

„Er gab zum Vorwand," entgegnete Andreas, „daß er an den Augen litte und nicht recht gut sehen könne. —"

„Die Ehre nehmlich," rief Franz.

Der Graf näherte sich wieder und sagte mit großem Ernste zu Andreas: „Wenn Sie, mein lieber Freund, der Momente Erwähnung thun, wo wir schwach und fast kindisch waren, so vergessen Sie nicht, daß wir einige Stunden vorher groß und erhaben waren."

„Ja, das waren wir," fiel Andreas rasch ein. „Wir jüngern und älteren Männer hatten ein

tiefsinniges und ernstes Gespräch. Das Elend des Vaterlandes, die allgemeine Rathlosigkeit war dessen Gegenstand. Nachdem wir uns recht in die Zerknirschung hineingesprochen und gedacht hatten, trat der Graf auf, und rief uns in Worten voll Gefühl und edler Menschenwürde zu, daß noch nichts verloren sei, daß Deutschland ewig gerettet bleiben werde, und daß die Deutschen eine so über alles Maaß hin große und erhabene Nation seien, daß Niemand, am wenigsten diese eitlen und schwächlichen Franzosen an unser Palladium die zerstörende Hand legen dürfte. Die Rede sollte noch länger dauern, als zum Unglück die Weinflaschen anmarschirt kamen.“

„Mein theurer, lieber, junger Mann!“ rief der Graf und schlang einen Arm nachlässig um Andreas Schulter, „wie leicht angeregt und empfänglich sind Sie; wie süß ist's mit der Jugend der Nation in so interessante und fesselnde Ver-

bindung zu treten. Ich, der ich wohl zehn Jahre älter bin, als Sie, darf mir schon ein Wort des Ernstes, der gewichtigen Theilnahme erlauben; und so möchte ich Sie warnen, nicht so laut von den Geheimnissen unseres Bundes zu sprechen. Bemerken Sie wohl, der junge Reitknecht dort hat schon ein paarmal forschend zu uns herübergeblickt. Er scheint sehr wenig mit seinen Pferden beschäftigt."

„Johann!" rief Franz, und der Diener kam eilig herbei. „Bist Du ein Spion?" Der ehrliche Bauer sah mit weitoffenen Augen die Herren an. „Geh," sagte Franz, „erkläre dem Herrn da, daß Du in meinem Dienst und nicht in dem Napoleons stehest."

„Wie hätte ich vermuthen können," rief der der Graf, „daß es Ihr Diener sei. Ich bitte tausendmal um Verzeihung."

„Nicht mich, Herr Graf, den Bauerburschen

da. Er hat gerade so ein Herz, wie ich im Leibe. Es ist zwischen uns beiden gar kein Unterschied. Wir tragen beide den Rock der Knechtschaft.“

„Franz! Franz!“ rief Andreas. „Du bist in einer entsetzlichen Laune! Was ist Dir geschehen? Was ist vorgefallen, während ich fort war?“

„Wahrlich nichts von Bedeutung,“ entgegnete der Gefragte, und der Graf sagte: „In Zeiten, wie diese muß jedes rasche Wort, jede rasche That nachsichtig beurtheilt und freundlich entschuldigt werden.“ Franz, der hierauf antworten wollte, wurde durch Andreas zurückgehalten, der seine Arme um ihn schlang und mit der ganzen Innigkeit seines Blicks in die Augen des Gereizten sah. Die drei verließen den Platz vor dem Hause und traten ins Zimmer. Hier, wo Franz auf seinem eigenen Grund und Boden sich be-

fand und den Wirth spielen mußte, war er zu Andreas' Freunde höflich, wenn auch kalt.

Gegen Abend erschien der Graf wieder, um die Freunde zur Versammlung abzuholen. Sie setzten sich alle in einen Wagen und fuhren auf das Landhaus hinaus. Hier angelangt, verließen sie den Wagen, bestiegen schon bereit gehaltene Pferde und lenkten in einen tiefen und dichten Tannenwald, der, eine Stunde vom Hause entfernt, seine Schatten in tiefer Einsamkeit ausbreitete. Eine Waldmühle war das einzige Zeichen von Menschennähe, später sah man eine Ziegelbrennerei ihre Glut durch die Nacht versenden; endlich war man auf einem Vorwerk angelangt, das aus einem öden, halb zertrümmerten Hause bestand, vor Zeiten eine Art Jagdschloß, wo ein alterthümlicher Saal noch erhalten stand. Als Franz vom Pferde gestiegen, streifte er noch eine Weile im Walde herum. Bei seinem Ein-

tritt ins verfallene Haus fand er, daß die Gesellschaft sich versammelt und man ihn ausgesperrt hatte. Nach vielem Rufen und Klopfen gelang es ihm endlich, Einlaß zu erlangen. Der Saal war schwarz ausgeschlagen, die zwanzig versammelten Männer saßen an einem schwarzen Tische, auf dem, zwischen sieben, in eine gewisse Form gestellten Leuchtern, ein Todtenschädel, ein nacktes Schwerdt und eine Papierrolle sich befanden. Franz wurde begrüßt und durch einen feierlichen Händedruck in der Runde herum, als ein Bruder begrüßt. Die Reden, die jetzt gehalten wurden, bezogen sich auf die neuesten traurigen Ereigniſſe im öffentlichen Leben; Franz interessirten nur die Nachrichten, die einer der Genossen von dem Lieutenant Schill mitzutheilen hatte. In gleicher Weise theilte man sich die geheimen Pläne und mißglückten Unternehmungen anderer Patrioten mit. Die Aufregung, die hier-

durch hervorgerufen wurde, dämpfte wieder eine lange Abhandlung über die Geduld und die Mäßigung in schweren Zeiten. So unter Reden und Berichten, leisen und lauten Verdammungsformeln, die über den fremden Tyrannen ausgeschüttet wurden, kam die Nachtstunde herbei und mit dem Schlage Zwölf sprangen die Thüren eines Nebengemachs auf und man sah, von einem oben einströmenden milchweißen Lichte umstrahlt, die Gestalt eines ehrwürdigen Greises stehen, in einen langen weißen Talar gehüllt, der mit einer goldenen Schlange um den Leib gegürtet war. Arme und Brust waren frei, und auf dem Haupte prangte ein Kranz von Eichenblättern. Wie diese blendende Erscheinung auftauchte, erschallte eine laute Begrüßung und ein Choral von verborgenen Sängern trug eine Hymne auf die Tugend vor. Während dieser feierlichen Töne schwieg alles, man stand; Einige senkten die Häupter,

Andere hoben sie und schauten begeistert den Greis an, der seine Arme und Blicke gen Himmel gerichtet hatte. Als der Gesang schwieg, wurde von den Anwesenden ein Schwur ausgesprochen, der Tugend, der Ehre und dem Vaterlande treu zu bleiben. Die Thüren schlossen sich wieder und Jeder nahm seinen Platz ein. Man blieb noch eine Stunde zusammen, dann verlor sich wieder die Gesellschaft, nachdem die üblichen Abschiedsgrüße gewechselt worden waren. Franz sah sich nach Andreas um; er war nicht zu finden, so zog er dann allein, mißmüthig und wenig erbaut durch Nacht und Nebel heim.

In der Nähe der Stadt kam ihm sein Reitknecht zu Pferde entgegen, der ihn nicht erkannte und an ihm vorbeijagen wollte. Franz rief ihn an und der Bursche hielt erstaunt. „Was giebt's?“ fragte der Herr. — „Ein Brief an den Herrn Walt,“ entgegnete der Gefragte. Die Angele-

genheit ist dringend, gnädiger Herr; die Person, die mir's gab, liegt im Sterben und ich sollte nur recht schnell Hülfe schaffen." — "So gieb; ich will an Herrn Walt's Stelle den Dienst leisten, wenn ich kann." — Der Diener überreichte den Brief und setzte stockend hinzu: "Doch ist's ein Geheimniß!" — "Schurke," schrie ihn Franz an, "und Du wagst es, einen Brief, der ein Geheimniß verschließt und der Dir anvertraut ist, in unrechte Hände zu überliefern?" — Er warf ihm den Brief wieder zu und wollte weiter reiten, aber der Reitknecht rief mit klagender Stimme: "So muß denn das arme Menschenleben in Tod und Elend untergehen, wenn ich den Herrn Walt nicht finden kann." Franz fühlte seine Brust von einem peinvollen Gedanken eingeschnürt; nach kurzem Ueberlegen lenkte er sein Pferd um und ließ sich von dem Diener den Weg zu einem Gasthofe niedrigen Ranges zeigen. Dort ange-

langt, stieg er vor einer engen, dunklen Thorfahrt ab und begab sich durch einen dunklen Gang in ein Zimmer im Hofe. Auf sein wiederholtes leises Klopfen wurde ihm von einer Kinderwärterin geöffnet.

Als Franz nach Verlauf einiger Stunden zurück in seine Wohnung kam, fand er zwei ältliche Herren auf der Bank vor dem Hause sitzen. Er ging ihnen vorbei, grüßte flüchtig, und Jene ließen sich nicht in ihrem Gespräch stören. Oben in seinem Zimmer angelangt, wollte er das offene Fenster eben schließen, als er Andreas' Namen von den beiden Plauderern unten genannt hörte. Er mochte nicht den Verdacht eines unberufenen Lauschers auf sich laden und lehnte deshalb zum Fenster hinaus, so daß Jene ihn bemerkten, aber weiter nicht beachteten. Er sah sich die Beiden näher an. Es waren behaglich runde Gestalten, in kurzen Leibröcken, gelbleder-

nen Beinkleidern, mit Puder in den Haaren und großen Stolpstiefeln an den Füßen. Sie hatten Hetzpeitschen in der Hand, mit denen sie an die blankgeputzten Stiefelschäfte klatschend anschlugen bei jeder Betheuerung, jedem Schwur und Fluch, die ihnen im Laufe ihres Zwiegesprächs entschlüpften. Tabakspfeifen mit kolossalen Meerschaumköpfen dampften fortwährend Wolkenwirbel in die Höhe.

„Ich sage Dir, lieber Bruder," hub der Eine an; „dieser Herr Walt ist gerade eine Personnage, wie sie mir behagt. Anfangs war es mir nicht recht, daß er nicht vom Adel ist, aber der Krieg seinerseits und mein Geld meinerseits können ihm geben, was er nicht hat. Dann muß ich daran denken, daß ich für meine Güter einen ehrlichen Verwalter nöthig habe, daß meine drei anderen Schwiegersöhne quasi vornehme Spitzbuben sind, die mich zu Grunde richten und end-

lich — Höllensapperment, muß ich daran denken, meinem Julchen zu Willen zu sein, und das Satansmädel hat sich einmal in den Burschen verliebt, wie unsere Katze in den Milchtopf der Verwalterin. Du weißt, Bruder, was mein Julchen will, das muß geschehen."

"Das riecht nach Pantoffelregiment," brummte der Andere.

"Ist's denn in Deinem Hause besser?" rief der Erste spottend. "He, altes Haus, bekenne nur. Hast Du nicht unterducken müssen, als Deine Frau den hübschen französischen Kriegskommissär — —"

"Halt's Maul, lieber Bruder."

"Nun ja, ich meine ja auch nur. Zwischen zwei alten Freunden, wie wir es sind, muß keine Affenthuerei und kein Gehänsel obwalten. Das hab' ich, straf' mich Gott, nie leiden mögen. S' ist mir pur gegen die Natur! Darum konnte

ich den Herrn Geheimerath, meinen leiblichen Herrn Bruder, auch nie leiden. Das war Dir so ein Zierbengel; immer geheimnißvoll, immer süß, immer geputzt und dabei ganz verfluchte Streiche gemacht; Streiche, wie man sie bei uns auf dem platten Lande gar nicht kennt. So lebte das Phantom mit drei Frauen in Ehebruch, und wie ich ihm eines schönen Morgens darüber leise Vorwürfe machte, nennt die süße Pflanze das eine anmuthige geniale Verirrung. O, du altes Kind, rief ich in großer Entrüstung, wie lange und wie oft verirrst Du Dich schon im Leben! Es scheint, daß Du absichtlich den rechten Weg vermeidest. Da lächelte er, und nahm eine Prise und antwortete nichts. Nachher sagte ich ihm ein Wort im Vertrauen, nehmlich daß ich herausgebracht, wie der Mann von einem dieser gefallenen Weiber ihm heimlich nachstellte, um ihn mit geschickter Art und ohne viel Federlesens vom

Leben zum Tode zu bringen. Potz Velten! da hätteſt Du meinen Geheimerath ſehen ſollen. Sein gelocktes parfümirtes Toupé zitterte ihm auf der ſchmalen Stirne wie ein Schaumkügelchen auf der Welle. Er ſpeiſete nicht mehr, trank nicht mehr, ſchlief nicht mehr — alles wegen der Todesangſt, die ich ihm in die Glieder gejagt, bis ich ihm dann ſagte, denn mich dauerte der Schmerzensmann, daß alles von mir nur Spaß und erſonnen ſei. Flugs lebte er wieder auf und jetzt iſt er wieder angeſchwemmt, wie eine in's Waſſer getauchte Semmel. In mein Stammbuch hat er mir ein Ding, ein Sonnet, geſchrieben, in welchem er mir die Tugend anpreiſ't. Mit welchem Maul nur ſo Einer von der Tugend redet! S' iſt, Gott ſtraf' mich, zu toll! Und ſo gehen ſie zu Hunderttauſenden in der Reſidenz herum; freſſen, ſaufen, verführen die Weiber, ſchlemmen, purgiren, hofiren und

der ganze Trödel ist nicht einen Schuß Pulver werth. Wenn sie endlich sterben und man sie umkehrt, fällt nur ein alter Knopf und eine krummgebogene Stecknadel aus ihren Taschen. Wittwe und Kinder überlassen sie dann der Schande und dem Hunger; sie selbst aber haben bis auf den letzten Athemzug eine kostspielige Schleckerei zwischen den Zähnen herumgedreht. Ich sagte meinem Bruder neulich; es sei Zeit, daß der Krieg mit feurigem Besen ihn und sein Gelichter endlich fortkehre; er wollte dies nicht ganz begreifen. Da sind wir auf dem Lande noch wahre Engel dagegen.“

„Na, höre! mit Deiner Engelschaft, Bruderherz, ist's auch ein etwas krauses Ding.“

„He? Was willst Du damit sagen?“

„Laß's nur gut sein. Der Transport von hübschen Judenmädchen, der neulich über Deine Grenze kam; ich glaub', es waren funfzig Stück

— Potz Miekchen! — so etwas ist doch auch nicht übel.“

„Sie waren zu einer Colonie bestimmt —“

„Ja freilich! So lange ich Dich kenne, machst Du Dir immer mit Colonieen zu schaffen. Aber wieder auf Deinen Eidam in Spe zu kommen. Wie willst Du ihn denn frei machen?“

„Der Tugendbund übernimmt es. Ich sage Dir, da sind kostbare Individuen darunter. So giebt's da einen Grafen Fluhm; das ist ein ruinirter Abentheurer, der früher Illuminat war, und in jeden Topf seine Nase gesteckt hat. Jetzt ist er ein feuriger Patriot. Er und sein Sohn sind ein paar hübsche Bürschchen. Ich kenne sie beide von meinem Bruder her, der mit ihnen eine Zeitlang verkehrte, als es in Rede stand, sie in höheren Regionen anzustellen. Aber die beiden Männerchen haben sich zu hoch veranschlagt; plat-

tirte Waare sollte man als ächtes Silber bezahlen. Die Staatsgoldschmiede legen aber gerade in schwerer Zeit ihre schärfsten Feilen an.“

„Still! sprich etwas leiser; da oben guckt ein Mann aus dem Fenster.“

„O, laß ihn gucken! Ich bin ein alter Deutscher von ächtem Schrot und Korn; meinetwegen mag mir die ganze Welt aufpassen; ich verstecke darum kein Wort und wispere auch nicht wie ein kranker Kanarienvogel, so wie es jetzt manche Ehrenmänner thun, die, seitdem der Napoleon uns so nah ist, immerdar einen rauhen Hals haben.“

„Sollen wir uns nicht auch in den Tugendbund aufnehmen lassen?“

„Ne, Herr Bruder. Seit einiger Zeit gefällt mir der Bund nicht mehr. Er fängt an wie ein altes Linsengericht, säuerlich zu riechen. Sie reden und hanthieren mir zu viel darin. Anfangs

war es die Idee, daß der Bund zur Verbesserung der Landwirthschaft wesentlich beitragen wollte; namentlich sollte über die neue Feldereintheilung, über die Bauergüter und endlich über die neue Stallfütterung discurirt werden. Da hatten ich und noch ein paar Andere den Gedanken, wir wollten Saatproben und Futterkräuter vorlegen. Es hätte etwas Großartiges werden können. Da fingen aber Etliche an, von Philosophie, Staatskram und dergleichen zu reden. Nun dacht' ich, wenn der Tugendbund ein simples Casino sein will, ohne große Menschheitszwecke, pur zum Kaffeetrinken und zum Zeitungslesen eingerichtet, so hab' ich dies kürzer und bequemer zu Hause, wo wir unter einander ein Boston-Kränzchen eingerichtet haben, wo zugleich Zeitungen cursiren, so viel nehmlich deren jetzt existiren. Ne, ein Mann muß wissen, was er thut. In den Tugendbund geh' ich nicht. Das scheint mir ein

loses Treiben. Man kann sich verflucht schnell compromittiren, wenn man nicht recht genau weiß, wo Bartel Most holt.“

„Im Grunde hast Du Recht, Bruder. Man kann plötzlich, der Henker weiß wie, von oben her schief angesehen werden. Ich hab' ein paar Rangen, die ich in's Kadettencorps bringen will. Das ist nun zwar kein Grund, aber es ist doch so 'ne Sache, verstehst mich?“

„Vollkommen. Nun ich denke, wir setzen unsern Weg fort. Es ist noch ein halbes Stündchen Weges bis zum Garten; unsere Frauen werden schon dort sein.“

Sie erhoben sich mit diesen Worten und Franz sah sie langsam um die Ecke verschwinden. Da ihm aller Frohsinn und alle Heiterkeit sehr fern lagen, so fühlte er auch jetzt durch das Gespräch der Beiden seinen Unmuth nur gesteigert. Andreas, der herzu kam, mußte ihn durch Schmei-

chen worte und durch allerlei Geplauder wieder neu beleben. Sie setzten sich an's Fenster und Einer in des Andern Augen schauend war es, als hielten ihre Seelen zuerst Zwiesprache, bevor es die schwerfälligen körperlichen Organe vermochten. Franz nahm nach alter Weise Andreas' Hand und behielt sie lange in der seinigen, endlich ließ er sie los und sagte: „Deine Hand ist kalt.“

„Armer Franz,“ rief Andreas, Du stehst so allein in der Welt. —“

„Hab' ich nicht Dich?“

Andreas sprang auf, drückte den Freund herzlich an sich und rief: „Ja, ja — Du hast mich. Wenn ich Dir genüge — dann bist Du freilich nicht allein — wirst es nie sein.“

„Eine andere Frage ist,“ bemerkte Franz; „ob ich Dir genüge. Einst als ich Dich mit Gewalt an mich zog, als ich Dich zwang, mich zu lieben,

war Dein Herz frei und Du konnteſt es mir geben, aber ich weiß, daß ich ſpäter nicht mehr Alleinbeſitzer dieſes Herzens war. Dies weiß ich, Andreas. So ſchmerzlich es mir war, Dich durch eine Liebe, die nicht die meinige war, gefeſſelt zu ſehen, ſo hab' ich doch keinen Augenblick mir dieſe Wahrheit verhehlt. Sprich nun, was iſt aus jenem Mädchen geworden, um deren willen ich weichen mußte?"

Andreas hatte ſich mit flammenden Wangen zum Fenſter hinausgewendet; er konnte den Blick des Freundes nicht ertragen, endlich als dieſer ſeine Frage wiederholte, ſagte er mit einer vor Wehmuth aufgelöſ'ten Stimme: "Ich habe an Dir, ich habe an mir, ich habe an dem Andenken meiner Mutter geſündigt. Ich bin wie Einer, der in der Morgenfrühe ausging und den die Nebel des Thals irre geleitet haben."

"Sprich deutlicher, Andreas."

„Trotz des Bundes, den ich mit Dir schloß, trotz des Gelöbnisses, das meine todte Mutter empfing, hab' ich doch jenem Mädchen Geständniß und Gewährung leidenschaftlich und frevelhaft entrissen. Ich Elender, nicht einmal ein starres Leichenantlitz, dessen Anblick drohend schreckte, hielt mich ab, die Frucht der Sinne zu pflücken. Seit diesem Augenblick peinigt mich Verachtung meiner selbst. Ich fühle mich zur Beschickung des großen Werks, das Gott in schwerer Stunde auf die Männer dieses armen Landes niedergelegt hat, unwürdig. Ein Verführter und dann ein Verführer, ein trauriger Lüstling, ein ohnmächtiger Sklave der Sinne, darf nicht mitsitzen im Rathe freier Männer, in der Genossenschaft der Geprüften und gerecht Befundenen. Ach, laß mich Franz: um mich ist's geschehen. Jene nächtliche Stunde, wo meine Jugend gepreßt an die breite marmorne Brust der schönen Nymphe, ge-

knickt und gebrochen niederfiel, hat über meine Zukunft entschieden. Vielleicht war ich zu Großem und Edlem bestimmt; mein Herz war frisch, meine Pulse schlugen glühend, da warfen mich aber die wilden Naturgeister in eine dunkle Tiefe, aus deren Gebüsch und farbigem Blumengeranke ich mich nicht wieder herauswickeln mochte, und so war's denn um mich geschehen."

„Was gedenkst Du denn mit dem Mädchen zu beginnen?" fragte Franz.

„Wahrlich, ich weiß es nicht," entgegnete Andreas. „Der Graf Fluhm, dieser edle Mann hat mir Trost zugesprochen, zu einer Zeit, als ich von Dir getrennt, jedes Trostes entbehrte und in meiner jammervollen zerknirschten Stimmung nicht wußte wohinaus; er rieth mir, mich unter jeder Bedingung von dem Mädchen loszusagen. Er sagte mir, daß das Vaterland dieses Opfer verlange; daß ich mich nicht binden dürfe;

daß eine strenge Tugend gerade in jetziger Zeit von allen Männern gefordert werde, und endlich gab er mir zu verstehen, daß mich der Bund nur unter der Bedingung, daß ich mich vom Mädchen trennte, aufnehmen werde."

„Und Du gabst nach?"

„Sprich, was sollt' ich thun? Der Rath, der Beistand, die Achtung dieser ehrenwerthen Männer war mir schon unentbehrlich geworden. Ich hatte an ihnen einen Halt. Und dann als verheiratheter Offizier, welche Rolle würde ich da gespielt haben?"

„Die Rolle eines ehrlichen Mannes."

„Wie, Franz, das sagst Du?"

„Ja, das sage ich."

„Du, ein Verächter der Weiber?"

„Lieber Andreas, das gehört gar nicht hierher. Ich finde, daß der Tugendbund mitunter sehr untugendhafte Rathschläge ertheilt. So zum

Beispiel in Deinem Fall. Wenn Du von unserer Mannesehre sprichst, so gehört gerade recht eigentlich dazu, daß man sein gegebenes Wort nicht breche, einem Bettelbuben, einem Weibe, oder einem Fürsten gegenüber, gleichviel. Du hast, wenn nicht durch Worte, so doch durch die That jenem Mädchen ein Versprechen gegeben, das Du jetzt halten mußt. Sieh, Andreas, nun bin ich derjenige, der Dich mit einem Weibe verkuppelt!" Mit diesen Worten sprang er auf, öffnete die Thür zum Nebenzimmer, und daraus hervor stürzte Maria Anna und hing sich mit einem Freudenruf an den Hals des Geliebten.

„Was ist das?" rief Andreas zu Franz. „Wo hast Du sie gefunden?"

„Sie war Dir nachgereist gekommen," erwiederte dieser; „und hier krank befallen von den Beschwerden der Reise. Ein Brief, der für Dich bestimmt war, gerieth in meine Hände. Ich

suchte das arme Kind auf, und wie Du siehst, fand es so wohl, daß ich's überreden konnte, mir zu folgen. Ich gab ihm Versicherungen, die Du, hoffentlich, nicht Lügen strafen wirst." Er ging mit diesen Worten schnell aus dem Zimmer. Andreas sah ihm mit einem schmerzlichen Blicke nach.

Franz warf sich auf sein Pferd und ritt rasch über Feld und hielt erst an, als er in den Schatten des Waldes angelangt war. An einer einsamen Stelle stieg er ab, warf sich in das tiefe Gras nieder und rief: „O Gott, was ist's mit mir! Warum dieses tobende Drängen und Pochen im Busen? Warum diese wilde ungezähmte Selbstsucht der Gefühle? Soll denn alles, alles anders in mir erscheinen, als es der Welt erscheint? Soll ich ewig einsam sein? Warum paßt auf mich kein Wiegenlied, das rings um mich her tausend bessere und edlere Menschen in wohlthätigen Schlummer singt. Warum stoße

ich Religion und Philosophie von mir, um meinen einsamen Kummer zu nähren, dem kein Trost gegeben ist, keiner! — O, wie bitter dieser Kelch! Hier ein Freund, den ich mit Flammen liebe, wie sie die Welt nicht kennt und nicht zu benennen weiß, dort ein Vaterland, ein König, dem ich auf eine Weise treu sein möchte, wie es die Welt auch nicht kennt und auch nicht zu nennen weiß. O, und Alle verlassen mich! Das innere Wort meines Daseins, ich vermag's nicht in gewohnte, Jedem verständliche Ausdrücke zu kleiden; ich habe nur die Glut, die ewig lodernde Pein, die mich vernichtet. O, ewiger Himmel, lehre mich leben, wie ich die Anderen um mich leben sehe, glücklich, zufrieden, Deinen Geboten getreu! Warum mir diese fremde, unverstandene Seele? Ich will mich in Demuth Dir beugen, nur mache mich wie meine Brüder, lösche die Flammen der Liebe und des Hasses, die der

Menge unverständlich sind. Du hast, o ewige Macht, das Opfer meines Lebens verschmäht, Du bewahrst es auf zu künftigen Geschicken, laß diese nicht schmachvoll sein. Führe mich nicht in dunkle Kammern der Unehre; oder wenn Du mich enden lassen willst, wie Tausend Andere enden, ohne Ruhm, ohne Namen und süßer Ehre Nachklang zu hinterlassen, so sei es jetzt, in dieser Nacht! Laß sie meine letzte sein. Ich kann diese dumpfe Zeit, diese thatenarme Gegenwart, während eherner Schimpf auf der Brust der Männer lastet, nicht länger ertragen. Ich kann's nicht ertragen, ohne ihn zu leben, der meiner Seele Leben war."

Er blieb die Nacht im Walde; er irrte hin und her. Bald suchte er die dunkelsten Plätze, bald flog er wieder, durch das Dickicht brechend, den lichteren Stellen zu. Gegen Morgen sank er matt hin, und kalter Schweiß bedeckte seine

Stirn. Es fanden ihn Köhler, die den Wald durchzogen, ihn aus der Erstarrung weckten und ihm sein Pferd suchen halfen. Er nahm ihre Hülfe dankend an. So arm, so hülflos, so verwais't hatte er sich noch nie gefühlt. Er wollte ohne Andreas wiederzusehen, die Stadt verlassen; nur dem Vater Hilarius, fand er sich gedrungen, noch einen Abschiedsbesuch zu machen. Als er ihn suchte, fand er ihn nicht; er mußte noch einen langen Tag in Einsamkeit harren; dann in der gewohnten Nachtstunde erschien er vor dem Häuschen und der Greis kam ihm entgegen, freundlich und mit liebevollem Ernste grüßend.

„Kann ich Sie auf ein Paar Worte sprechen?“ fragte Franz. „Gern, mein Sohn,“ erwiederte Jener. „Lassen Sie uns wieder in die Nacht hinaus gehen, wie wir schon oft gethan. Diesmal,“

fügte er hinzu, „zeigt der Himmel uns kein klares Antlitz; es stürmt —“

„Es ist das Bild meines Innern,“ murmelte Franz.

Der Greis hatte diesen Ausruf entweder nicht gehört, oder wollte ihn nicht hören. Sie gingen die Straße hinab, und als sie unter die nächtlich rauschenden Bäume traten, sagte Franz rasch: „Halten Sie mich nicht für undankbar, mein ehrwürdiger Berather und Freund, ich möchte in Ihren Augen nicht leichtsinnig und weltlich erscheinen. Die erhabenen Lehren, die Sie mir nahe gelegt, haben eine gute Stätte in meinem Geiste und Herzen gefunden, nur hab' ich nicht das geeignete Wort bei der Hand, um Ihnen dies so auszudrücken, wie ich's fühle.“

„Mein lieber Sohn — was sind Worte; sie verwirren mehr, als daß sie lösen und zufrieden

stellen. Es kommt auf den Einklang der Seelen an. Fühlen Sie, daß ein solcher zwischen uns vorhanden ist, oder sich auch nur vorbereitet, so ist dies mehr als je eine sterbliche Zunge in Worte kleiden kann. Wir wandeln hienieden als verhüllte Wesen; einen Augenblick ist's uns vergönnt, den Schleier zu lüften; erhascht da der Nebenunswandelnde einen Blick, ein Grüßen unserer Seele, dann ist der Bund geschlossen, dann kennen und lieben sich diese zwei Wesen bis an den Tod. Dort, wo alle Hüllen fallen, dort kommen sich die Geister offen, frei und glücklich entgegen, und Einer ruft dem Andern freudig zu: o, ich habe Dich auf Erden schon erkannt, mich überrascht es nicht, Dich so zu finden."

„So wünschte ich," rief Franz düster, „daß Sie mich dereinst nicht in unwürdiger Gestalt wieder finden. In der That, ich kann den Schleier

hienieden nicht lüften, auch nicht auf einen flüchtigen Augenblick; ich kann es nicht.“

Der Greis faßte die Hand seines jungen Genossen und drückte sie leise. Nach einer Pause fragte er mit einem ernsten Tone: „Kennen Sie eine Frau, die Euphrosyne heißt?“

Franz blickte ihn verwundert an und bejahte die Frage.

„Ein edles und hochgestelltes Weib,“ sagte der Greis.

Franz schwieg.

„Sie sind nicht der Meinung?“

„Doch; ja — mein Vater. Aber darf ich fragen, welchen Antheil diese Frau an unseren Gesprächen hat.“

„Keinen unmittelbaren,“ entgegnete der Greis. „Ich habe sie kennen gelernt und sie hat mir ein Geheimniß aufgeschlossen, und dieses Geheimniß ist eine Neigung zu Ihnen, mein junger Freund.“

„Eine Neigung zu mir?“

„Ja. Um ihrem kranken Gemüthe beizustehen, versprach ich, den Vermittler zu spielen. Ich thue es offen und ohne Scheu. Weshalb sollte hier auch ein Rückhalt walten? — Euphrosyne ist frei; durch den Tod ihres Mannes ist sie es vor einiger Zeit geworden.“

„Ich weiß es.“

„Und Sie thaten Schritte, sich ihr zu nähern?“

„Nein.“

„Aber weshalb nicht, mein junger Freund? Aus Allem, was mir Euphrosyne mittheilte, geht hervor, daß Sie nicht gleichgültig für sie gestimmt sind. Die schöne, junge und geistvolle Frau kann nicht verfehlt haben, auf Ihr Herz Eindruck zu machen. Dies ist nicht glaubhaft. Sie wissen aber vielleicht nicht, daß Ihre Neigung in dem Grade erwiedert wird, wie es geschieht. Das können Sie nicht wissen. Ich, als ein

alter Mann und frei schon längst vom Spiel der Liebe, ich kann in würdigem Ernste Ihnen von dem Glücke sprechen, daß diese Vereinigung auch für mich herbeiführen würde, denn ich sähe Euphrosynen gern an Ihrer Seite. Nun Sie schweigen? Sie lieben eine andere Frau?"

"Nein. Und muß man denn immer lieben? Muß denn in jeder Seele das hergebrachte Päckchen Zärtlichkeit und Zerflossenheit vorhanden sein? Ist denn das abgenutzte Spiel mit "Er und Sie" dieses ekelhafte Vaudeville-Thema immerdar das Höchste und Einzige, was in der Männerbrust leben soll? Ich kann Ihnen nicht sagen, mein Vater, wie unsäglich zuwider mir das gemeine Bild ist von "Mann und Frau," von "Ehe und Kinderseligkeit." Da wird denn so recht mit breiten Füßen Alles niedergetreten, was Erhebung, höhere Glut, Weihe der Seele heißt. O, und wenn man mir dies Elend nahe

legt, gerade jetzt, wo ich mit meinem Schmerze ringe, wo das Vaterland und die Mannesehre einer ganzen Nation vor mir in den Fieberphantasieen meiner Nächte, wie in den qualvollen Stunden meiner Tage mit Flammenzügen brennen — dann möchte ich weinen über eine Zeit, die so ganz entartet ist, und in Weichlichkeit und Liebeständelei den Ruf überhört, der sie zum freien Denken, zum großen Fühlen, zum Trotz, zur Rache, zum gewaltigen Zorn aufruft. —"

"Ich ehre diese Gesinnung," entgegnete der Greis; "aber diese Zeiten der feurigen Erregung werden vorübergehen; dann wird das Glück der Familie wieder begründet sein, dann wird es lieblich und wohlgethan sein, sich nach einer Genossin umzusehen; sich an seinem Hause, an seinen Kindern zu erfreuen."

"Gut, gut; dann werd' ich mich auch einstellen."

„Und welche Antwort soll ich Euphrosynen bringen?“

„Sagen Sie ihr, daß ich sie achte und verehre, daß ich anerkenne, wie nicht Gemeines ihre Seele bewegt, daß ich mich aber unwerth fühle, der Vater ihrer Kinder zu sein.“

Er wandte sich rasch und verlor sich in Nacht und Dunkel.

Am andern Morgen fand Andreas von Franzens Hand folgenden Brief auf seinem Tische: „Du warme, aus Sonnenschein und Liebe zusammengefügte Seele. Empfinde ganz das Glück der Zärtlichkeit, das Du neu begründet hast. Du gehörst der Menschheit, der Menge, dem Leben an; all die kleinen Sorgen des Daseins, die süßen zierlichen Geschenke der Stunde, sie sind bestimmt die Pulsschläge Deines Herzens zu begleiten. Lebe mit der Welt und ihrem Geschicke in Einklang. Laß eine Familienstube Dich warm

umgeben, küsse Deine Frau, Deine Kinder, schlürfe bis auf die Neige den Becher irdischer Freude. Begründe ein Haus, pflanze einen Garten, mache Felder urbar und geh mit den Deinigen dem Frieden und dem Glück entgegen. Wenn das Heer zurückkehrt, um die Waffen niederzulegen, so sitze Du am Abend vor Deiner Hütte und schwenke Deinen Hut den müden Streitern entgegen, laß Deine Frau ihnen einen kühlenden Labetrunk reichen. Ich versöhne mich mit der Ehe, wenn sie Dich glücklich macht. Es war thöricht, Dich mit der Habgier eines einsamen Herzens wie das meine, der Menschheit, dem Weibe, dem Glück entziehen zu wollen. Was ich Dir bieten konnte, ist die Theilnahme an jenen unterwühlenden Schmerzen, an denen die Besten und Größten unseres Geschlechts zu Grunde gingen und die ich, ein Kleiner und Armseliger, ebenfalls nicht überwinden werde. Lebe wohl,

grüße Dein Weib; sie ist schön und tugendhaft. Laß nicht eitle Vorwürfe Dein Wesen trüben. Wohin uns die ewigen Götter haben wollen, dahin führen sie uns. Noch Eins; halte Dich von dem Bunde fern; ich habe mich gänzlich von ihm losgesagt, selbst vom Vater Hilarius, doch dies aus Gründen, die mich nur persönlich angehen. Er ist ein würdiger Mann, und die Seele dieser seltsamen Verbrüderung ist am klarsten wohl in ihm ausgesprochen. Du erhältst Nachrichten von mir, wenn ich irgendwo wieder festen Fuß fasse. — Leb' wohl.“

Der Aufruf zu den Waffen.

(Brief des Amtmanns-Sohnes Anton Friebel an seine Schwester Luise.)

Herzens-Louischen; ich, der Großvater und Fritz Bleimer sind ganz wohlbehalten hier in Breslau angelangt. Wetter! Mädchen, das war eine Reise. Ich werd' mein Lebtag daran denken. Wie uns die alte Großmama entließ, wie sie mir die Famlienbibel auf die Brust legte und dabei die Worte sagte: „Ei, mein Sohn, sieh', das ist Gottes Wort, ich leg' Dir's an's Herz, damit Du weißt, was Noth thut“ und später, wie sie auf der Thürschwelle stand, der Wind ihr das bischen graues Haar und die weißen Battiststreifen der Haube emporwehte und das alte liebe

Gesicht, so ganz enthüllt und jede Muskel, jede Runzel eine Erklärung für sich von Freundlichkeit, Wehmuth und Liebe und sie die Hand aufhob und uns viel tausendmal grüßte; immer und immer wieder; es wollte kein Ende nehmen, und Du, mein großes dickes Engelchen, hinter ihr stehend, auch grüßend, auch winkend — ach, alles das blieb mir noch lange wie vor den Augen, und als wir still dahingingen, um die Hecke bogen, wo der neue Kramladen angelegt ist, dessen Besitzer nun auch fortgegangen ist, da drängte und arbeitete es in meiner Brust, als sollten Millionen Thränen ihre große Wanderung aus dem Herzen bis in die Augen hinauf antreten. Der Großvater fing schon an leise zu schwitzen; das ist ein gutes Zeichen, denn Du weißt, wir fürchteten alle wegen der großen Gemüthsbewegung würde der Schweiß ausbleiben und gleichsam nach innen schlagen, und dann würde er, wie der Doktor gesagt, krank werden müssen. Ich faßte seine Hand und rief:

„Großvater, Du schwitzest,“ und er sagte: „Ja“, da war ich denn zufrieden und konnte mich meinen eigenen Gedanken hingeben.

Luischen, wie wunderlich ist die Welt! Gleich im ersten Nachtquartier verging mir alle Müdigkeit, als ich die Reisenden an der Wirthstafel schwätzen hörte. Alles, alles sprach von dem Manifest unseres allergütigsten Königs, vom Aufruf zum Krieg, von dem Zusammentreten der ungeübten Männer, die sich in Waffen üben sollten, vom Landsturm — ach, was weiß ich? Es ging so bunt durch einander, Gesundheiten wurden dazwischen ausgebracht auf den König, auf den Kaiser von Oestreich, auf ganz Deutschland und als der Großvater vermeldete, von wannen er sei, ließ man sogar unser Dorf leben. Ich lachte und weinte. Der Vater nahm mir den starken Wein fort; es war gut, denn ich glaub', ich wäre ganz närrisch zuletzt geworden. In kurzer Zeit umarmte und küßte ich drei künftige Landwehr-

männer mit deren Söhnen, den Wirth der Schenke, zwei Musterreiter und einen Leierkastenmann, zwölf Stück an der Zahl, ich wollte eben daran gehen, auch der Frau Wirthin einen Kuß aufzudrücken, als mein Groß-Alter diesem Unsinn und diesem Taumel ein Ende machte. Wie ich in meine Schlafkammer gekommen bin, weiß ich nicht. Die ganze Nacht hörte ich Musik und Geplauder.

Wahrlich, das ganze Land ist wie toll. Du solltest nur sehen; schläfrige alte Leute, Trunkenbolde, verrottetes Gesindel — alles ist jetzt straff, munter und ordentlich. Jeder Lump wickelt sich empor und zeigt doch ein Fleckchen, wo er respektabel ist. Die ehrlichen braven Leute sind still, aber sie thun ungeheuer viel. Man sieht Barone und Grafen, die es nicht achten, mit dem geringsten ihrer Diener zusammen auszuziehen; wahrlich, Gott hat ein Wunder gethan. Die Hoch-

müthigen sind bescheiden, die Faulen thätig, die Unterdrückten selbstständig geworden. Da ist's eine Freude, Krieg zu haben, wenn's die Menschen so viel besser macht. Neulich war ich Zeuge von einem armseligen Auftritt. Ein armer Franzose hatte sich mit Mühe in das Städtchen geschleppt, wo wir eben einrückten. Er bettelte an einer Hausthür um ein Stück Brod. Die Thür ging auf, ein Mann trat heraus: „Spitzbube!“ rief er, „kennst Du mich noch? Als Ihr nach Rußland zogt, warst Du es, der in diesem Hause den Herrn spielte, der mein Weib schlug und meine Töchter beleidigte, und jetzt kommst Du und bettelst bei mir um Brod!“ Das arme Schreckbild wollte, als es diese Worte vernahm, sich eilend hinwegwenden, indem er so etwas von „Schicksalslaunen“ murmelte, da hob aber der Mann an der Thür die Hand auf, um dem Armen einen Schlag zu versetzen. Ich lief

eilend, fing den Schlag auf meiner Schulter auf und rief dem Krüppel zu: „Ich hab's für Dich empfangen, Franzmann; geh jetzt ruhig Deine Straße.“ Der Mann in der Thür lachte, der Franzose hatte aber einen ganz eigenen Blick, als er umschaute und mich ansah. Es war kein Dank darin; dazu war die Creatur doch noch viel zu stolz. Der Mann in der Thür fragte mich nun, wo ich her sei; ich sagte es ihm. „Wie?“ rief er; „Ihr geht, Euch als Freiwillige zu stellen; Du bist dreizehn und Dein Großvater nah' an Sechzig; wie wollt Ihr, daß der König Euch annehme? Borge von Deinem Großvater ein Dutzend Jahre, dann kann's sein, daß man Euch nimmt, aber so wird's ganz gewiß nichts.“ „Das ist unsere Sache,“ sagte ich trotzig. „Der Vater ist schon unter den Soldaten und es wäre eine Schande für unser Haus, wenn bei des Königs Aufgebot etwas anderes als Weiber in un-

seren vier Pfählen zurückbleiben. Uebrigens ist der Großvater nicht sechszig, sondern erst neun und funfzig und ein halb Jahr, und ich bin nicht dreizehn, sondern schon ganze fünf Wochen darüber. Ich wüßte nicht, was man an uns auszusetzen hätte.“ Der Mann in der Thür sagte darauf: „Der Großvater hat einen zu großen Bauch; im Kriege muß man behend, schlank und kühl gebaut sein.“ Ich sah ihn an, als er dies sagte und da ich fand, daß es ein Klapperbein von der ersten Sorte war, so sagte ich spitz: „Wenn das ist, warum zieht Ihr nicht in's Feld? An Speck leidet Ihr eben nicht, und wenn Euch die Kanonenkugel einen Besuch abstattet, so gehen zwölf Kerle von Eurem Kaliber in eine Grube.“ „Das nenn' ich gut geantwortet!“ rief er und lachte. „Freut mich, wenn's Euch recht ist,“ entgegnete ich ebenso und drehte ihm den Rücken.

Ich glaube, dieser Mann könnte dem Könige gestohlen werden.

Je näher wir Breslau kamen, desto stärker klopfte mir das Herz. Ich hatte für nichts Auge und Sinn. Die schönsten Häuser und Gärten ließ ich nur gerade rechts und links liegen, als wenn es Kieselsteine wären. Hunger hatt' ich auch nicht. Immer saß ich da mit brennend rothen Wangen und verhaltenem Athem. Einige mögen mich für gar dumm gehalten haben, denn ich gab verkehrte Antworten. Wo ich von Soldaten sprechen hörte, war ich dabei; eine Uniform gab mir einen Stich ins Herz. Seitdem ich vom Hause entfernt bin, rücke ich allgemach im Alter etwas vor. Die erste Lüge kostete mich gar große Schaamröthe, aber fragt man mich, so bin ich jetzt schon funfzehn Jahr; wenn es so weiter geht, bring' ich's dicht vor Breslau noch zu zwanzig. Es ist erstaunlich, wie ich wachse; mit dem

Verjüngen des Groß-Alten will's nicht so gut gehen; die Leute stoßen sich immer an den ungeheuren Bauch, und wenn ich sage, er ist erst vierzig Jahr alt, so entsteht ein Gelächter. Es ist traurig, daß wir dem König mit Lügen aufwarten müssen, aber es thut's alle Welt, und es geschieht zum guten Zweck. —

Was für Schicksale es doch im Kriege giebt, so erzählte mir neulich ein Mann in der Schenke, die Franzosen seien ganz graulich in Rußland zusammengehauen werden; unter Anderen habe man einem alten verdienten Militair so übel mitgespielt, daß nur noch die Nase von ihm übrig geblieben, und diese Nase läßt der Kaiser Napoleon, der doch immer ein Herz für seine alten Krieger hat, in Paris im großen Invalidenhause auf Kronskosten verpflegen und mit Tabak versehen. Ich wollte es anfangs gar nicht glauben, denn ich dachte, wie ist's möglich, daß eine Nase

allein und gleichsam auf ihre Hand fortlebt, aber der Mann machte ein so grimmiges Gesicht und rief mir drohend zu: „Es ist aber doch wahr, und daraus kann man sehen, welch ein Ungeheuer der Krieg ist, und wie unerhörte Dinge er zu Tage fördern kann.“ Wenn die Geschichte wahr ist, so ist's grausenvoll. Was mag die Nase nur eigentlich gefühlt und empfunden haben, als sie zu den Ihrigen zurückkehrte. Es geht mir so toll im Kopfe herum, daß ich gar nicht weiß, wo eigentlich die Welt steht.

Nahe bei Breslau wimmelte es von Menschen und unter diesen waren die meisten, Soldaten. Als wir über die Wiese gingen, saß ein Knabe am Wege, der hielt einen Maikäfer und sang dabei:

Maikäfer, fliege,
Der Vater ist im Kriege!
Die Mutter lebt in Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt.

„S' ist nicht wahr!“ rief ich. „Pommerland steht noch; ich muß es wissen, denn ich komme aus der Gegend.“ Der Knabe sah mich an und lachte schelmisch. „Ja, lache nur,“ rief ich. „Du bist mir auch so Einer, der sich damit abgiebt, falsche Zeitungsnachrichten zu verbreiten.“

Ach, Luischen, die Welt ist wunderlich — ja, aber sie ist zugleich wunderschön. Du solltest einmal die Erklärung lesen, wie's die Leute nennen, die der König hat drucken lassen. Da ist jedes Wort ein Wunder und eine Pracht. Es schimmert und glänzt von schönen und rührenden Gefühlen, als wenn man in eine Krystall-Bude hineinsähe. Vom '7. März ist's ausgegeben im Jahre unseres Herrn 1813. Ich würd's Dir abschreiben, wenn's nicht zu lang wäre, aber der König spricht darin zu allerlei Volks, nennt sie mit Namen und sagt ihnen, daß nun alle kommen sollten, um vereint den Feind aus dem Lande zu jagen. Ich

ſage Dir — glorios! Der Schulmeiſter im Dorf hätt's nicht beſſer und nachdrücklicher ſagen können. Es giebt noch immer einige altkluge und verdroſſene Leute, die da behaupten, der König hätte noch mit der Erklärung warten ſollen, denn es ſäßen noch in acht Feſtungen und im Lande herum noch 65,000 Mann Franzoſen. Aber mit den Warten iſt's nichts; wir fangen an. Der Großvater zog heute zum Spaß eine Uniform an; alle lachten, aber ich konnte nicht lachen; es iſt recht betrübend, daß der große Bauch nicht wanken und nicht weichen will; es wird am Ende doch nichts aus des Großvaters Dienſt. Aber mich müſſen ſie nehmen, denn ich bin jetzt ſchon zwanzig Jahr; Donnerwetter, das nenne ich ſchnell wachſen. Den Fritz haben wir hier in der Nähe der Stadt gefunden; er wollte nach Berlin, weil man ihm geſagt, dort ſei der König und dort müſſe man ſich melden; wir nannten

ihn einen recht großen Narren und zogen ihn mit uns in die Stadt hinein. Da war es schwer, Quartier zu bekommen; alle Kammern und Stuben voll Mannschaft. Auf den Straßen Geschrei und Lärm; Geschütz wurde herangefahren und ganze Wagenzüge voll klapperndem Eisenkram. Dazwischen sangen und pfiffen die lustigen Schlesier, die ein leichtes Blut sind. Es war ein Jauchzen, als sollte Jeder Einzelne von uns Hochzeit machen. Eine alte Wittib, die den Großvater von Olim's Zeiten her noch kannte, nahm uns auf und gab uns ein Stübchen im untern Hofraum, ein dunkles feuchtes Loch, gerade bequem, um ein paar Kälber darin groß zu füttern. Wir legten uns zu Bette, weil wir gar müde waren; kaum konnte ich das Gebet sprechen und Eurer denken, husch waren schon Gehör und Empfindung und alle fünf Sinne zum Geier. Am Morgen erwachte ich durch Trommellärm

und durch Commandoworte dicht neben der Thür unseres sauberen Kabinets. Ein Mann wurde von einem Corporal privatim einexerzirt. Es ging alles ganz schonend und lieblich und ohne Knuff und Puff ab. Man sagte mir, der blasse Herr, der die Flinte so linkisch trug, wäre sein berühmter Gelehrter und Professor, der nun auch mit ins Feld ziehen wollte. S' ist erstaunlich! — Als das Exercitium zu Ende war, ging der Professor und trank eine Tasse Bouillon; die Flinte legte er hin, wie er die Feder hinzulegen gewohnt war, und in das Riemenzeug verwickelte er sich dergestalt, daß er wie eine Ratte im Netz gefangen saß und das Kammermädchen seiner Frau herbeikommen mußte, um den gelehrten Soldaten endlich von allen Banden, Taschen und Schnallen zu befreien. Er lachte treuherzig selbst über seine Ungeschicklichkeit und rief mir zu: „Nun, eine Schwalbe macht keinen Sommer!"

Ja freilich, dachte ich, und nun gar eine solche Schwalbe! aber ich sprach's nicht laut aus, weil der gelehrte Herr doch immer recht feurige begeisterte Blicke umherwarf und an innerem, noch nicht ausgebildeten Muth zu ersetzen schien, was ihm an äußerem Anstand abging.

(Zwei Tage später.)

Juchhe! Luischen, wir sind beide angenommen! Der Hauptmann, der das Frei-Corps errichtet, hat mit sich sprechen lassen. Der Großvater hat ein hitziges Wort geredet — er kann, wie Du weißt, verdammt hitzig sein — und er hatte sich's einmal in den Kopf gesetzt, nicht abgewiesen werden zu wollen. Aber in die ersten Reihen kommen wir beide dennoch nicht; da sind eine Menge junge Burschen, theils aus den ersten Familien des Königreichs, die in gemeiner Soldatenuniform schon bereits lustig in Reih und Glied stehen. Es ist eine Freude, diese jungen, stolzen

schönen Leute zu sehen. Fritz und ich, wir wollten uns nicht trennen und so sind wir beide beim Groß-Alten geblieben, der nun, da er Soldat geworden, ganz lustig und guter Dinge ist. Neulich, als es in der Schenke einen Tanz gab, trat er ordentlich auch vor, mit einer Dirne im Arm, die Militairmütze auf's linke Ohr geschoben und Du hättest sehen sollen, wie er sich drehte und wie's den glatten Tanzboden hinabging. Wenn sie das im Dorfe gesehen hätten, sie würden Wunder! geschrieen haben. Hier fällt's aber nicht auf. Die ältesten Leute sind wie toll; das ganze Land ist im Strudel und Jubel.

Heute sah' ich unsern König durch die Straßen reiten. Es gab welche, die sich hätten vor dem Pferde auf's Pflaster werfen mögen, blos um dem Könige ihre Freude und Dankbarkeit zu bezeigen, weil er erlaubt, daß Krieg sein dürfe.

Ich setze Dir hier ein Lied bei, das ich heute

singen hörte, und das meinen Beifall hat. Höre nur:

Der Gott, der's Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte:
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde!

Ein solcher Mann will ich auch werden, wenn ich's gleich jetzt noch nicht bin. Ich beklage Niemanden, als nur die Todten, die hinweggegangen sind, ehe dieser Tag herankam, und die ihn nun nicht erschauen. So liegt so Mancher unter unsern Kirchhofslinden, dem's gar recht gewesen wäre, hier im hellen Sonnenscheine unter dem Blinken der Waffen zu stehen. Doch der Friede des Herrn sei ihnen Ersatz.

Ich will diesen Brief nun schließen; der alte Leierkastenmann Heppel nimmt ihn mit und ver-

steckt ihn unter seinen Puppen und Flitterkram. Er geht zurück nach Hause, denn er behauptet, in jetziger Zeit wolle Niemand mehr die alte Leier hören. Er kann auch nichts als immer das alte: „Bei Männern, welche Liebe fühlen“ und „Guter Mond, du gehst so stille“, das ist nun freilich nichts. Jetzt haben wir ein anderes Lied pfeifen gelernt, ein Lied, das einen scharfen Klang hat. Der alte Heppel wird Dir und der Großmama erzählen, wie ich in der neuen Uniform aussehe. Seid nur recht lustig, wenn Ihr hört, daß es zur Schlacht kommt, denn da wißt Ihr, daß wir drei, Großvater, Vater und Sohn, einen guten Tag haben. Den Kanonenkugeln wollen wir nur entgegenlachen und aus den Musketenkugeln wollen wir uns so wenig machen, als wenn es Nußschaalen wären. Ich habe für fünf Männer Muth im Leibe. Du, bleibe nun ruhig

und pflege die Alte; auch den Hofhund und die Kanarienvögel vergiß nicht.

Dein Dich herzlich liebender Bruder Anton.

(Auszüge aus einem Briefe Franzen's an den Grafen —.)

Ew. Excellenz erwarten von dem Aufruf zu den Waffen keine sonderlichen Resultate; ich erlaube mir dagegen zu bemerken, daß ich die sichere Hoffnung habe, kein Schritt des Königs werde so gesegnete Folgen haben, als gerade dieser. Zum erstenmal sehen wir die Stimme des Monarchen unmittelbar an sein Volk gerichtet, zum erstenmal die Sache der Nation eng verknüpft mit dem Interesse des Königshauses — ach, und lassen Sie mich hinzufügen, zum erstenmal sehen wir eine große und schöne Hoffnung nicht auf

den Stand, sondern auf's Herz des Menschen gestützt. Ich bin Offizier und das „Handwerk der Waffen“ ist das meine, ich hätte Ursache im Interesse meines Standes, jenes Hineinziehen der Laien zu verwerfen; aber vom Geschick des Landes bewegt fühl' ich, wie die Soldaten-Ehre der größern — der Menschen- und Volks-Ehre weicht. Es mußte eine solche Zeit kommen, wo gemeinsames Unglück die Herzen sich finden und erkennen lehrt, wo das, was uns Allen Noth thut, dem weicht, was nur einer Klasse der Gesellschaft förderlich und dienlich ist. Diese Zeit ist da. Wir haben gelitten, was nur die Brust eines Mannes zu leiden vermag; dicht an die Grenze der Schmach, aus der keine einmal ihr verfallene Ehre sich wieder hinausrettet, sind wir gedrängt worden — und zwar geschah dies uns Soldaten, uns Kriegern von Profession, uns Tagelöhnern des Ruhms, uns Privilegirten der

Ehre, uns Pächtern der Vaterlandssicherheit — uns geschah dies; da sahen wir uns nach Trost um, und wir sahen neben uns, in dichte Schaaren gedrängt, eine feurige, gesunde Jugend, gekräftigt durch den mütterlichen Anhauch der Erde, deren Dienst sie sich geweiht, gestählt durch Wetter und Sonne, in Keuschheit und Entbehrung erzogen, fern von dem Tumult und dem Staub der Städte. Den Blick dieser feurigen Augen ertrugen wir nicht; es standen die kühnen Worte in diesem Blick geschrieben: „Warum habt Ihr uns nicht gerufen? Sind wir nicht da? Sind wir nicht die Söhne ein und desselben Vaterlandes? Nennen wir einen und denselben König unsern Herrn? Hat der heimische Boden nicht uns erzeugt, wie er Euch erzeugte? Oder meint Ihr, weil wir derb von Gliedern sind, ungefügig an Sitten, der Zierlichkeit der Rede nicht mächtig, es sähe in unsern Herzen anders aus als in den Euren?

Wir empfänden minder den Stachel der Schmach und Erniedrigung, uns erfüllte die Wollust der Vaterlandliebe, der scharfe Haß gegen fremden Anfall in minderem Grade? Ihr irrt. Kommt nur zu uns herüber, tretet in unsere Hütten — wir sind Eures Stammes, Eurer Gesinnung! Wir sind Eure Brüder! Laßt Euch den Leinwandkittel nicht schrecken, wir vergeben Euch gern Euer duftendes goldgesticktes Kleid, Eure gekräuselten Haare, Eure kleinen Hände. Wenn Ihr müde seid, gebt uns das Schwerdt und laßt uns mittlerweile fechten, bis Ihr Euch wieder erholt habt und fähig seid, in die Reihen neu einzutreten.“

Ew. Excellenz werden dies nach Ihrer Denkungsart und nach der Weise, wie Sie unsere Zustände ansehen, poetische Floskel nennen; aber der Himmel ist so gütig gegen uns, daß wir laut alles, was bisher Unwahrheit schien, Wahrheit

nennen, dagegen was Wahrheit genannt wurde, jetzt als Unwahrheit bezeichnen dürfen. Eine große Unwahrheit war es aber, nur eine bestimmte Klasse in der Gesellschaft im Staat für fähig zu halten, Muth, Entschlossenheit und Kraft zu zeigen; so die Idee der stehenden Heere. Die Kriege wurden hierdurch Spiele der Politik, die auf dem Schachbrett Europa's hingeklügelten Vezirslaunen; der menschliche Inhalt, der die Kriege zu Poesieen der Weltgeschichte stempelt, der ihre Entscheidungen als Charakteristiken der Völker einzeichnet, verschwand, und um diesen Inhalt wieder zu erringen, mußten die Kabinette fallen und die Nationen erstehen. Das Volk in seiner Kraft ist bescheiden und demüthig; es wird sich keine Rechte und keine Anmaßung aus diesem einen glücklichen Falle bilden, aber es wird dankbar erkennen, daß es eine Zeit gab, wo man es beim Namen rief und ihm Vertrauen

zeigte. Der König ist sicherlich von dieser Ansicht ausgegangen und besaß er früher schon die Liebe seines Volks, so besitzt er sie jetzt doppelt und dreifach. Ich will nicht leugnen, daß uns gewohnten und eingeübten Soldaten große Beschwerde erwächst durch den Andrang einer so stürmischen und von keiner Disciplin etwas wissenden Masse; die kleinen Details des Felddienstes, die Anfangsgründe der Grammatik des Kriegswesens müssen mit Aufopferung von Zeit und moralischen Mitteln diesen Laien eingeprägt werden; dazu kommt, daß sich in Massen Unwürdige und Unbefähigte herzu drängen und daß uns keine Zeit bleibt, das Unkraut vom Weizen zu sondern — diese Uebelstände alle überwiegt jedoch, nach meiner Ansicht, die der größere Theil der Armee theilt, die Ueberzeugung, daß das Heer neues Blut und neue Kräfte einsaugt und daß manche starre Formel, die unseren Institutio-

nen anhaftete, zusammenbricht. Es kann sein, daß dieser Krieg unglücklich endet, daß wir mit allen erneuten Anstrengungen nichts erreichen, als einen nur noch tiefern Fall, dennoch aber werden wir viel gewonnen, wir werden für die Zukunft eine Saat ausgestreut haben, die nicht ohne Segen bleiben kann. Wir werden im Unglück Genossen haben, wir werden unsere nächsten Freunde und Brüder zu Theilnehmern unserer schwarzen Stunden gewinnen; anstatt daß, wenn wir das Volk jetzt zurückstießen, es dann die ganze schwere Schuld der Zeit auf uns zu wälzen einiges Recht haben würde. Es ist entsetzlich zu denken, daß es dahin kommen könnte; aber wenn es dennoch dahin käme, Liebe und Vertrauen bewiesen, die Fessel der Selbstsucht und die Schranke der Standesvorurtheile zerbrochen zu haben, dieser moralische Sieg über uns selbst wird uns dann über die

Niederlage unserer materiellen Streitkräfte einigermaßen zu trösten im Stande sein.

Ich fühle an mir selbst die Veränderung. Aufgewachsen in Verhältnissen, wie sie die erstarrten Formen der gesellschaftlichen Ordnung des achtzehnten Jahrhunderts dem Beginn des neunzehnten überreichten, hatte ich keine Ahnung von einer Volksbegeisterung, wie ich sie jetzt um mich erblicke. Mein Vater war ein Militair aus der Schule Friedrich's des Großen. Der Ruhm des großen Königs, die Glorie der Waffen, deren Erfolge Europa staunen machten und die Ehrfurcht der Nationen an die preußische Fahne hefteten, machten den Glanz und den Inhalt seines Lebens aus. Er sann Tag und Nacht darüber nach, wie es ihm gelingen möge, aus dem Geschlecht seiner aufwachsenden Söhne Männer zu bilden, die die Größe des Ruhms, die er ihnen vererbte, zu tragen und zu bewahren fähig sein möchten.

Jede andere Zeit, als seine, schien ihm klein und dürftig; das Höchste, was er von der Zukunft erwartete, war, die erhaltenen Lorbeeren zu pflegen; denn sie zu vervielfältigen schien ihm fast unmöglich. Mit diesem Stolz genährt, wuchs ich auf. Eine Reihefolge ehrwürdiger Ahnen ging vor mir her; ich wußte nicht anders, als daß der Adel allein zum Ruhm berufen sei, daß ihm allein es oblag durch den Schutz, den er dem Staate verlieh, ihm auch Glanz und Bedeutsamkeit zu geben; die übrigen Stände, die Masse der Bevölkerung war nur da die Thaten dieser bevorzugten Klasse zu bestaunen und sich ihren Erfolgen in Geduld und Ergebung zu fügen. Auf die höchste Spitze gelangte diese Selbstsucht in den Jahren, die dem ersten großen Mißgeschick, das unsere Waffen traf, vorangingen. Jener Tag prägte eine ernste und gewichtige Lehre in unsere Gemüther; in dem meinigen hat-

ten schon strenge Prüfungsstunden vorgearbeitet. Als ich am Sarge meines Vaters stand, fühlte ich, daß ich am Grabe einer untergegangenen Zeit stände. Mit den Trophäen des siebenjährigen Krieges, mit den Ordenszeichen, die den Sargdeckel schmückten, wurde der eitle und gleißende Prunk einer Zeit in die Nacht versenkt, die ihren Stolz in der Befriedigung der Selbstsucht erstrebte; eine neue erstand, die ihn in der Begründung der Idee der Versöhnung und des Menschenglücks suchte. Ein bitterer Kampf entstand in meinem Busen; ich konnte und wollte den Egoismus nicht aufgeben, der für sich selbst große Thaten erstrebt — und ich kann diesen Egoismus — was ich auch erfahren, erlitten und welche Lehren der Weisheit und Religion auch zu mir erklungen — auch jetzt noch nicht aufgeben. Aber die eitle Standesehre, der enge Geist der Soldateska — diese von mir abzuwer-

fen haben mich frühere Erfahrungen und vor allen der mächtige Sturm dieser Tage, die Begeisterung der Massen gelehrt. Und sollte es der größern Anzahl meiner Kameraden nicht ebenso ergehen? Ich zweifle keinen Augenblick daran. Ew. Excellenz sehen, daß dies eine neue Macht ist, die wir dem Eroberer entgegensetzen.

Schon sind wichtige Schritte zum Besseren geschehen. In den Landbezirken vom Rhein aus kann man nicht genug rühmen die geänderte Weise des sonst so übermüthig auftretenden Soldaten. In der bewegten Welt, in der ich lebe, kommen mir die rührendsten und erhabensten Beispiele vor Augen. Familienväter verlassen ihren Heerd, Geschäftsleute den Handlungstisch, der Reiche seinen Pallast. Wer was zu geben hat, giebt es dem Vaterlande und wer nichts zu

opfern hat, opfert ihm seine Thränen und seine Gebete. Wir fühlen uns reich, da wir arm geworden.

Leipzig.

Herr Seybold, ein berühmter Arzt in Cassel, folgte einer dringenden Aufforderung und stattete einen Besuch auf einem, mehrere Tägereisen entfernten Schlosse ab. Die Wege, da es gegen den Herbst ging, waren schlecht, die Gesundheit des ältlichen Mannes selbst leidend und nur die Hoffnung, daß er einer schwer Erkrankten werde Hülfe und Genesung bringen können, ließen den Reisenden die Beschwerden seines Weges mit Geduld ertragen. Das Schloß L— befindet sich in einer einsamen Gegend, die den Charakter des hohen Nordens an sich trägt. Große und finstere Waldgebiete wechseln ab mit Morästen und mit erst seit kurzer Zeit urbar gemachten Wiesenflä-

chen. Einzelne Landseen geben in der Monotonie ihrer unbewachsenen Ufer der Gegend keine Mannichfaltigkeit und verleihen der Landschaft keinen Schmuck. Der Arzt, als er die letzte Station vor dem Schlosse erreicht hatte, und die Nacht ihn hinderte, sein Ziel vollends zu erreichen, nahm Gelegenheit sich bei dem Postbeamten und dessen Familie nähere Umstände über die Bewohnerin des Schlosses, die seiner ärztlichen Vorsorge jetzt anheimfallen sollte, berichten zu lassen. Sein Amt und das Ehrwürdige seiner Erscheinung machten, daß man ihm unbedingt die Aufschlüsse gab, die er verlangte. Man sagte ihm, daß Frau v. W—, die Wittwe des Kommandanten, eine junge Frau von seltener Schönheit sei; daß sie vor Beginn ihres räthselhaften krankhaften Zustandes wenig in der Gegend bekannt geworden, weil sie den Umgang mit der Nachbarschaft gemieden und sich auch sonst nicht viel öffentlich

gezeigt; aber seitdem man von dem Unglück, das die junge Dame betroffen, Kenntniß habe, kämen aus der Nähe und Ferne Besuche, welche jedoch vergebens verlangten, vorgelassen zu werden. Die Frau des Posthalters wußte noch einiges über das Aussehen, das Betragen, die traurige und zerstreute Miene der Kranken hinzuzufügen; sie hätte diese Einzelnheiten häufig beobachten können, indem ihre Tochter das besondere Vertrauen der Frau v. W— besäße und fast den ganzen Tag über, auch wohl einen Theil der Nacht auf dem Schlosse verweile.

Der erfahrene Arzt nahm diese Andeutungen in solcher Weise auf, daß sie für das Gelingen des Planes, den er zur Heilung der Kranken entworfen hatte, dienlich sein konnten. Was man ihm sagte, stimmte so ziemlich mit dem überein, was er aus dem Munde der Freundin der Frau v. W— in Cassel erfahren hatte. Dem-

nach entschloß er sich, nun selbst auf's Schloß zu eilen. Er langte am Vormittage an, bezog die für ihn bereit gehaltenen Zimmer und erfuhr nun, daß die neue Lebensordnung der Schloßherrin ihr nur spät am Abend gestatte, Besuche anzunehmen. Der Diener erschien um zehn Uhr, um zu melden, daß die Empfangzimmer offen ständen. Der Arzt verfügte sich dahin, doch es verging eine Stunde, ohne daß Jemand sich zeigte. Eine lautlose Stille herrschte in dem hohen alterthümlichen, mit geschwärzten Tapeten und Meubeln nach alter Form gezierten Gemache. Der Armleuchter, der auf dem Tische stand, und ein anderer, der auf dem Rand des Kamins seinen Platz hatte, konnten mit dem Schein ihrer Kerzen nur spärlich den Raum erhellen. Mehrere alte Ritterbilder schienen bei dem ungewissen Dämmerlicht aus ihrem Rahmen herauszutreten und schattenhaft auf den gemalten Wolken des

Plafonds sich hinzulagern. Ein großer Lehnsessel mit Bekleidung von vergoldetem Leder war an's Kamin gerückt und ein Teppich von Bärenfell lag darunter hingebreitet. Der Sturm, der an den hohen Fenstern rüttelte, zog in dumpfen Klängen den Rauchfang hinab. Ein Tisch mit Büchern war in die eine Fensternische geschoben; an der Wand, dem Kamin gegenüber, stand ein Piano, und in dem Winkel lehnte eine Harfe. Die Ruhe und Einsamkeit dieses Zimmers übten auf die Seele des Beschauers den Eindruck maaßloser Trauer und Verödung aus. Das Bild eines hoffnungslosen und immer wieder auf den Gegenstand seiner Qual zurückkommenden Träumens erhob sich aus diesem Dunkel und dieser Stille. Es schien unmöglich, daß hier ein glückliches, dem Leben zugewendetes Wesen sich bewegen könne; aber wohl konnte man jene düstere Schwärmerei, jene verzehrende und durch keinen

irdischen Trost verscheuchbare Sehnsucht sich hier weilend denken, wie sie bei den unheimlichen Klängen, die der Sturm angiebt, den Stimmen verschwundener Tage lauscht und alte Bilder der Erinnerung an die wunde Seele drückt.

Der Arzt, sich aus dem Bereich dieser Traumwelt hinaussehnend, öffnete leise die Thür zu dem anstoßenden Gemache. Es war dies ein Saal von einer ungewöhnlichen Größe und Höhe. Auch hier herrschte Stille und Grabesfrieden. Ein Candelaber, in die Mitte des mächtigen Raumes gestellt, warf sein Kerzenlicht, nur die nächste Umgebung deutlich erhellend. Eine Thür ging, und in demselben Augenblick gewahrte der Arzt, wie aus der Tiefe des Saals zwei Gestalten auf ihn zukamen. Die eine war eine noch junge Frau, deren hohe, schlanke Gestalt dicht eingehüllt in schwarze schleppende Gewänder erschien, die andere ein kaum der Kindheit entwachsenes Mäd-

chen, blond, mit einem schuldlos und offen in's Leben blickenden Kindergesichtchen. Je näher diese Gruppe kam, desto schärfer traten die Züge der beiden Frauen in's Leben. Der Blick des Arztes weilte mit ungemeiner Theilnahme und mit einer forschenden Aufmerksamkeit auf dem regelmäßig schönen, aber wie der Tod bleichen Gesicht der jungen Frau. Sie stützte sich auf ihre Gefährtin und schritt, die Augen halb geschlossen, den Kopf etwas zurückgebeugt, wie im halben Traume vor. Der eine Arm war um den Nacken des Mädchens geschlungen, der andere hing leblos herab. Das Geräusch, das die leisen, hinschlürfenden Schritte machten, unterbrach die todtenähnliche Stille; jetzt wurde ein Diener hörbar, der schnell vorauseilte, um die Thür des Empfangzimmers zu öffnen. Der Arzt folgte ihm und nahm seinen früheren Platz ein, so daß die Damen, die jetzt eintraten, ihn bereit fanden,

ihre Begrüßung entgegenzunehmen. Frau v. W— nahm auf dem Stuhle an dem Kamin Platz, ihre junge Gefährtin und der Arzt ihr zur Seite. Das Gespräch war einsilbig; es drehte sich um die neuesten Ereignisse in Cassel und wurde mehr von dem jungen Mädchen unterhalten, als von der Dame des Hauses, die nur hie und da eine kurze Frage, eine flüchtige Bemerkung hinwarf. Den Brief, den der Arzt ihr übergeben, betrachtete sie mit theilnahmlosen Blicken und hielt ihn unerbrochen in der Hand. Die Uhr schlug zwölf, wo man sich trennte.

Die Mission des Arztes konnte nicht erfüllt werden, wenn es ihm nicht gelang, seine Kranke zu beobachten, ohne daß diese im mindesten Kenntniß davon erhielt. Er hatte es mit einer Seele zu thun, die in ihren edelsten Kräften gelähmt war, an deren Lebensnerv der Wahnsinn nagte. In den Kreisen einer frivolen Hauptstadt lebend

waren ihm Erscheinungen, wie er sie hier sah, noch fremd geblieben. Die Leidenschaft, in ihren zerstörenden Folgen, war ihm nie in dieser gleichsam Achtung gebietenden Größe entgegengetreten. Er sah durch ihre Angriffe eine mächtige Natur erschüttert, und sein innigstes Verlangen wurde rege, diese stolze, doch gebeugte Kraft, der menschlichen Gesellschaft wieder zu geben. Die Hülfsmittel der Wissenschaft, wenn sie kein reger und selbstschöpferischer Geist unterstützt, sind stets gering und wenig ausreichend; aber wenn sich ihrer eine Intelligenz als Mittel bedient, die nicht müde wird zu prüfen, zu sondern und zu beleben, dann kann auch die Wissenschaft Großes leisten. Herr Seybold war einer jener geistig geadelten Aerzte. Während seines Aufenthalts auf Schloß L— beschäftigte nur ein Gedanke seine Seele, und dieser war die Heilung des Tiefsinnes der unglücklichen Frau. Er verschaffte sich

Eintritt in den großen Saal zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, und hier hinter einer Tapetenwand verborgen, beobachtete er das Thun und Lassen seiner Pflegebefohlenen. Es blieb sich dies mit wenigen Veränderungen immer gleich. Der große Saal war der Schauplatz der nächtlichen Spaziergänge der Kranken, so wie er den Aufenthalt für ihre Beschäftigungen am Tage darbot. Die Fenster dieses Saals gingen auf eine Terrasse, die mit einigen Anpflanzungen im Styl der altfranzösischen Gartenkunst geziert waren. Durch die dunkle Wand der Taxushecken erblickte das Auge den Spiegel eines Landsees, und über diesen hinaus einen weiten, einförmigen Horizont. Die Kranke stand gewöhnlich an einem der Fenster und ihre Miene, indem sie die gewohnte Landschaft betrachtete, drückte Hoffnungslosigkeit und Ermüdung aus. Sie ließ, nachdem sie einige Zeit hinausgeschaut, den Vor-

hang herab und wandte sich mit einem tiefen kummervollen Seufzer vom Fenster ab, um ihren Gang durch den Saal anzutreten. Die ganze Länge desselben durchschritt sie mehremal, immer schweigend, immer vor sich hinstarrend, immer den Kopf gesenkt. Dann trat sie wiederum an's Fenster, lüftete den Vorhang und blickte wieder mit demselben kummervollen und düstern Auge hinaus. Wenn die Nacht kam, sah man sie entweder mit einer kleinen Lampe in der Hand daherschreiten, oder wenn der Mond schien, schwebte sie in dessen Glanz geisterhaft auf und ab, im hellen Schein auftauchend und dann im Schatten wieder verschwindend. Nur selten duldete sie einen Begleiter auf ihren Gängen, und zwar durften nur ein alter Kammerdiener, ihre Kammerfrau oder die junge Freundin, die sie sich zum Umgang auserlesen, ihren Schritten folgen. Sie wechselte nie mit ihnen ein Wort, das einzige Merk-

mal von der Aufmerksamkeit ihrer Gebieterin, das sie empfingen, war hier und da ein freundlicher Blick, ein Wink oder ein leiser Druck der Hand. Es konnte nichts Rührenderes geben als dieses fortwährende stille klag- und vorwurflose Leid. Der Arzt rieth, durch Bücher sie zu beschäftigen, allein ihre Aufmerksamkeit blieb nicht an dem Gegenstande gefesselt, den man ihrem Geiste vorzuhalten sich bestrebte, selbst die Stimme der Vorleserin wirkte nachtheilig auf ihre Nerven, und man mußte das Zerstreuungsmittel aufgeben; Musik hörte sie gern, doch war sie nicht dazu zu bewegen, selbst welche auszuüben. Es schien, daß die sanftesten Flügelschläge der Harmonieen schon zu erschütternd an ihre verwundete Seele rührten. Dieser Zustand hatte fast schon ein Jahr gedauert; welch eine entsetzliche Zukunft, wenn er sich bleibend gestalten sollte! — Eine belebte Statue — ein Automat, das Seele und Leben

lügt, eine der ewigen Erstarrung Anheimgefallene, die die Gefilde des Tages noch zum Schrekken der Lebenden betritt.

Es war an einem Nachmittage, als die drei Bewohner des Schlosses in dem alterthümlichen Gemach, das wir geschildert haben, beisammensaßen. Die Schloßherrin war, wie gewöhnlich, in ihrem Lehnsessel in Träumereien versunken, theilnahmlos für das, was um sie vorging; die junge Marie besprach mit dem Arzte eine Veränderung, die man im Garten vornehmen wolle, und welche dazu dienen sollte, einigen Fenstern des Schlosses, die dahin ausgingen, eine freiere Aussicht zu verschaffen. Das Gespräch wurde leiser geführt, und verstummte zuletzt. Der Arzt zog Briefe hervor und fing an, stumm für sich die Nachrichten, die ihm aus Cassel zugekommen waren, zu lesen. Der letzte Brief war mit großer Vorsicht übersendet worden, und er enthielt

Berichte über die neueſten Ereigniſſe auf dem Kriegsſchauplatz. Die gewonnenen Schlachten von Großbeeren und an der Katzbach, die Siege Wellington's in Spanien, und endlich die Niederlage Ney's bei Dennewitz gaben den Patrioten in Caſſel Anlaß zu den freudigſten Erwartungen für die nächſte Zukunft. Ein Theil des Briefes war in Chiffern geſchrieben, und während der Arzt ſich mühte, dieſe zu enträthſeln, fühlte er einen leiſen Hauch an ſeine Wange hinſtreifen; er blickte herum und ſah zu ſeinem Erſtaunen Frau v. W—, die ihm über die Schulter ſah und mit großer Aufmerkſamkeit den Brief las. „Gnädige Frau,“ rief der Arzt, „dies ſind Nachrichten, die Sie nicht intereſſiren können.“ — „Die Preußen haben geſiegt,“ bemerkte ſie. — „Ja,“ entgegnete er; „die verbündeten Heere dringen raſch vor.“ — „Das iſt mir lieb zu hören. Was enthält dieſer Theil, der mit Chiffern geſchrieben

ist?“ — „Gnädige Frau, es sind Vermuthungen meiner Freunde; etwas gewagte Vermuthungen, wie ich gestehe, und die sich auf die Dauer des Königreichs Westphalen beziehen.“ — „Ah so; das interessirt mich nicht. Was weiter?“ — „Man erkundigt sich nach Ihrem Befinden, gnädige Frau.“ — „Das ist unnütz; ich befinde mich sehr wohl. Schreibt man ihnen nichts darüber, wo man die nächste große Schlacht im Kriegsplane hinverlegt? Etwa nach Berlin?“ — „Das läßt sich nicht denken, dorthin ist dem Kaiser der Weg durch die letzten Ereignisse abgeschnitten; ich würde aber meinen, daß in Dresden oder in der Lausitz bald ein entscheidendes Treffen vorfallen werde. —“

Frau v. W— setzte sich wieder in ihren Armstuhl. Während seines Aufenthalts auf dem Schlosse hatte der Arzt noch nie die Dame so viel sprechen hören, als es jetzt geschehen war.

Schon dieses Zeichen der Theilnahme, das sie zeigte, war überraschend. Der Abend hierauf verging wie gewöhnlich; am Morgen des nächsten Tages kam der Diener zu einer ungewöhnlichen Stunde, um den Arzt zu der Gebieterin zu rufen. Er fand sie völlig verändert; sie fixirte ihn mit lebhaftem Blicke, sie erwiederte seinen Gruß mit Aufmerksamkeit, ihre Gestalt war aufgerichtet, ihre Haltung besonnen, ihre Miene erregt und wechselnd. „Ich möchte eine Reise antreten," hub sie an. „Wollen Sie mich begleiten?" — „Eine Reise? und wohin?" — „Nach Dresden." — „Wir werden kaum hingelangen. Die Straßen sind unsicher." — „Was thut das? Uns wird man nicht anfallen und plündern. Ich reise in sehr bescheidenem Aufzuge; meine sämmtliche Dienerschaft bleibt hier; ich habe nur einen einzigen treuen Begleiter nöthig, zu dem ich Vertrauen habe. Wenn Sie's nicht sein wollen, so

werde ich meinen alten Haushofmeister engagiren.“ — „Aber, meine Gnädige!“ — „O, ich liebe keine Einwürfe. Mein Entschluß steht fest; ich reise.“ — „Nun wohl; so werd' ich Sie begleiten.“

Der Arzt gab diese Zusage in der Hoffnung, daß der excentrische Plan in der nächsten Viertelstunde wieder aufgegeben sein werde; allein er täuschte sich. Die Reisevorbereitungen waren mit großer Schnelligkeit getroffen; sie waren in der That von so einfacher Natur, daß sie nicht die Bemühung eines großen Dienstpersonals nöthig machten.

Als der Reisewagen den alten Schloßhof verließ, brach Frau v. W— in Thränen aus; sie beugte sich aus dem Wagen und ihr Blick hing an den geschwärzten Zinnen und Mauern des Schlosses. In einem Erkerfenster stand die junge Marie, blühend wie eine Rose und wie der Geist

einer neuen Zeit, der in die alterthümliche Behausung eingezogen, und winkte den Reisenden ihre Abschiedsgrüße zu. Sie hatte versprochen, bis zur baldigen Zurückkunft der Schloßherrin die Gemächer derselben zu bewohnen.

Zwei Tage bereits hatte die furchtbare Schlacht, die das Schicksal der Völker entscheiden sollte, gewüthet. Ewig denkwürdige Thaten waren geschehen, zahlreiche Opfer waren gefallen, aber den künftigen Geschlechtern waren erhabene Vorbilder des Muths und der Heldengröße gegeben worden. Der Morgen des achtzehnten Octobers brach an. In einem kleinen Hofzimmer eines Hauses, das an der Landstraße lag, saß ein junger preußischer Offizier, der den Arm in der Binde hatte, und in einem Buche las. Das tief

herabgebrannte Licht vor ihm zeigte, daß der Leser mehr mit seinen Träumereien als mit dem Inhalt der gedruckten Seiten beschäftigt war. Dunkelheit herrschte in dem engen Raume. Der Ruf der Wachen ertönte durch die Stille. Jetzt schob der einsame Leser das Buch weg, stand auf und machte einige Schritte durch's Zimmer. Er blieb vor dem Fenster stehen, öffnete es und ließ die kalte Morgenluft über sein Antlitz und die halbgeöffnete Brust hinstreifen. Als er sich umwandte, um seinen Platz am Tische wieder einzunehmen, fand er diesen bereits von einer dunklen Gestalt besetzt, die in einem faltenreichen Mantel da saß und das Haupt auf den Arm stützend, vor sich hin zu brüten schien. Ein lebhaftes und für den Augenblick nicht zu bemeisterndes Grausen fesselte den Fuß des jungen Mannes an den Boden. Es war ihm nicht möglich, dem Verhüllten zu nahen; noch weniger konnte er den

Gedanken ertragen, daß dieser sich umwenden und ihm sein Antlitz zeigen werde. Regungslos stand er daher dem nächtlichen Bilde gegenüber. Jetzt ließ die Gestalt den Arm sinken und hob langsam den Kopf, doch in dem Augenblick, da die Züge dieses gespenstigen Wesens dem erschreckten Beobachter hätten offenbar werden müssen, flakkerte das Licht noch zum letztenmale auf und erlosch. Es war finster. Der Offizier öffnete die verschlossene Thür und als er mit Licht zurückkehrte, war die Erscheinung verschwunden. Eine kurze Zeit darauf trat ein Gast ins Zimmer.

„Andreas!“ rief Franz; „ich werde den morgenden Tag nicht überleben.“

„So könnt' auch ich sprechen;“ entgegnete der Herzutretende. „Ich hörte dies schon vor zwei Tagen von Kameraden sagen, die doch noch verschont geblieben sind. Wenn irgend Einer im Feuer war, so bist Du's gewesen.“

„Auch Du!“ rief Franz lebhaft. „Und doch wirst Du leben und ich werde sterben.“

„Hast Du Dir das nicht gewünscht?“

„Freilich wohl; aber so sind wir arme Creaturen aus Staub. Wenn das Haus unseres Lebens wankt, dann ist dessen Bewohnerin, die hochmüthige Seele, doch kleinlaut und verzagt. Wahrlich; es denke Niemand gering vom Tode. Er haucht eine furchtbare Kälte aus! Oh! —“

Andreas trat näher und bemerkte erst jetzt die fahle Bläße, die auf Wange und Stirn des Sprechenden ruhte. Franz warf sich an seine Brust, indem er rief: „Erwärme mich, Freund; laß mich an Deinem Herzen ruhen. O Gott! sage mir — werden wir uns jemals wiedersehn?“

„Franz! Es giebt einen Gott; es giebt ein ewiges Leben.“

Du sagst's; aber wer verbürgt Dein Wort. Das Wesen, das kurz vor Deinem Erscheinen

bei mir war, o Gott, es zeigte nur Schrecken, keine Hoffnungen.“

„Von welchem Wesen sprichst Du?“

„Still! Nenne seinen Namen nicht. Es ist grausenvoll, daß auf dieser schönen farben- und lichthellen Erde ein solcher Schatten wandeln darf.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Andreas! bleibe mir treu! Auch jenseits bleibe mir treu! Es ist ein ungeheurer Schmerz ohne Liebe leben zu müssen. Denn leben werde ich. Die wilde Sehnsucht, die mich durch diese Erdennacht trieb, sie muß irgendwo gelöscht werden; es kann nicht immer flackern und brennen. Aber so wie ich hienieden, wenn es mir zu heiß wurde, in Dein liebes kühles Auge, wie in einen Waldquell, tief hineinschaute, und mir die Seele kühlte, so muß ich auch jenseits Dein Auge haben. Was hülfe mir der Gruß des Engels, wenn

er mir eine fremde unverstandene Seligkeit bringt. Hier, dies Herz, will befriedigt sein."

„Ich werde Dir treu bleiben," sagte Andreas fest.

„Du willst es, also folglich wirst Du es auch können. Gegen einen ächten wahren Willen kann selbst ein Gott nichts."

Andreas wandte sich ab und sagte leise: „Du frevelst."

„Nein, mein Treuer! Das ist kein Frevel. Es liegt ja Demuth in dem Bekenntniß; denn daß ich so groß sein kann, das danke ich ja dem, der mir die Kraft gab. Gott kann nicht gegen Gott sein. Du siehst's an mir. Ich wollte den Schlachtentod und jetzt wird er mir."

„Nein, nein, Du wirst nicht sterben. Wir werden beide Deutschlands Befreiung erleben. Noch späte Jahre wird die Erinnerung dieses Augenblicks füllen."

„So hoffst Du? Möchtest Du alt werden? Möchtest Du den großen Morgen der Freiheit überleben?“ —

„Die Verhältnisse würden sich dann wieder ordnen,“ sagte Andreas.

„Gerade diese geordneten Verhältnisse,“ warf Franz rasch ein, „gerade die sind's, die ich nicht erschauen möchte. Wir haben es glücklich getroffen; wir haben die Menschheit im Festkleide gesehen; sie hat sich uns edel, groß und begeistert gezeigt, wehe den Tagen, die nach diesen kommen; das Gemeine, das ewig unveräußerliche Erbe wird dann wieder in seine Rechte treten, und wie ein zurückgedrängter roher Machthaber wird es dann durch tausend kleine Martern der Menschheit empfinden lassen, daß sie auf Augenblicke sich seiner Herrschaft zu entziehen gewagt. Wir werden dann stehen und zusehen müssen, wie man mitleidig über unsere Jugend und unsere Träume lächelt.“

„O, das wird man nicht.“

„Das wird man. Glaube mir. Ja, was noch entsetzlicher ist, wir selbst werden Augenblicke haben, wo — Gott, es ist schrecklich zu sagen — wo wir das, was wir empfanden, Thorheit nennen werden. Und wenn wir im Geheim auch dem beleidigten Gott unserer schönen Jugend Abbitte thun, öffentlich werden wir ihm doch immer wieder ins Gesicht schlagen und ihn verleugnen.“

Andreas schauerte zusammen und verbarg sein Antlitz an der Brust des Freundes.

Der erwachende Lärm des Lagers tönte in die stille Stube hinein, wo die zwei Genossen eng umschlossen standen. Sie schwiegen, denn ihre Herzen waren zu voll. Ein Gott hatte sie wie köstliche Schalen bis oben hin mit süßem berauschenden Nektar der Jugend gefüllt. Es war die üppigste Seligkeit, die wie eine Blume ihren Kelch erschloß und sich ganz, bis in die innerste

Tiefe hinein, mit der Ewigkeit der Liebe füllte. Der Tod rührte an dieſe edlen Herzen, aber ſein Finger bewirkte nur, daß die Nektarfülle ſchwankte, wie ein goldener Wein im Becher, und nur glühendern und tiefern Schimmer von ſich gab. Was auch das wechſelvolle Leben ihnen gebracht hatte, wie oft auch ein Schauer des Erkennens über ihre Herzen gegangen, ſo ſtark und unzerreißbar hatten ſie das Band nie gefühlt, als gerade jetzt. Sie trennten ſich und gingen feſt und beſonnen a· das blutige Tagewerk.

Der Zufall fügte es, daß am nächſten Tage faſt um dieſelbe Stunde einer dieſer jungen Männer, die in der Friſche und Blüthe des Lebens neben einander geſtanden, in daſſelbe Zimmer todtverwundet hineingetragen wurde. Es war Franz. Er lag ohne Lebenszeichen da, ſeine Bruſt war zerriſſen, der rechte Arm fehlte. Daß der Verwundete dem Haufen der Leichen entriſ-

sen worden war, dankte er dem Chef seines Corps, der ihn hatte fallen sehen und Befehle ertheilte, ihn aus dem Gedränge zu tragen. Der Wundarzt war jetzt mit ihm beschäftigt; er verließ ihn, nachdem er den Verband angelegt, um zu Anderen, die seiner Hülfe bedurften, zu eilen. Franz erwachte aus tiefer Ohnmacht; die Laden des Zimmers waren noch geschlossen, er hörte an einem derselben pochen und eine Stimme rief: „Kamerad, wenn Sie es irgend möglich machen können, so kommen Sie zu einem Freund, der Sie herzlich bittet, bei seinen letzten Augenblicken gegenwärtig zu sein!“ Franz fühlte keine Schmerzen, die Stimme mit ihrem wundersamen Klang hatte Leben in seine schon erstorbenen Glieder gesenkt; er erhob sich, warf den Mantel um und verließ das Haus. Eine Gestalt, die in dem Dunkel der frühen Stunde kaum sichtbar war, ging voran und blieb, nachdem sie einen nahen Sei-

tenweg eingeschlagen hatte, vor einer zerstörten Gartenwohnung stehen. Franz öffnete die Thür und zwei Arme streckten sich ihm entgegen. Er warf sich auf die Kniee nieder und während er rief: „Da bin ich! Wie Du einst zu mir kamst, so komme ich jetzt zu Dir!“ — stürzte er zusammen und das Blut aus der Brust überströmte die bleiche Gestalt des Freundes.

„Um Gotteswillen, Franz, Du stirbst —“

„Noch nicht — aber bald wird's aus sein!“ Er sprach diese Worte und hielt inne, um auf den Siegeschoral zu lauschen, der von den Thürmen Leipzigs niedertönte. Ein Lächeln, wie ein Glanz, umspielte sein Antlitz. Er suchte Andreas' Hand, zog sie an seine Brust, und — sein Geist war entflohen.

Andreas überlebte den Freund nur wenige Stunden.

Als die beiden Leichen mit so vielen andern,

die man den blutigen Schlachtfeldern entrissen hatte, in der Vorhalle einer der Kirchen Leipzigs ausgestellt standen, sah man gegen die Abendstunde eine Frau erscheinen, die aufmerksam suchend zwischen den Bahren hin- und herging. Endlich stand sie mit einem Schrei, der aus der tiefsten Brust hervordrang und an dem Gewölbe wiederhallte, an einer Bahre still und winkte die Fackel näher. Sie warf sich über die Leiche und küßte den bleichen Mund; sie schlang ihre schönen Arme, die in schwarze Flöre gehüllt waren, um den Leib des Todten, und noch einmal berührten ihre Lippen die seinen. Dann erhob sie sich und verließ wie in eiliger Flucht die Halle. Die düster brennende Fackel folgte ihr, wie ein Stern, der sich vom Mantel der Nacht abgelöst hat, irre dahinflattert. —

Aus einem Briefe Armidens an Delphine theilen wir folgende Stelle mit. — — Die Leipzi-

ger Völkerschlacht hat Deutschland befreit — ich weiß nicht, ob ich mich hierüber freuen soll; aufrichtig gestanden, es ist mir ziemlich gleichgültig. Ich habe die Politik nie geliebt; sie macht die Männer nur zerstreut und zuletzt langweilig. Es ist dabei schade um das hübsche Königreich, das man hier etablirt hatte, und das nun wie ein Kartenhaus zusammengefallen ist. All' die hübschen jungen Franzosen ziehen fort. Du — mein Schatz — wirst nun wieder in Dein Kloster zurückgehen; die Prinzessin ist vollkommen in ihre Aemter und Würden wieder eingesetzt. Man sagt, es soll jetzt alles sehr fromm und sehr sittlich werden! Recht schön; da will ich vorher recht geschwind sterben. Langeweile sollt Ihr mir nicht machen; den Triumph will ich Euch nicht gönnen; das sollt Ihr nur wissen. Die arme Euphrosyne, die ist nun in der That aus Liebe wahnsinnig geworden. Ich meinte, das käme nur

in Romanen vor. Aber wie nennst Du die Impertinenz dieses jungen Menschen, der so aus der Welt ging, vollkommen unbezwungen von uns Frauen. Ich gesteh', so etwas reizt. Und ich begreife Euphrosynens Thorheit. Wenn ein Gott vom Himmel herabgestiegen wäre, um sie zu lieben, sie hätte ihn kalt von sich gewiesen, aber jetzt ist sie es, die zurückgewiesen wird und nun brennt sie lichterloh. Da mußten nun Zwei sich treffen, die beide Sonderlinge in der Liebe sind. Der Stolz des Weibes hat diesmal dem Stolz des Mannes weichen müssen. Die Grillenfänger und Poeten werden nicht verabsäumen, in diesen beiden etwas Besonderes, vielleicht sogar Erhabenes zu finden; ich sehe nur simpel Caprice darin. Dem Himmel sei Dank; ich bleibe, was auch kommen mag, meiner Philosophie treu. — Mein Mann ist sehr geschickt bei der Hand gewesen, der neuen Regierung, oder vielmehr der alten,

sich im vortheilhaften Lichte zu zeigen, so daß wir keine Verluste erleiden werden. Ich lass' meine Diamanten, die Jerome's Namen und Krone tragen, neu in Fassung setzen, das ist bald geschehen und auf dem ersten Hofballe werde ich vollkommen neu uniformirt erscheinen können. — Das arme Kind, die Pfarrerstochter, hat sich wieder hier eingefunden und hängt in Kummer ihr Köpfchen. Sie hat von dem kleinen Erbe ihres Vaters Besitz genommen und bewohnt jenes Häuschen, wo, wie ich mir habe erzählen lassen, die traurige Kleine zum erstenmal den Becher des Erdenglücks an ihre Lippen brachte. Ja wohl, das begreife ich. Sie wird noch als ein altes Mütterchen dort sitzen. Nun, Liebste, gute Nacht! ich rufe Dir dies lächelnd über Schlachtfelder voll Leichen herüber. Gute Nacht. —

Gedruckt bei C. Feister in Berlin.

In unserm Verlage sind erschienen und erscheinen:

Der falsche Woldemar. Historischer Roman in 3 Bden. von W. Alexis. Preis 6 Thlr.

„Weil ich Euch Brandenburgische Geschichten erzähle, was kümmere mich, rufen wohl Einige, der deutsche Adler? den solle ich fliegen lassen und im Lande bleiben. — Ich kann's nicht! — Denn Brandenburg war nur ein Glied, ein theures Glied, meine ich, und will's Gott, soll es bleiben, des deutschen Körpers. Und was den zerreißt, zerreißt es mit. Ich erzähle Euch Brandenburgische Geschichten aus alter Zeit; aber ich meine: es sind deutsche Geschichten. Denn was Brandenburg litt, litt das deutsche Reich auch. Es griff sein Herz an und zehrte das innerste Blut. Die Untreu und die Falschheit, die schlaue Kunst doppelzüngiger Rede und schöner Worte um schlimme Dinge, daß die Völker getäuscht wurden, hub damals an, und was die Großen thaten, wirkte auf die Kleinen zurück."

Der falsche Woldemar. Band III.

Diane. Roman in 3 Bden. von A. v. Sternberg. Pr. 4 Thlr.

Andalusien. Spiegelbilder aus dem südspanischen Leben, von einem jungen Deutschen. Herausgegeben von Dr. W. Häring (W. Alexis). Pr. 1½ Thlr.

Ein Werk, das uns zum Erstenmale mitten in das spanische Leben führt, wie es ist, nicht wie Flüchtigreisende es betrachten, und durch die Reichhaltigkeit seines interessanten Inhalts sowohl als durch die anspruchlos lebendige Darstellung dauernden Werth hat. Der Verfasser dieser geist- und gemüthvollen Skizzen starb in Spanien noch vor Vollendung des Drucks.

Aus dem Kaukasus. Von Roman Freiherrn von Budberg-Benninghausen. Nach Lermontoff'schen Skizzen. Pr. 1½ Thlr.

Als ein fein treffendes Sittengemälde russischer geselliger Zustände im Kaukasus gewürdigt und anerkannt.

Urban Grandier oder Die Besessenen von Loudun. Von W. Alexis. Eine Geschichte aus den Zeiten Richelieus. In 2 Bänden. Preis 3⅓ Thlr.

Ein Nachtstück aus den Zeiten Richelieus. „Aus dem großen Buche vom Wahnsinn, das in immer neuen, vermehrten Auflagen gedruckt wird, das in jeder Nation, in jedem Zeitalter Zusätze erhält, eine schwarze Pagina. Verwandtes ist freilich oft, Gleiches vielleicht nie vorgekommen"

Vierzig Jahre. Von Karl von Holtei. 4 Bände.

Wahrheit, keine Dichtung. In der Biographie des Dichters — seine Lebensgeschichte ist zugleich die des deutschen Theaters in den letzten vierzig Jahren — dürfte jeder Leser ihm nahestehende Personen und Verhältnisse berührt finden, da Holtei in seinem viel bewegten Leben mehr sah, hörte und miterfuhr, handelnd und leidend, als vielleicht je vor ihm ein deutscher Dichter. Ueber den ethischen und ästhetischen Werth dieser mit noch nicht dagewesener Aufrichtigkeit abgelegten Bekenntnisse, über ihre Wichtigkeit auch in pädagogischer Hinsicht, haben sich alle urtheilsfähige Stimmen ausgesprochen, und das Interesse an dem Mitgetheilten wächst mit jedem Bande. Je zwei Bände: 3½ Thlr.

Friedrich Staps. Erschossen zu Schönbrunn, bei Wien, auf Napoleons Befehl im October 1809. Eine Biographie aus den hinterlassenen Papieren seines Vaters M. Fr. Gottl. Staps, und Carl Johann Friedrich Schulz, erschossen zu Kyritz am 6. Septbr. 1807 auf Befehl des französischen Gouvernements. 1 Thlr.

Mit Staps' Silhouette und Handschrift.

Moses. Drama von Sigismund Wiese. Pr. 1⅓ Thlr.

Jesus. Drama von demselben. Preis 2 Thlr.

Die heiligen Gegenstände mit der frischen, selbst seine Form sich schaffenden, ganz eigenthümlichen Kraft Sigismund Wiese's aufgefaßt; treu an den Evangelien haltend, und doch mit innerer Gluth, mit heiliger Phantasie und im Dienst des Geistes, der über den Buchstaben herrscht, schöpfend und darstellend, wo sie nur andeuteten. Werke, nur für einen kleinen auserwählten

Kreis, der aber größer werden dürfte durch die Kenntnißnahme dieser eigenthümlichen Dichtungen, deren Form und Geist den Anforderungen der Gegenwart entspricht. Die Zeit der Messiaden ist vorüber; die Religion der Gegenwart fordert nicht Thränen und Klagen, nicht immer nur Rückblicke auf das todte Meer und seine Salzsäulen, sondern Wärme, Trost, Hoffnung, eine lebenvolle Zukunft, welche die Begeisterung des hoffenden, nach vorwärts blickenden Dichters ihr spenden soll.

Rußland und seine Völker. Von Wilhelm Müller (Verfasser der „Bettlers Gabe.") Pr. 1¾ Thlr.

Nicht der Staat Rußland und seine Diplomatie und Gesellschaft; sondern das Volk und Land in seinem eigenthümlichen Leben, seinen Sitten und Gebräuchen, seinen Spielen, seinem Aberglauben, seinen reichen Sagen und Erinnerungen, von einem Manne geschrieben, der es durch zwanzig Jahre kennen lernte, mit der blühenden, phantasiereichen Darstellung, die man vom Verfasser der Bettlers Gabe kennt, die fortreißt und fesselt: Ein nothwendiges und noch nicht gebotenes Gegenstück zu den Schattenseiten, welche Europa aus den berühmten Werken eines Kohl, Custine u. A. kennen lernte, ein Buch zur Unterhaltung und zugleich zur Belehrung.

Gedichte. Von Roman Freiherrn Budberg-Benninghausen. Preis ⅔ Thlr.

Gedichte, die durch ihre Frische, Gemüthskraft und den Geist der Versöhnung schon allgemein Anerkennung im Publikum wie in der Kritik gefunden.

Lebenssymptome. Gedichte von A. Horwitz. Preis 1 Thlr.

Symptome, die jeder freudig begrüßen wird, der mit dem Verfasser aus der geistreichen Zerrissenheit der neuern Poesie zum Frieden des Geistes strebt.

Neues Gährungsmittel, für Brenner, von Lesser Levy, Oberbrenner auf dem Königl. Domainen-Amte in Arndsee. Pr. ½ Thlr.

Eine beachtungswerthe Schrift eines praktischen Brenners, der Handlung von einem der hochgestellten ersten Gelehrten und Praktiker Berlins empfohlen.

Warren Hastings. Ein Vortrag, gehalten am 9. März in der Singakademie von Dr. W. Häring. 8 Sgr.

Ferner erschienen bei uns folgende Flugschriften, meist gewichtige Zeitfragen berührend:

Die Kunstbestrebungen der Gegenwart. Von Anton Hallmann, vormals Königl. Preuß. Hof-Bau-Inspector. Pr. ½ Thlr.

Eine Schrift im Geist des Fortschritts, wie er im Gebiete der Kunst noch keine beredteren und bewußteren Vorkämpfer gefunden hat. Die Kritiken dafür und dagegen, welche alle Zeitschriften lieferten, sprechen genügend für das Aufsehen, welches Hallmanns Ansichten erregt.

Die Memoiren der Lafarge. Für Richter und Aerzte. Ein Beitrag zur Gesetzesrevision. Von A. v. Oppen, Königl. Preuß. Geh. Ober-Revisions-Rath (vormals Landgerichts-Präsident zu Cöln). Pr. ⅓ Thlr.

Keine Gelegenheitsschrift; nur bei Gelegenheit des berühmtesten Criminalfalls der Gegenwart entwickelte Ansichten, über deren Gediegenheit und Wichtigkeit für die Gesetzgebung und die gerichtliche Arzeneikunde schon gewichtige Stimmen sich aussprechen.

Zur Judenfrage. Statistische Erörterung. Vom Königl. Preuß. Geh. Ober-Reg.- und Staatsrath Dr. Hoffmann. Pr. ⅙ Thlr.

Die Sitte ist besser als das Gesetz. Eine Protestation gegen das neue Ehescheidungsgesetz. Pr. ⅙ Thlr.

Die Schrift, welche den Reigen anführte der gediegenen und wirkungsreichen Opposition, die durch ganz

Preußen sich gegen den Entwurf des neuen Ehescheidungsgesetzes erhob.

Ein Wort für ein neues Ehescheidungsgesetz. Sendschreiben an den Verfasser der Schrift: „Die Sitte ist besser als das Gesetz.“ Pr. ½ Thlr.

H. W. Dove. Ueber die Witterungsverhältnisse von Berlin. Pr. ½ Thlr.

Die berühmte Rede, gehalten am 29. Januar 1842 im Vereine für wissenschaftliche Vorträge in der Berliner Singakademie. Der Titel: „Witterungsverhältnisse von Berlin“ hat nur eine scherzhafte Beziehung auf das Auditorium, vor dem sie zuerst gehalten wurde. In dem geistvoll humoristischen Vortrage ist summarisch alles zusammengefaßt, was über die Witterungskunde bisher wissenschaftlich constatirt. Das kleine gehaltvolle Buch hat für alle Zeiten und Orte dauernden Werth

---

Zahlen frappiren. Eine Gegenschrift gegen das Werk: Preußen „seine Finanzen“ von Bülow-Cummerow. Zweite vermehrte Auflage. Pr. ⅛ Thlr.

In Opposition gegen die financiellen Darstellungen in der berühmten Schrift, vertheidigt diese insbesondere die vom Staate ins Werk gesetzte Veräußerung der Domainen, und stellt die wohlthätige Wirkung derselben auf Volk und Land ins hellste Licht.

Vier Variationen auf ein Zeitthema. Von (Criminaldirector) Dr. Julius Eduard Hitzig. Pr. ⅛ Thlr.

Aufsätze über die Frage: wie inländische Angelegenheiten in inländischen Zeitungen zu besprechen seien. Hitzig's Vota hatten ihrer Zeit in dieser Sache schon einen Sieg davon getragen, wie das Vorwort bezeugt. Diese Aufsätze gehören noch heute zu den schlagendsten Documenten dafür, daß wir auf der Uebergangsperiode einer andern Zeit in unsern inländischen Zuständen uns befinden.

Ueber die Anstellung der Theologen an den Deutschen Universitäten. Theologisches Votum. Pr. ⅓ Thlr.

Der Ernst des Gegenstandes, die Dringlichkeit der Frage und die Würde der Behandlung sprechen für sich selbst und geben dieser Schrift auch noch jetzt Bedeutung, nachdem die jüngsten Vorfälle, welche die Frage veranlaßten, schon der Geschichte angehören.

Die juristische Facultät der Universität zu Berlin, seit der Berufung des Herrn von Savigny bis zur Niederlegung seines akademischen Amtes, und deren erforderliche Umgestaltung. Preis ⅓ Thlr.

Ueber die Aechtheit der Ossianischen Gedichte. Von Dr. H. F. Link, Königl. Preuß. Geh. Med.-Rath, Prof., Ritter u. s. w. Preis ⅓ Thlr.

Erstes Erkenntniß des Königl. Ober-Censur-Gerichts zu Berlin. Preis $\frac{1}{6}$ Thlr.

Neuestes Werk:

Jena und Leipzig.

Eine Novelle in 2 Theilen

von

A. v. Sternberg.

Pr. $3\frac{1}{2}$ Thlr.

Buchhandlung des Berliner Lesekabinets.
